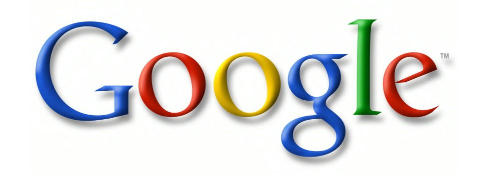
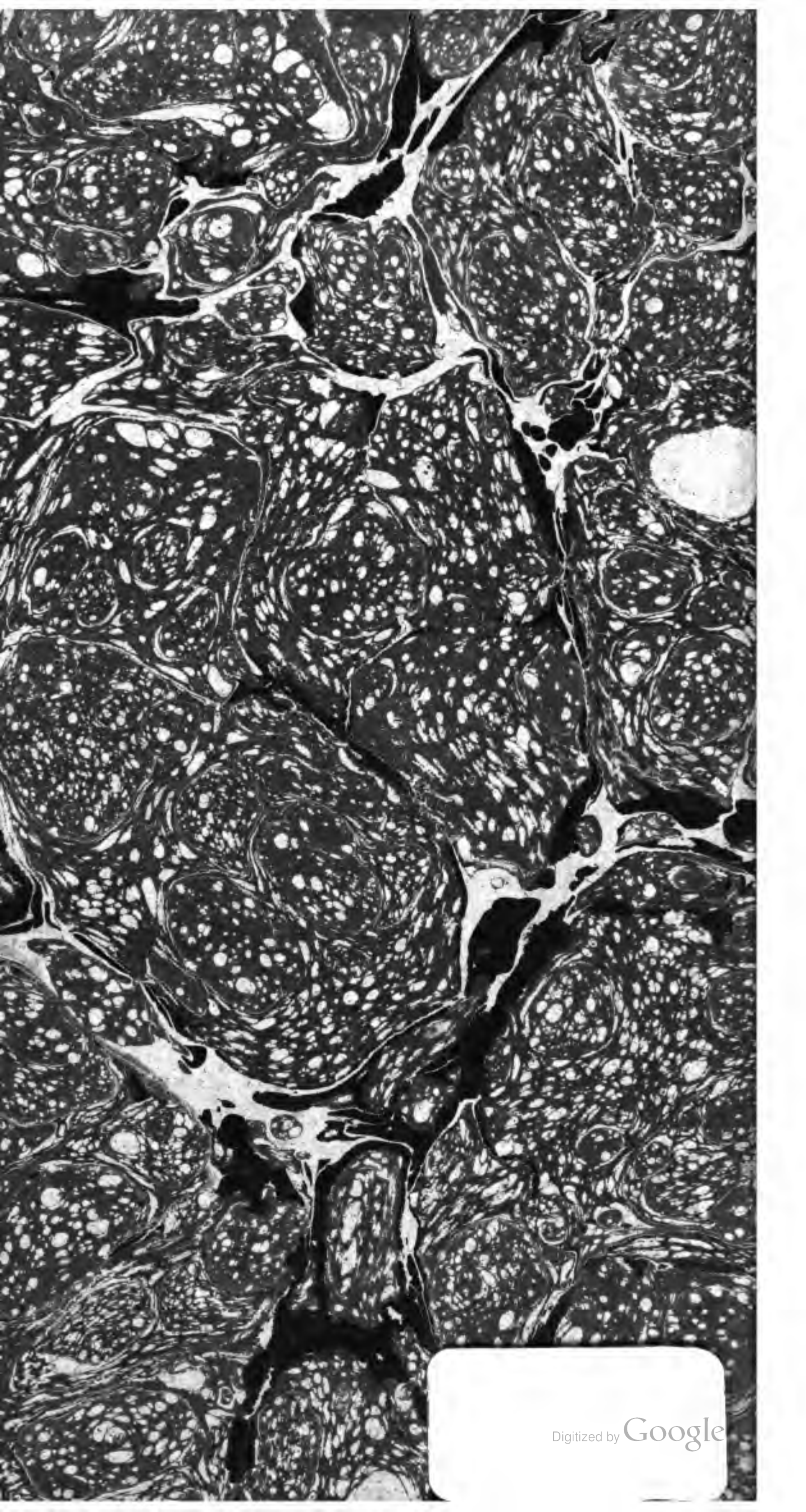
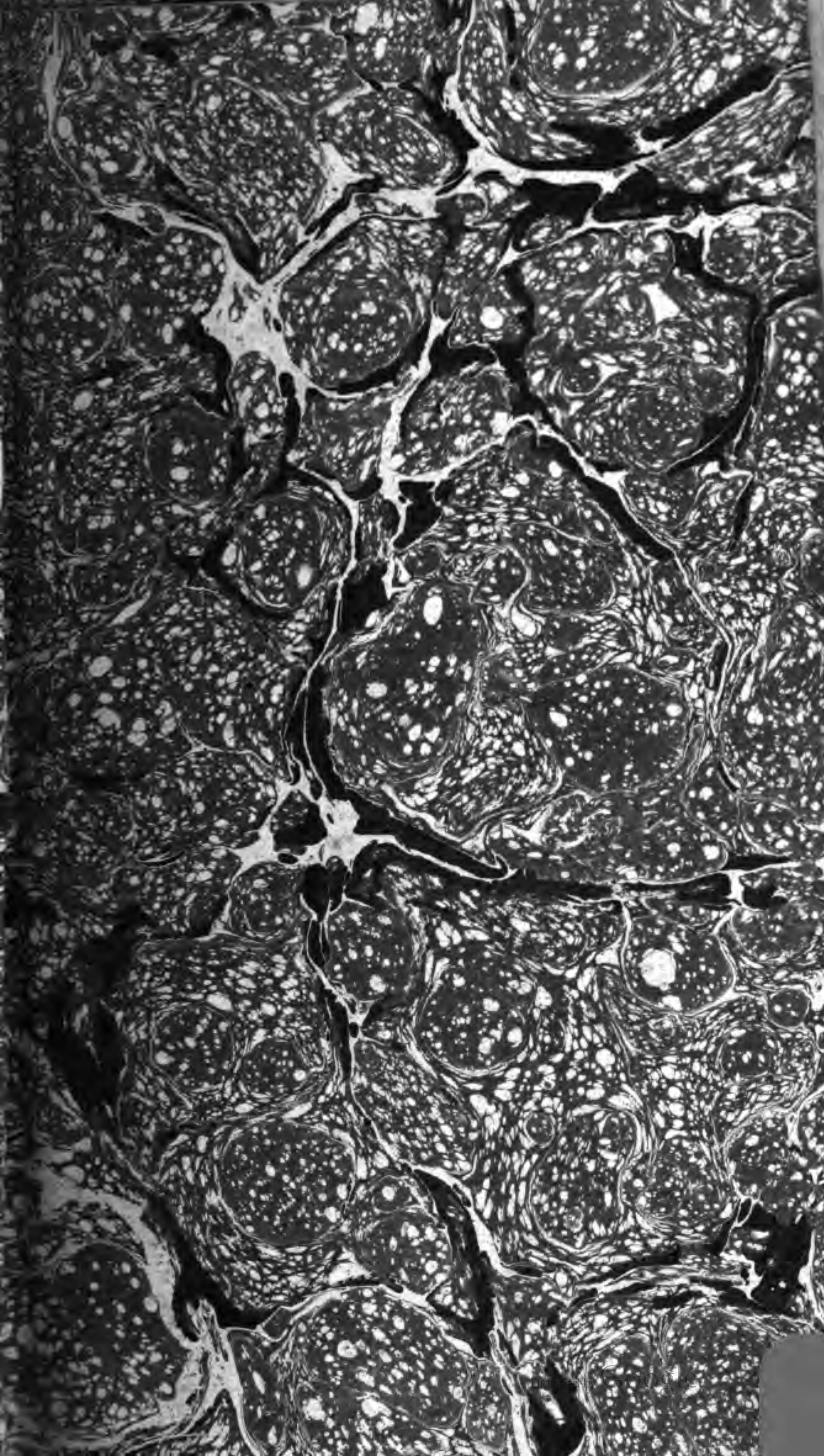















M MEER
Fort St. Bar bara
Linien von St. Rocha
Zeuta
AFRICA
Kleine Spitze
von Europa
Fort St. I
ht
ALTAR
riss
Meerenge
Guaraipe Fl.
Reiter Caserne

Neue
Feuerbrände
zum brennen und leuchten.

Marginalien

zu der Schrift:

Vertraute Briefe
über die innern Verhältnisse am Preußischen Hofe
seit dem Tode Friedrichs II.

Von demselben Verfasser.

Sechster Band.

Sechszehntes bis achtzehntes Heft.

Nebst einem Kupfer.

1808.
Mit K. K. Französischer Censur.

Neue

Feuerbrände

zum brennen und leuchten.

Herausgegeben

von

dem Verfasser der vertrauten Briefe ꝛc.

Ein

Journal in zwanglosen Heften.

Sechszehntes Heft.

1808.

Mit K. K. Französischer Censur.

Inhalt.

Erklärung des Umschlags.

Der vierte Theil der Vertrauten Briefe giebt in dem Briefe über die Belagerung von Breslau eine wahre, aber eben deßhalb auch erschütternde Beschreibung des Ausmarsches der braven Garnison am 7. Januar, als am Tage der Uebergabe der Festung. Die Vorderseite des Umschlags zu diesem Hefte stellt eine Scene dar, wo die verzweifelnden, ihres Muthes und ihrer Ausdauer ungeachtet, dem Feinde zu überliefernden preußischen Truppen, die Waffen vernichteten welche sie mit Ehre getragen hatten und nun den Siegern reichen sollten. Der Verf. der Belagerungsgeschichte sagt davon Seite 215: „Während daß nun einer fluchte, der andere schimpfte, der dritte jubelte und jauchzte, der vierte seinen Plan öffentlich mittheilte, wie er auf dem Marsche entkommen wolle, und andere von Bürgern, Mädchen oder Frauen, die als Zuschauer auf beyden Seiten im Gedränge erkannt wurden, Abschied nahmen, beschäftigten sich alle mit einer rasenden Zerstörung der Waffen, die sie bald dem Feinde überliefern sollten. Jeder Eckstein, jeder hochstehende Kiesel auf dem Straßenpflaster, jeder steinerne Auftritt eines Hauses, mußte zu einem Amboß dienen, auf dem sie ihre Gewehre zertrümmerten. Die wenigsten hatten diesen Morgen ihre eisernen Ladestöcke und unversehrten Schlösser an den Musketen mitgebracht. Wer aber jetzt noch ein vollständiges Gewehr trug, der übte die Schadenfreude, es unbrauchbar zu machen. Das Stampfen, Schlagen, Stoßen und Anschleudern gegen die Straßensteine erregte ein entsetzliches Geklapper. Bald waren meist alle Kolben von den Gewehren abgeschmettert, die Schlösser abgeschleudert oder verdorben, die Bajonette halb eingeknickt oder völlig verkürzt, und jeder, der nach langer Anstrengung endlich seine Wuth gesättigt hatte, frohlockte darüber mit erzwungenem Hohngelächter. Bisweilen traten zwey Musketiere gegen einander, griffen ihre Gewehre am Ende des Laufes, und schleuderten die zwey Kolben so lange gegen einander, bis sie in Stücken zerborsten. Andere zogen ihre Seitengewehre, preßten sie zwischen den Pflastersteinen in die Erde, brachen sie durch, und steckten den Rest der Klinge wieder in die Scheide. Die meisten Reiter, aus Husaren, Dragonern und Kürassieren bestehend, trugen verkürzte Säbel und Pallasche, und wer noch ein unversehrtes Seitengewehr führte, ärgerte sich darüber. Ein solcher hieb dann vom Pferde herab auf die Steine, brach da entweder, mit Gefahr der Umstehenden, die Spitze ab, oder bog die Klinge krumm. Pistolen waren unter keinem Sattel zu finden, und die Karabiner größtentheils unbrauchbar gemacht. Selbst bis auf die Einschneidung der Patrontaschen und des Riemzeuges hatte sich die spekulative Rache verbreitet. Man bemerkte wenige Trommeln, die vorhandenen reichten nur hin, nothwendig bey dem Ausmarsch den Takt anzugeben. Die übrigen waren schon den vorigen Tag von den Tambours verkauft worden.“ Wir empfehlen den Lesern, das Weitere in den Vertrauten Briefen Seite 216 nachzulesen.

Die Rückseite wird durch den in diesem Hefte befindlichen Aufsatz: Möllendorfs Gastmahl ꝛc. Seite 111 hinlänglich erklärt. Sie soll uns wenigstens das Bild des Denkmals erhalten, welches den siegreichen Fahnen Friedrichs gesetzt wurde, und jetzt den Nachkommen der damals Besiegten als Trophäe dient. Die Zeichnung ist getreu und verdient in den Händen jedes Preußen, ja jedes Deutschen zu seyn.

Religion und Nationalität, schützen die Freiheit der Völker.

Wir leben jetzt in einer Zeitepoche, wo gewiß kein denkender Mensch übrig ist, der wegen des plötzlichen Verfalls des preußischen Staates nicht seine eigene Betrachtungen macht, und ist er dabei interessirt, dessen Blicke nicht, klagend und jammernd, an diese getrennte, im Staube liegende Felsenwand, an diese Ruinen geheftet seyn sollten.

Vielfach sind die Ursachen davon schon gerügt und zergliedert worden, je nachdem Leidenschaft, Kummer oder Animosität sprachen.

Ich will weder den schon vor Deutschland, ja vor der ganzen Welt Verurtheilten wehe thun, noch ihr Vertheidiger werden, wohl aber darf ich hier anmerken: Müssen die Dachbalken eines in Brand gerathenen Hauses nicht zusammenstürzen, wenn die Flamme die das Haus stützenden Pfeiler verzehrt hat? Wenn wir dieses genauer untersuchen, so werden wir, sei es auch noch so schwierig, doch einigermaßen der Wahrheit auf die Spur kommen.

Ein Staat ist mit einem Baume zu vergleichen; er hat drei Epochen zu durchlaufen, er entsteht, er blüht und verwelkt. Entstehen kann er nur durch Kraft: Blühen, wenn durch Sorgfalt und gute Pflege der Lebens-

saft in alle Zweige getrieben wird: Verwelken, durch das Vergehen der Säfte, die nicht durch neue ersetzt werden: sei es nun von Natur oder durch Nachlässigkeit, wenn Genuß der Früchte dieses vollkommen ausgebildeten Baumes, Unthätigkeit und Sorglosigkeit erzeugt, oder aber ein unnatürliches Künsteln dem Wesen des Baumes schädlich wird.

Was macht eine Nation stark? Nationalsinn! Was bestimmt ihren Flor? Ackerbau, Gewerbe, Künste und Wissenschaften! Was zieht ihren Untergang herbei? Luxus, Ueppigkeit, Religionsverachtung.

Der Soldat, ein Theil der Nation, besitzt entweder diese Tugenden oder diese Laster. Ist eine Armee durch Luxus verweichlicht; so unterliegt sie leichter den Beschwerlichkeiten des Krieges; fehlet ihr Seelenadel, den, rein und gesichtet von allen Schlacken, nur Tugend und Religion erzeugen kann; so achtet der Soldat sich selbst nicht mehr; Nationalstolz, Vaterlandsliebe und jede andere Volkstugend ist vermindert, oder gar nicht in ihm. Wen befremdet es nun wohl noch, daß der kleinste Unfall die ganze Seelenstimmung eines solchen Heeres niederschlagen kann?

Aber wie paßt denn diese Behauptung auf die französische Armee? wird man mir einwenden; wenig achtet diese die Religion, und doch erfüllt sie die Welt mit ihren grossen Thaten. Wer will aber beweisen, daß es dem Franzosen an Wärme für die Religion fehle? Die Vendee empörte sich, gegen die Vernichtung der Altäre durch den Sanscülotismus; gegen den Zwang, einen Eid zu brechen, welchen sie ihrem König geschworen hatten. Die französische Armee besitzt Nationalsinn. Was würde diese Nation seyn, wenn nicht dieser, wenn nicht Treue an ihren Kaiser, wenn nicht strenger Gehorsam, eine unmittelbare Wirkung des Enthusiasmus, ihr Thun und Handeln bestalte? Dahingegen die Schweden unter

Gustav Adolph nur dadurch so tapfer und so unerschrocken waren, weil sie mit Treue und Anhänglichkeit an ihren König Gefühl für Religion verbanden: daß sogar der öffentliche Lobgesang, vor Lösung der Kanonen, „Herr Gott dich loben wir rc.“ sie zu Thaten entflammte. Was prägt dem Russen die Gleichgültigkeit gegen den Tod im Schlachtgetümmel ein? Warum ist auch da seinem Haß noch keine Gränze gesetzt, wenn auf dem Schlachtfelde, schon mit dem Tode röchelnd, er sein Gewehr ergreift, um es dem über ihn wegstolpernden Feind noch in den Leib zu stoßen, der mächtig wirkende Religionsbegriff, welchen sein Pope ihm in seine Seele gepflanzt hat: daß, je mehr er auf Erden dem Feinde zu schaden suchte, desto größere Belohnungen ihn im Himmel erwarteten. Dieser Hebel erzeugt diese Erbitterung.

Wo aber dieser Sinn sich nicht so mächtig zeigt, wo Religion nicht in dieser Art wirkt, wie z. B. bei den Oestreichern und Spaniern, welche die Religion in hohen Ehren halten, nur aber in besondern Fällen durch sie zu einer ausgezeichneten Tapferkeit ermuntert werden, da wirkt Gemeinsinn, und blindes Vertrauen auf ihre überlegenen Anführer. So lange Oestreich und Spanien gute Feldherrn hatten, welche den Werth der Masse benutzten, siegten sie, waren sie unüberwindlich. Wie viel leisteten erstere noch in neuern Zeiten unter Laudon, Wurmser und Karl; was wirkten die Spanier im Revolutionskriege, als sie unter ihrem würdigen Feldherrn, dem Venturm Caro, Andage und Pignon eroberten! Hatten nicht die Franzosen alle Anstrengung nöthig, und gehörte nicht der Muth und die Fähigkeit eines Dagobert dazu, um so kühnen Soldaten die Spitze zu bieten? Russen, Oestreicher, Spanier haben aber in den spätern Kriegen Niederlagen erlitten nicht durch den getrennten Gemeingeist der Nation; sondern durch schlechte Generale, welche den Selbstwerth der

Masse nicht durch ihr Talent zu benutzen und zu unterstützen wußten.

Auch Preußen hob sich hoffnungsvoll, unter den großen Churfürsten, aus seiner Verborgenheit, es erhielt Bindung, Festigkeit und Kraft unter Friedrich Wilhelm I., wodurch? Durch den Geist der Ordnungsliebe, welchen dieser Monarch nährte und pflegte, durch die Religion, welche er beschützte.

Die Preußen machten sich bei allen Schlachten und Gefechten berühmt, sie zwangen Eugen von Savoyen das öffentliche Zeugniß ab, daß die Preußen unter allen Alliirten die tapfersten und besten wären; warum? weil der rohe, aber an Leib und Geist starke Fürst von Dessau, durch gute Zucht und Einrichtung, einen Gemeingeist, einen Sinn diesen Truppen eingeflößt hatte, welcher sein Sprichwort wahr machte: man kann den Teufel damit aus der Hölle treiben. Uebrigens war der preußische Soldat ganz unwissend; ja selbst die wissenschaftlichen Kenntnisse des alten Fürsten von Dessau, sollen sich nicht viel weiter, als auf etwas Lesen, Schreiben und Rechnen erstreckt haben. Aber welches Feuer, welche Würde lag in seinen Augen, wenn er sprach und Befehle ertheilte! Wie waren seine blauen Truppen vom ersten Generale an bis auf den gemeinen Mann geneigt, ihm in allen Folgsamkeit und Subordination zu leisten; warum? weil Egoismus, nicht durch Wissenschaften selbst, sondern durch unnützen wissenschaftlichen Tand erzeugt,*) sich noch nicht in die Köpfe der Vielwisser eingenistet hatte. Dem, was der Fürst anordnete und befahl, maß man blinden Glauben bei. Mit dem größesten, kühn-

*) Wenn man einen Rittmeister der damaligen Zeit aufgefordert hätte, eine schriftliche Erklärung von sich zu geben, wie er auf und von dem Pferde steige, — sagt Bernhorst irgendwo, in seinen Betrachtungen über die Fortschritte der Kriegeswissenschaft, — er würde in große Verlegenheit gerathen seyn.

sem Muthe stürmte die Infanterie, ohne aus der Ordnung zu kommen, die Linien und Batterien des Feindes.*) Die Kavallerie drückte den großen, dreieckigten Huth tief in die Augen, und stieß in vollem Trabe seine Gegner über den Haufen: hatte sie vielleicht mit schwächern Gegnern als jetzt zu fechten? Gewiß nicht, allein das Zutrauen zu ihrem alten Dessauer, folglich auch zu den übrigen Generalen, welches kein Selbstdünkel durch Nebenreflexionen vergiftete, war so stark, daß der Gedanke der Unüberwindlichkeit ihre ganze Seele erfüllte, und jede Gefahr verbarg, daß die Hoffnung mit Ruhm und Ehre bedeckt, in ihrer Heimath unter Eltern und Verwandten, unter Landsleuten und Freunden auftreten zu können, ihnen das Ideal aller möglichen Glückseligkeit wurde.

So gestimmt und zu noch größern Thaten vorbereitet, waren Preußens Krieger, als das Schicksal sie in eine nicht nur eben so geschickte, sondern auch bei weitem noch mehr genialische Hand führte. Wer kennt nicht die Wunder, die Friedrich der Große zur Unsterblichkeit unserer Väter durch sie verrichtete? Will man aber gerecht seyn, so muß man auch hier genau prüfen, ob nicht schon grade in diesem großen Thatenlaufe, in diesem fortreißenden Steigen des preußischen Militairgeistes auch die Keime zu seinem Verfalle liegen. Scharfsinnige Beobachter sagen, daß in den vier letzten Jahren des siebenjährigen Krieges der Geist der Armee schon nicht mehr der feste, wie in den Jahren der ersten schlesischen Kriege war. Selbst so viel gemißglückte Wagnisse, die mörderische Schlacht bei Prag, welche die Blüthe der Mannschaft ins Grab streckte, die Unfälle und Folgen der unglücklichen Schlacht bei Collin, hatten den Glauben an Unüberwindlichkeit um mehrere Saiten herunter gestimmt.

*) Turin, Malplaket und Kesselsdorf.

Dies alles schadete aber noch im Wesentlichen nichts, da Friedrichs Genie die Begebenheiten seines Zeitalters lenkte. Noch ehe sein Heer im Stande war, über die Größe des drohenden Unglücks nachzudenken, (woraus gemeiniglich Zweifel und Feigheit entstehen,) hatte schon wieder ein neuer Akt begonnen, der sich glänzend über das Vorhergegangene emporhob. Das aber, was grade damals der Nation, folglich auch der Armee schadete, und sich in seinen Folgen immer mehr äußerte, war Friedrichs Gleichgültigkeit gegen Religion, und sein sich selbst verläugnender Nationalcharakter, nehmlich die große Verachtung alles dessen was dutsch war und deutsch hieß.

Das besondere Vertrauen, welches er mehreren französischen Gelehrten, besonders Voltaire schenkte, dessen bitterer Witz alles lächerlich und einfältig machte, was nur den Menschen werth und heilig war, vermehrte dieß. Den Ton der Welt geben immer die Fürsten an. Schimmert ein Regent durch große Genialität, große Vollkommenheit hervor; so sucht die Nation ihm wenigstens in dem was leicht erreichbar ist, ähnlich zu werden, und nimmt was es an ihm sieht, ungeprüft an, es sei Gutes oder Böses.

Des Fürsten Beispiel wirkt mächtig; so auch hier. Wir nahmen die Sprache, die Moden der Franzosen an, und glaubten Friedrich aufs Wort, daß die deutsche Bärennatur nur durch die französische Sprache geformt werden könne; daß auf Ton, Anstand, Würde und Achtung eines feingebildeten Menschen nur derjenige Ansprüche machen könne, der am besten das Leben und das ganze Wesen des Franzosen kopire. Wie konnte der große Mann, wie konnte jeder Deutsche so seine Nation verleugnen, so leichtsinnig seine Nationalität vergeuden, um einem Phantom nachzujagen, was er nie erreichen konnte, da Natur und Klima dagegen wirken: und wenn er es erreichte, wie

waren damals französische Sitten? Die Quellen des Nationalverderbs. Durch sie fiel auch Deutschland.

Der Geist regiert die Welt, der Kluge herrscht über den Dummen. Machte sich der gutmüthige Deutsche dadurch nicht selbst zum Sclaven des ihm an Bildung vorgeschrittenen Franzosen? Räumte er diesen Franzosen nicht gutwillig jeden Vorzug, jede Geistesüberlegenheit, mit ihr Oberherrschaft ein? Bildung, so bald sie den Egoismus, Luxus und die fade Eitelkeit begünstigt, den Nationalcharakter und die Energie untergräbt, wird Verbildung, welche auch die Säulen des Altars umstürzt, sie ist ein Syrenengesang, welcher mit unserer alten Rauheit auch Biederkeit und Ehrgefühl wegzaubert, welche doch vorher Deutschlands Freiheit sicherten, und die Tapferkeit unserer Stammväter weder den mächtigen, gefürchteten Römern ganz unterliegen, noch auch Karls des Großen alles umschattenden Adler ungerochen an den Ufern der Elbe aufstellen ließen.

Friedrich Wilhelm II. wollte zwar bei seinem Regierungsantritte der Religion ihre alte Würde wiedergeben; allein in dem Nationalcharakter war schon ein zu großer Grad der Verdorbenheit; der Regent selbst hatte keine reine Sittenfestigkeit: sein Wunsch, die Meinungen der Menschen durch Zwangsmittel umzustimmen, war daher so zweckwidrig, daß das Uebel eher weit ärger als besser wurde. Ist der Geist der Zeit einmal, von einem Schwindel enthusiastisch ergriffen, so ist es selbst der reinen Tugend, bei aller Weisheit, schwer ihm eine andere Richtung zu geben.

Beruht ein solcher besserer Enthusiasmus auf einer edleren Tendenz, so wird keine Gewalt der Erde vermögen, ihn zu zerstöhren; beruht sie aber auf bloßer Phantasie, so ist nur ein hartes, schweres Unglück im Stande, ihr den so süßen als schädlichen Wahn zu rauben.

Thätigkeit, Armuth und Mangel an verfeinerter Bildung bewahrte unter Friedrich II. das Militär vor diesem Luxus, vor diesem Unglauben, welcher den hohen Adel und einen Theil des dritten Standes schon mit Macht ergriffen hatte; strenge Disciplin unterdrückte den Egoismus des Soldaten schon im Keime. Wie war dieß alles aber auf einmal geändert, als durch Friedrich Wilhelm des II. eigene Schuld alle diese Fesseln gelüftet waren.

Wir waren, ich sage es laut, von dieser Zeit an nicht mehr die alten Soldaten. Das Klügeln und Spötteln der Subalternen über die Vorgesetzten; das Komplimentiren der Vorgesetzten gegen die Untergebenen, nahm von Jahre zu Jahre mehr überhand. Die Generale haschten nur nach Connexionen, um ihre eigenen Söhne und Lieblinge, auf Kosten anderer, deren Schirm und Panzer gewöhnlich nur das Verdienst war, in die Höhe zu bringen. Die Heirathssucht, eine Stufe zur Verweichligung des Soldaten, griff immer weiter um sich; der Paradeluxus stieß die Officiere in noch größere Schuldenlasten.

Man unterließ zwar nicht sorgfältig für eine feine Bildung des jungen Officiers zu wachen, da man aber hier zu weit ging, oder sein Wissen nicht klug genug pflegte, so zerrüttete man nun noch vollends den Grund des vorher festern Militairgebäudes: denn von nun an glaubte der älteste Junker, wenn er seinen Militaircursus beendigt hatte, den Major vor der Fronte, der statt der Feder blos den Degen zu führen verstand, übersehen zu können. Verlohren war alle einstmalige Würde der Person des Staabsofficiers; verschwunden war der Eifer, auch seinen unbedeutendsten Befehl pünktlich zu erfüllen; vernichtet war alle Subordination, alle Klugheit und Moderation selbst der Generale, welche ihre mehr schlichten Kollegen vor Subalternofficieren lächerlich machten, so daß selbst der Gemeine in der Wachtstube von dem Lieutenant eben so herabwürdigend wie von dem Kapitain und dem

Major zu sprechen anfing. In dieser verwilderten Stimmung der Nation, und des Militairtones, nahm Friedrich Wilhelm III. den Zügel der Regierung.

Leicht ist ein starkes Gebäude niedergerissen, schwer aber, in der nämlichen Solidität wieder aufzubauen. Friedrich Wilhelm des III. Sparsamkeit und Anspruchslosigkeit konnte höchstens noch eine Stütze seyn, welche den schon sinkenden Staat gegen den völligen Einsturz bewahrte. Seine Sittlichkeit, seine Humanität, sein Abscheu gegen allen Luxus, sein treffliches Beispiel, welches er als Gatte und Vater gab; seine nicht schwärmerische aber vernünftige Religiosität, und so viele andere erhabene Tugenden, taugten nicht in dieses Zeitalter, es war zu sehr verdorben, nur wenige seiner Unterthanen hatten noch Empfänglichkeit dafür.

Ein vieljähriger Friede und etwas mehr Energie und Strenge, um sogleich die groben Auswüchse von dem morschen Stamm abzuschneiden, um die Kabalen und Intriquen der Minister und Generale einzuschränken, um nicht, trotz seiner bessern Ueberzeugung, sein Vertrauen gewissen Menschen geben zu müssen, die es mißbrauchten, hätte vielleicht Preußen durch diesen übrigens so vortrefflichen Regenten noch retten können. Er würde aber, um sein Volk zu regeneriren, haben von vorne anfangen, und alles umstürzen müssen, was dem Ganzen im Wege war. Aeußerer Zang war nothwendig, da nichts durch sich selbst entsteht, und hier Künsteleien und Palliativkuren das Uebel wohl übertünchten, für die Folge aber weit schädlicher machten.

Güte half nichts, da Ueppigkeit und der süße Klang der Schmeicheleien unser Ohr verwöhnt hatte. Wer hört dann die Wahrheit gern, und doch kann man nur durch sie allein zur Erkenntniß kommen; durch die Erkenntniß nur gebessert werden. So viel! Schon werde ich manchem zuviel gesagt haben, ich höre das Krächzen der Kri-

tiker, aber ich fürchte sie nicht. Wird künftig Preußen wieder ein ganz selbstständiges Volk werden, vermag Unglück, Schmach und momentane Sclaverei es feuervoll zu beleben, wird es die Fesseln des Luxus, der Weichlichkeit und der daraus entspringenden Feigheit kühn zerreißen; dann mag es sich zeigen, welcher Feder ein größeres Verdienst gebührt, derjenigen, die muthvoll die Schwächen und Gebrechen aufdeckte und zu zerstören suchte, oder derjenigen, die durch eitles leeres Gewäsch, durch niedere Schmeichelei und Lobpreißung die Unglücklichen noch mehr zu bethören und recht geflissentlich zu überreden suchte, in dem Pfuhle des Elends stecken zu bleiben und fein ruhig einer wunderbaren Erlösung der Feenzeit entgegen zu sehen.

Als Freund der Wahrheit, nicht als Miethling muß ich hier am Schlusse — sei es auch nicht der rechte Ort — einen Aufsatz in einem Journale erwähnen, dessen Unwahrheit sich selbst ausspricht, und nur der Keckheit wegen diese zu gestehen, eine harte Rüge verdient.

Suum cuique überschrieb ihn der Verfasser und griff die Tendenz der neuen Feuerbrände an, er sagt:

„Eine ganze Klasse der Nation wird von ihnen angeklagt, begeifert, verdammt. Alles was zum Nachtheil dieser Klasse dienen kann, nimmt man mit Begierde auf, Hingegen wissen sie durchaus keine Exempel von Tapferkeit, Aufopferung, Heldensinn, durch deren Bekanntmachung wenigstens die Ehre der Nation gerettet, durch die ihr Muth, ihr Vertrauen gehoben werden könnte, zu verbreiten u. s. w. u. s. w.“

Um in einem recht ächt deklamatorischen Tone eine Züchtigung in schönen Worten sagen zu können, hat er alles übersehen, was in den neuen Feuerbränden zum Ruhme der preußischen Armee gesagt ist, wo z. B. im 4ten Heft S. 32. die preußische Armee mit folgenden Worten erwähnt wird: „Ich weise auf den Patriotismus der Schlesier, auf die Heldenthaten des Generals Lestoq bei

Eylau; auf die schöne Vertheidigung von Breslau — besonders aber von Danzig, Kosel, Kolberg und Neisse. Die Nation war zu sehr in Siegesträume eingewiegt. Unglücksfälle, wie sie kaum der ängstlichste Politiker ahnen konnte, zogen momentane Bestürzung selbst über talent und kraftvolle Männer u. s. w. Im 7ten, 8ten und 9ten Heft wird General Kalkreuth, mehrere bei der Belagerung von Danzig sich ausgezeichnete Officiere, der Major Schill, Gneisenau, Puttlitz rc. erwähnt, ja alles aufgenommen und erzählt, was nur gutes und verdienstliches von der preußischen Armee gesagt werden konnte. Läßt sich der Verfasser auf Kosten der Wahrheit so grobe Fehler zu Schulden kommen, so ist leicht auf vieles andere zu schließen. Er wird überhaupt nur den getroffenen, wirklich verwundeten, und höchstens solchen Menschen ein Heilpflaster durch seine Opuscula auf die Wunden legen, die an Vorurtheilen und alten Gewohnheiten kleben, die lieber erbärmlich leben, als ehrenvoll sterben wollen. Nimmt man den schönen Styl, und die ausgeschriebenen politischen Erzählungen und seine oft wiedergekäuten Raisonnements hinweg, so bleiben nur Spuren von ihm, leere Hülsen und Schalen übrig. Seine Sentenzen werden die öffentliche Meinung nicht umstimmen, denn es ist unnatürlich, eine schlechte Sache vertheidigen zu wollen.

So viel und nichts weiter über den Kritiker der Feuerbrände.

Daß viele würdige Officiere für das Vaterland und den König bluteten; daß andere sich des ehemaligen preussischen Ruhmes würdig bezeugten; daß nicht noch immer ein guter Stamm zur Bildung einer neuen Armee aus diesem ehemals so respecktablen Heere übrig geblieben seyn sollte — das alles wird kein rechtlicher Mann läugnen. Das Ganze fiel und litt aber durch das pflichtvergessene und tadelvolle Betragen so vieler andern. Ihre Schandthaten sind durch öffentliche Beurtheilung ge-

rügt, und dieses Rügen ist Wahrheit, die leicht mit dem Deckmantel der Liebe zugedeckt werden konnte, wenn die öffentliche Stimme sich nicht dagegen erhob. Gemeinsinn und Enthusiasmus goß sich über die ganze französische Nation nur da aus, wie der Drang der Umstände Mißbräuche und verjährte Vorurtheile mit einemmale über den Haufen geworfen hatte.

Dieser Gemeinsinn wurde Deutschland und dem ganzen übrigen Europa gefährlich, weil die übrigen Mächte in ihren Staaten dem Geist der Zeit diese Richtung nehmen zu lassen, vermieden. Hinweg mit allen sogenannten gutmüthigen Seelen, die das schwache, das hinfällige noch durch Worte schützen, und nur in frommen Wünschen eine Regeneration der Dinge suchen, den aber, der das bessere will, schmähen.

Wollen wir als Preußen jemals unserem Unglücke eine glückliche Wendung geben; so müssen wir alle abgeschmackte Vorurtheile ablegen, die mit dem Fortschreiten der Kultur, und dem Gemeingeiste nicht harmoniren; wir müssen Religion lieben, da sie uns vorbereitet und uns Empfänglichkeit für Vaterlandsliebe und Treue gegen den Regenten giebt, durch sie müssen wir uns wieder an einfache Sitten gewöhnen, und alle Kastenvorzüge und Vorurtheile vermeiden, durch welche in den jetzigen Verhältnissen nur Haß, Hader und Zwietracht entzündet und genährt wird.

Sind wir so weit; so wird das Band der Einheit uns umschlingen, dieses wird Nationalsinn erzeugen, und ist einmal das Interesse des einzelnen Bürgers genau an das Interesse aller übrigen geknüpft: dann ist auch die alte Kraft, die alte Würde in unsere Mitte zurückgekehrt, ein allgemeiner Enthusiasmus wird uns beseelen, vereint handeln, wirken wir, unter ihm, unserm theuern Fürsten: — er will das Gute, wir wollen es denn mit ihm, und folgen seinem ermunternden Beispiele als treue Söhne.

Durchflüge oder Reminiscenzen aus Schlesien.

Es läßt sich wenig wider die Wahrheit der Behauptung einwenden, daß in ebenen Gegenden immer mehr Müssiggang herrscht, als in gebürgigten! Gewissermaßen gilt das auch in Schlesien, aber auch nur gewissermaßen. Die ebene Fläche von Breslau, bis an die Gebürgskette bei Jauer, ist ein so fruchtbarer ergiebiger Erdstrich, daß der Landmann wirklich nur säen und ärndten darf, folglich manchen Tag zum faullenzen gewinnt. Im Gebürge gilt das nicht. —

Die Viehzucht würde noch bedeutender seyn, wenn man nicht alles in Saatland zu verwandeln suchte! Ohne gute Weiden ist keine Viehzucht möglich, auch hindert die Lehn- und Frohnherrschaft die Viehzucht gar sehr. Will man die Viehzucht mehr in Flor bringen; so muß jene aufhören.

Das erste Produkt des Landes ist der Mensch, er macht die Blüte und Macht aus. —

Alle Pflanzen, die mehlichte Körner geben, sind beim Anbau den übrigen vorzuziehen. In den Ebenen werden die Baumpflanzungen noch sehr vernachlässigt.

Es scheint oft, als wenn der Landmann nicht sehen könnte und der Edelmann nicht sehen wollte. Die thätigen Gebürgsleute bebauen jeden Bergrücken, um eine magre Ernte zu gewinnen, sie haben oft gar keine. Hierher ge-

hörte also eine dem Boden und Klima angemessene Holz-anpflanzung: — besonders in der Ebene, machen die Luft sehr gesund und schützen vor übermäßiger Kälte. (?!) Landgüter und Landstraßen mit Bäumen besetzt, schützen vor Gewitterschaden.

Der große Friedrich gab den Schlesiern ein großes Geschenk, indem er die Gemeinländereien samt der Trift abschafte; dadurch gewann der Ackerbau sehr. Ackergesetze sind besser als Lehnrechte, denn letztere sind Gegentheile der Menschenrechte. Gewerbfleiß ist die erste Eigenschaft des Menschen, denn er ist das schwächste von allen Thieren und erhebt sich blos durch Verstand und Erfindung. Die Schlesier besitzen viel Gewerbfleiß.

Man nannte die Leute die den Ackerbau vervollkommneten Helden! sie sind wirklich Helden.

Die Künste dienen zur Bequemlichkeit des Lebens, sie dienen der Konsumtion der Früchte und dem Ackerbau.

Ich sehe gern diesen regen Kunstfleiß in Schlesien, aber ich fordre, daß die Fabrikaturen gut und wohlfeil seyn müssen.

Der Handel mit Gegenständen des Luxus und der Wollust, schadet dem eigentlichen Gewerbe, man muß ihn einschränken.

An den Pfarrern in Schlesien liegt noch zum Theil sehr viel, daß der Landmann daselbst nicht weiter ist, wenn auch der Druck des Edelmanns viel mitwirkt; die Pfarrer können ihre Bigotterien und Albernheiten noch nicht ablegen, daß es Ausnahmen giebt, versteht sich, sie sollten nicht blos Religion lehren, sondern auch die Kunst sich zu ernähren. Folglich wäre ein Schulkatechismus, von den verschiedenen Feldbauarten, mit dem Blick auf die Verschiedenheit des Klimas sehr nöthig. Wenn man nie bei dem Mittelmäßigen stehen bleibet; so erfolgen die Verbesserungen von selbst, besonders in dem Getreidebaue und der Viehzucht. Ich sehe, daß mich mancher Sünder hier in

seiner Weisheit derb auslacht; aber ich darf versichern, daß viele nicht einmal ein mitleidiges Lächeln, sondern tiefe Verachtung verdienen.

In Schlesien sind die Jahrmärkte häufig genug, aber sie verdienen noch große Verbesserung und mehr Schutz. Sie müssen Waarenniederlagen seyn, wo Freiheit und Ehrlichkeit herrscht! Niemand darf daselbst wegen Schulden verklagt werden, welche nicht auf dem Markte gemacht worden sind.

Marktherren müssen nie Gerichtsbarkeit haben, sondern blos Aufsicht über Erhaltung der Ordnung.

Der Preis der Eßwaaren steigt oder fällt nach dem Ueberflusse oder Mangel an Vorräthen. Er ist das Produkt der Verhältnisse und kann durch Gesetze weder erhöht noch erniedrigt werden, wenn nicht Störung erfolgen soll. Taxationen verursachen stets, daß es an den ersten Bedürfnissen fehlt. Die Oekonomie will wie die Physik Thatsachen, keine Raisonnements.

Hier giebt man den Verkäufern dem Anschein nach billige Taxen, und dort führt man oft Getreide mit Uebermaas fort, — das will grade so viel sagen, als Menschen wegführen. —

Daß man noch Fälle erlebt, wo hartherzige Gläubiger wohl gar Grundherren die Werkzeuge des Ackermanns als Pfand nehmen, ist eine Schande der Menschheit. Sie sind heilig und sollen nie in Beschlag genommen werden können.

Gewisse sogenannte Edelleute, finden ihren Stolz im Menschenquälen — ein Vorrecht zu behaupten ist ihnen mehr, als das Wohl des Dorfs oder der Provinz. Ihr Geist ist leer, daher jagen sie nach der Lust, in Hauptstädten bei dem Spiele. Es macht mir Freude zu sagen, daß dergleichen Erscheinungen in Schlesien nur sparsam selten, aber doch giebt es Sprößlinge jener Abart.

Etwas Gutes hat der jetzige beispiellose Krieg hervor gebracht, die reichen Leute und die Besitzer werden nicht mehr so ämsig nach dem Wörtchen von jagen — sich nicht mehr so häufig in den Adelstand erheben lassen, das war sonst dieser Leute höchstes Ziel.

Ackerbau ist die Kunst das Leben zu erhalten. Daß diese Kunst hier noch nicht zur Blüthe gedieh, lag darin, daß sie nicht die erste Stelle im politischen System einnahm.

Noch ein mächtiges Hinderniß war dieß, da ohne vollkommnes Eigenthum, kein vollkommner Ackerbau denkbar ist.

(Bei den Römern war der ein Staatsverbrecher, der den Acker eines andern abmähte oder beeinträchtigte.)

Tritt erst Muthlosigkeit beim Landmann ein; so ist alles verlohren.

Muthlosigkeit ist gefährlicher als Theuerung. Der Landmann muß so theuer verkaufen können, als es die Umstände des Marktpreises mit sich bringen.

Hinweg künftig mit Kirchengütern! Sollen sie bleiben, so müssen sie wenigstens an Bauern in Erbpacht gegeben werden.

Man fand ehedem hier viel öffentlichen Kredit, der bekanntlich die Grundfeste des Staats ist: — er fängt an zu sinken; — ein Beweis, daß Schlesien sich einer gewissen Moralität erfreute, denn wo verdorbne Sitten herrschen, ist kein Kredit. —

Der Kaufmann ist eine öffentlich accreditirte Person, folglich als Betrüger ein Feind des Staats! Dies diene zum Maasstabe seiner Behandlung.

Erstgeburtsrechte und Fideicommisse sind nur zur Unterdrückung der Armen geeignet. Es steht der gesetzgebenden Macht zu, alle Vorrechte, welche natürliche Menschenrechte verletzen, abzuschaffen, und ich hoffe auch dieß wird noch einmal geschehen. Es giebt in diesem Lande viel wissen=

wissenschaftlich gebildete Menschen und unterrichtete Kaufleute: Der Feudalregierung stehet nichts mehr als Wissenschaft und Handel entgegen. Ein fortschreitender Geist der Weisheit und Mäßigung sichert dem Volke die wahre Freiheit mehr, als Theorien; denn es geht mit dem Verstande wie mit der Gesundheit. Auch der Gesunde kann erkranken, ob schon sich seine Natur, weil sie edel ist, eher hilft.

Es mangelt hier nicht an ökonomischen Schriften und Flugblättern, und mehrere enthalten sogar veterinarische Artikel. — Ich habe immer gefunden, daß die Edelleute und die Bauern reicher waren, wo Gesetze der Billigkeit herrschten und wenig oder gar nichts über Oekonomie geschrieben wurde.

Der menschliche Geist wirkt nur da frei, wo er durch eine weise Gesetzgebung von allen Fesseln befreit ist.

Daß der Geist und Charakter des Volks, jemehr man sich dem Gebirge nähert, auch jetzt noch von dem der Hauptstadt und des platten Landes verschieden ist, bedarf keines Beweises, da dieser sich jedem selbst darbietet. Ich vermied die schreckliche Ruine von Schweidnitz und jenes einst freundliche Städtchen zu sehen, wo ich, mit Wieland zu reden, als Knabe, einst den ersten Schmerz, die erste Lust empfand.

Die Dörfer des Mittelgebirges, mit ihren Städtchen, als: lange Bühle, Weisterit, Bögendorf, bis oben herauf nach wüste Giersdorf, wüste Waltersdorf, Jauernick, Tannhausen, Michelsdorf u. s. w. haben als Kettenverbindung mit Schweidnitz und Glatz sehr gelitten, so wie überhaupt alle Dörfer der großen Straße, wo Transporte und Korps durchgingen. Weniger ist das mit den Dörfern der Fall gewesen, die seitwärts von der Straße, oder in Schluchten liegen. — Mangel an Vieh, vorzüglich an Pferden, zeigte sich indessen schon auf dem Wege nach Jauer. In diesem freundlichen, nahr-

haften Städtchen, war es still und todt, da hier keine Besatzung, so wie überhaupt im ganzen Gebirge, nur wenig liegt. Mehreremale stieß ich in Dörfern auf Schulzen und Gerichtsversammlungen, die über Requisitionen deliberirten, oder eingehende Gelder zählten. Das Raisonnement dieser Menschen machte mir viel Vergnügen. Sie gaben den Beweis, daß der schlesische Landmann, besonders im Gebirge, vernünftig spricht und mehr unterrichtet ist als man glaubt! Jene angeborne Geschwäzzigkeit dieses gutmüthigen Volks abgerechnet, lieferten ihre Unterhaltungen manches richtige politische Urtheil; so daß sie recht gut wußten, wo der Haase eigentlich im Pfeffer lag. Als erklärte Liebhaber von Versen und Gedichten, konnte man poetische Lobreden auf die Commandanten von Schweidnitz und Glogau häufig in Abschrift erhalten; worunter sich einige um so drolliger machten, — je entschiedener die Verfasser bis in die kleinsten häuslichen Lokalverhältnisse eindrangen. Daß die Volksdichtungen sich nicht ohne Auswüchse und Ausfälle behelfen können, versteht sich von selbst; wie z. E.

Hol' ihn zum Höllen-Zeitvertreib,
Ihn und sein häßlich bucklich Weib
Bald in dein Reich, Herr Teufel *)!

Daß die Fläche zwischen Breslau, Brieg, Liegnitz, Striegau, bis Jauer und an die Gebirgskette, überhaupt sehr fruchtbar und sehr bewohnt ist, das weiß jeder; nur ermüdet das Auge leicht, besonders da mehrere Dörfer großen Mangel an Bäumen haben, und die Obstbaumzucht wirklich noch vernachlässiget ist, die in diesem schönen Boden gedeihen müßte, wenn mehr Wille und Fleiß angewendet würde.

Bekanntlich schließt das Riesengebirge, von Jauer an, stündlich einen neuen Reiz auf, und selbst Menschen,

*) Wahrlich nicht fein; was hat die Gattin mit dem schlechten Betragen ihres Mannes in Dienstsachen zu schaffen?
A. d. R.

die im Mittelgebirge oder im Glazischen wohnen, werden hier durch die stufenweisen Entwickelungen der romantischen erhabenen Natur täuschend überrascht. Dieser mannichfaltige Farbenschmuck der Wälder, Thäler und Schluchten, mit Felsengruppen garnirt, gewährt, je nachdem die Witterung ist, immer neue Abwechselungen.

In Jägerndorf fand ich ganz die alte schlesische Jovialität wieder. — Man braut dort ein herrliches Bier. Mehr als 400 Menschen jubelten daher im Kretscham, (Wirthshaus) das nach seiner Bauart mehr einer großen Auberge als einem Dorfwirthshause glich. Der Besitzer versicherte mir, daß er jährlich 800 Thaler Pacht bezahle. Der Ort hatte Sauvegarde und gehörte, wenn ich nicht irre, Hessendarmstadt.

So reich das Gebirge auch an Laub und Nadelhölzern ist, finden sich doch schon merklich kahle Stellen und die Holznutzung taugt besonders auf herrschaftlichen Territorien äußerst wenig. Man sucht alles in Ackerland zu verwandeln, worin man, meinem Erachten nach, nicht ganz recht hat. Denn der Anbau in den Schluchten, so wie auf den steilen Bergen, ist stets unsicher, dagegen würden Holzanpflanzungen weit zweckmäßiger seyn.

Leider scheint sich mancher Edelmann nicht darum zu bekümmern, was nach ihm seyn wird, er haut drauf los, denn das Holz wird selbst hier täglich theurer, weil man ohne Oekonomie verfährt und weil das Fuhrlohn, bei dem Pferde- und Futtermangel, zu viel kostet, um Holz aus entlegnen Forsten zu holen.

Ich fand nicht mehr die alte rege Thätigkeit, aber doch immer noch viel Leben in den Gebirgsdörfern. Alles klagte wie ganz begreiflich, nur nicht über die billigen Getreidepreise.

(Brod ist des Webers einziges und vorzüglichstes Bedürfnis.)

Wie sonst fand ich diese gnügsamen Menschen bei ihren Kräutersuppen, worin der Löffel zwischen den Brodschnitten und den Kräuteringredienzien fast steht, vergnügt und zufrieden. Bei keiner dieser Mahlzeiten wurde der König gewiß vergessen — „was mag a mache, Gott half Ihm bohle" so intonirte der Hausvater und wurde von der ganzen Versammlung mit einem, „Gott gabs" accompagnirt.

Die breite Gebirgssprache fällt allerdings dem Fremden anfangs sehr auf, aber sie hat bei näherer Bekanntschaft so etwas drolliches und zutraulich schwatzendes, daß man den Leuten gern zuhört.

Mein düsterer, südpreußischer Reisegesellschafter, lachte hier zum erstenmal recht herzlich auf, wie ihm eine gutherzig geschwätzige Gebirgsfrau „a Ziega Kasla" wie sie es nannte als Präservativ wider alle Uebelkeiten und Magenbeschwerden empfahl und auf einem blankgescheuerten weißen hölzernen Teller präsentirte. Da half keine Einwendung, er mußte kosten! —

Die größte Ueberraschung meines Begleiters war auf der Höhe hinter Walldorf, eine Meile von Hirschberg, wo sich gleichsam das ungeheure Riesengebirge mit dem Blick ins Thal, der Menge Dörfer und der Städte Schmiedeberg, Hirschberg und Warmbrunn aufschließt, und die Kette des Riesengebirges in der weiten Ferne als ein dunkler Horizont von aufgethürmten Wolken darstellt.

Wer diese Ansicht noch nie genoß, der wähnt sich in einer Zauberwelt, denn die Natur erscheint hier gigantisch und wild romantisch.

Ich weckte meinen schlummernden Begleiter und zeigte auf die Gegend. Er schauderte mit einem: Gott wo sind wir? zusammen, seine Augen schienen angewurzelt. Ich machte ihn, so viel es meine Lokalkenntniß erlaubte, mit dem vorzüglichsten bekannt. —

In den ersten Minuten nahm er die Gebirgskette noch immer für Wolken und sagte: sehen sie nicht die weißen Streifen? Ich bedeutete ihn, daß dieß Schneegruben seyen, wozu ich denn, bei dieser heißen Wärme, alle mögliche Ueberredungskunst nöthig hatte.

Der Morgen war sehr schön und klar, kein Wölkchen hüllte das Riesengebirge ein, folglich ergaben sich die grauen Massen, wie eine bis zum Himmel reichende Felsenwand, und das bloße Auge konnte deutlich die Kapelle auf der Kuppe sehen.

Die Hoheit der Natur und die Gebirgsluft machte auf den Menschen, den der Kummer fast erdrückte, (denn er rettete als ehemaliger preußischer Officiant weiter nichts als das arme Leben) einen erstaunlichen Eindruck. Mit einer Thräne im Auge, sagte er: hier möchte ich sterben.

Um seine schöne Ueberraschung nicht zu stören, schlug ich ihm vor, den steilen Berg zu Fuße zu gehen. Dieser Spaziergang gewährte mannichfaltige Abwechselungen von rieselnden Bächen, kleinen Wasserfällen und Thaleinschnitten. Mit der freundlichsten Gefälligkeit erhielten wir in einem Bauerhofe ein Glas frische Milch, und alles frug, ob wir etwas neues vom Frieden brächten? Nach der Erklärung dieser Leute waren die hiesigen Dörfer nur schwach belegt, meist mit Sachsen, aber über Contributionen und Requisitionen klagten sie sehr, so wie mit unter ziemlich laut über die Würtemberger und Baiern. —

Inwiefern den erstern besonders recht oder unrecht geschieht, kann sich nur alsdann ergeben, wenn wir die Aussagen mehrerer Territorien gegen einander halten. Ueber die eigentlichen Franzosen klagten die Leute überall am wenigsten.

Nur eine Art Wildheit gehört dazu, diese gutmüthigen Leute hart zu behandeln, die alles was sie haben, gern geben, und wenn sie sagen: „nun han mer nischte mehr;" so ist das so gut, als ein Eidschwur.

Da der schlesische Gebirgsmensch gern kannegießert und nach seiner Art politisch seyn will; so sind die Unterhaltungen dieser Leute begreiflich. — Indeß waren ihre Urtheile über schlechte Vertheidigungsanstalten oft nicht ohne Einsicht.

Man muß alle schlesischen Provinzialismen, Sprüchwörter und Bonmots verstehen, um eine solche Unterhaltung eben so drollich als angenehm zu finden.

Ein solcher Politiker sagte mir im Wirthshause: Herr, uns haben die Soldaten nie geliebt und wir sie nicht! Wir sind freie arbeitsame Leute und können die Ehre nicht finden, unsre Kinder bis höchstens zum Feldwebel prügeln zu lassen! ging ja einer und der andre aus freien Stücken unter die Soldaten und kam nach Jahren zurück; so paßte er nicht unter uns, er lachte uns aus, wir waren ihm zu dumm, während er selbst nichts gelernt hatte, als faullenzen und alles vergessen hatte, was er vorher verstand. So wie wir viele unsrer Soldaten und Officiere, als Güterbesitzer, oder Söhne und Verwandten unsrer Edelleute kennen lernten, sagten wir uns voraus: wenns losgeht; so sei Gott unserm König gnädig. Was hilfts daß noch hie und da ein junger Officier brav ist und in den Tod gehn will? Wir haben die Alten (die Befehlshaber), wenn man noch gar nicht wüßte, ob die Gefahr groß oder klein sei, davon jagen sehen und schreien hören: Herr Lieutenant, ins drei Teufelsnahmen retirir Er, oder Ihm fährt das Donnerwetter auf den Kopf!

Ein junger kühner Mann zankte sich öffentlich auf dem Edelhofe mit seinem Befehlshaber, nachdem er ihm schon zum drittenmal rapportirte und um Verstärkung seines Piquets gebeten hatte. Freiwillig jagten vom Hofe 10 Mann Husaren mit dem Officier fort, der den attaquirenden Trupp angriff, schlug, und mehrere Gefangne machte. —

Unterdessen hatte sich der alte Herr aus den Federn in den Wagen geworfen und war von dannen gefahren. Man schickte ihm nach und wie er zurückkam und den Officier sah, so brummte er, von nicht Ordre pariren, König melden, Teufel auf den Kopf fahren ꝛc.

Aber er hatte so eben Zeit, sich fort zu machen, denn mein Nachbar der Gerichtsmann sagte ihm grade unter die Nase: Herr jetzt ziehn Sie ab! — Ohne die Bravour dieses jungen Mannes wären wir das Opfer einer Streifpartie! Euch sollte man dem Könige melden — und hier sind Leute, die schreiben können!

Ueberall unbekannt mit der Gegend, brauchten sie überall Führer; wozu sich die guten Leute auch gutwillig hergaben. Wenn denn so ein ehrliches Blut vor den Herrn Major und so dergleichen gerufen wurde, da war nicht von freundlicher Rede oder von einer Belohnung die Sprache; sondern der dicke Herr schrie ihm mit einer grimmigen Miene zu: Kanaille, wenn du nicht recht führst; so wirst du auf Ehre aufgehangen.

Zuletzt war wegen der üblen Behandlungen kein Mensch mehr aufzutreiben, sie mochten schimpfen oder bitten. —

Glauben sie mir, fuhr der Mann fort, mit den Leuten ist nichts zu machen und wenn nicht eine ganz neue Ordnung eingeführt wird, so gehts auch in der Zukunft nicht besser mit ihnen. — Wir haben der Beispiele hunderte gesehen und so erstaunliche, daß man sie für Kindermärchen halten könnte. Wenn Gott unserm lieben braven König noch die Gnade anthut, daß er alles erfährt, wie es ist, so wird er nach seiner Herzensgüte nicht tödten lassen, aber gewiß ausrufen: fort! fort! mir aus den Augen! Ich will euch nie mehr sehen!*)

*) Ob der Mann so ganz Unrecht hatte?

Hirschberg war nur mit einigen Kompagnien sächsischer Grenadiere besetzt, die, wie es hieß, aufbrechen und nach Warschau marschiren sollten.

Das ehemalige thätige Geschäftsleben des Orts war ziemlich still, auch auf den Bleichen fehlte die sonstige Regsamkeit. Man klagte wie überall, nach Verhältniß hatte der Ort noch wenig gelitten.

In Hirschberg selbst war stets etwas todtes und steifes, denn das eigentliche Geschäftsleben mußte man auf den Bleichen und in den Schleierfabrikhäusern suchen.

Franzwein war nicht mehr zu haben. Man drang uns eine Flasche Ungerwein auf, wovon man sich das Berliner Quart mit 2 Thaler bezahlen ließ, und versicherte: in Warmbrunn sei gar nichts zu haben, das Bad sei überhaupt leer und todt.

Spuren von Verwüstungen zeigten sich in keiner Beziehung, diese Menschen hatten blos den kleinen Krieg gefühlt und einzelne Streifparthien gehabt; gegen die Sachsen wußte niemand etwas unrühmliches zu sagen. Warmbrunn war gänzlich von Einquartierung befreit — schon früher hatte der Gouverneur von Niederschlesien dazu Befehl gegeben.

Außer einigen französischen Officianten, ein paar verwundeten französischen und mehreren pohlnischen Officieren, die das Bad gebrauchten, bestand die ganze Badeversammlung aus etwa 180 Personen, nehmlich: aus mehrern Bürgerlichen aus Sachsen, 10 bis 12 schlesischen Edelleuten aus der Nachbarschaft, nebst einigen bürgerlichen Gutsbesitzern, ferner aus preußischen Officieren in Civilkleidern, einigen früher verabschiedeten Majors und Staabsofficieren, die jetzt auf ihren Gütern lebten, endlich aus einem Arzte aus Frankenstein, nebst dem dasigen Prälaten, einem sehr gebildeten und aufgeklärten Geistlichen.

Die alte steife Ordnung der Dinge galt noch so ziemlich wie ehemals, nur mit dem Unterschiede, daß der hier residirende und regierende Graf Schafgottsch, denjenigen invitiren ließ, der ihm eine Karte sandte oder persönlich aufwartete. Der gute Graf hört ungemein schwer und ist sehr wißbegierig, es kostet also Mühe sich mit ihm zu unterhalten. Er scheint ein sehr braver alter Mann und ein guter Hausvater zu seyn. Die Familie kam mir liebenswürdig und gebildet vor, einen Schein von Stolz abgerechnet, welcher in jetzigen Zeiten gar nicht mehr passen will, indem kein Mensch sagen kann, ob er nicht morgen jemand braucht, den er gestern noch sehr tief unter sich hielt. — Ob sich zwar die Polizei, wie gewöhnlich, um nichts bekümmert, was nöthig und nützlich ist; so wird doch strenge drauf gesehen, daß jeder Fremde oder Badegast eine Litanei von Fragen unterschreibt und beantwortet. — Gedruckte Badelisten existiren hier nicht, geschriebene gehen in mehrern Abschriften herum! Die Stadtmusici bewillkommen jeden Fremden mit einem Ständchen.

Die alte Sonderbarkeit, die Badestunden in adeliche, bürgerliche und gemeine Stunden zu theilen, galt noch. Doch war, bei der kleinen Anzahl der Badenden, die Kavalier- oder Adelsstunde von mehreren Bürgerlichen besetzt. (das heißt von solchen, die sich unter Gelehrte, Kaufleute, Officianten von Range und Künstler rechnen durften.)

Das Schicksal hatte mich sehr glücklich gestellt, die ganze Gesellschaft bestand aus Leuten von der feinsten Bildung, deren Unterhaltungen sich zwar meist auf den Krieg bezogen, aber selbst in Gegenwart einiger französischen Herren, mit Schonung und Delikatesse gegeben wurden. Am meisten debattirten die alten Majors und Obristen, die noch so halb und halb aus dem siebenjährigen Kriege stammten! Ob sie schon längst ihren Abschied genommen

hatten; so konnten sie doch nicht leiden, wenn die preußische Tapferkeit kritisirt, wohl gar bezweifelt wurde.

Da sich in diesem Zirkel, welcher aus etwa 16 Personen bestand, Soldaten, Kameralisten, Künstler, Gelehrte, unter diesen Juristen und Geistliche, befanden, so war die Unterhaltung von 5 bis halb 7 ein wahres Fest, und oft mußte der Bademeister erinnern, daß ¾tel auf Sieben, die Damenstunde angienge.

Der warme lebhafte Pohle debattirte dann mit dem kalten Juristen, über das Recht der Revolution und der galante Franzose gestand, daß Deutschland zweimal so viel wissenschaftliche Männer besäße, als Frankreich.

Wenn die Stunde angieng und die Gesellschaft komplett war; so hieß es: Dieser Tempel ist heilig, was hier gesprochen wird, darf nicht gerügt werden, — und nun konnte jeder raisonniren und deraisonniren wie er wollte. Rührende Schilderungen von Kriegsscenen, Belagerungen, Bombardirungen (besonders jener von Danzig) wechselten dann.

Das Bassin oder der Kessel im gräflichen Bade ist ungemeint erweitert, so daß zur Noth 50 Personen Raum haben, da nun die Zahl nie über 16 — 18 stieg, so war Bequemlichkeit mit Bewegungsfreiheit verbunden. —

Ein einziger Fant, wie ich hörte, ein junger reicher Nichtsling aus Breslau, störte ein paar dieser angenehmen Stunden. Er, der in nichts mit sprechen konnte, hatte sich doch die Geschicklichkeit eigen gemacht, durch das Zusammenpressen der Hände, das Wasser wie aus einer Spritze, nach jedem ihm beliebigen Gegenstand zu bringen. Davon machte er so dreist als frech Gebrauch, daß er die ganze Gesellschaft besprützte. Mehrere baden mit Nachtmützen und die im bloßen Kopf sitzen, verhüten dennoch den Kopf zu netzen; weil der alte Brunnenarzt, ein 70jähriger Greis, dies schlechterdings als schädlich erklärt.

Bei diesem Fant half keine höfliche Bitte oder Zurückweisung, er fühlte sich in dieser Gesellschaft groß, er fühlte, daß er Geld habe, wozu also Lebensart? Ein pohlnischer Graf sagte ihm endlich: Sie werden morgen gewiß in der gemeinen Stunde baden? Das laute Gelächter der Uebrigen machte ihm den Sinn verständlich.

Solche Beispiele rechtfertigen beinahe eine gewisse Kastenfreiheit und geben der Benennung adeliche Stunde, eine Bedeutung. Arrogante und freche Menschen sind mir von jeher in der Seele zuwider gewesen, wenn sie sich nun noch in der Gestalt eines solchen Strohkopfs zeigen; so sind sie um so unausstehlicher.

Die Quelle ist bekanntlich ungemein wohlthätig, wegen ihrer immer gleichen Blutwärme.

Das Geschwätz, als ob sie durch die Erweiterung an Stärke verlohren hätte, ist altes Weibergewäsche. Ganz natürlich befiehlt die Sittlichkeit, daß man in Badehemdern badet, wobei das Frottiren allerdings wegfällt: je ruhiger man nun sitzt, um so mehr fühlt man die angenehme Wärme, und um so mehr wirkt sie.

Sind die Badehemden fein und ohne Stärke, so hat es weniger zu sagen; nur grobe und gesteifte Hemden sind schädlich.

In Hinsicht der Kabineter zum An- und Auskleiden, herrscht noch immer die alte löbliche Unordnung. Sie sind feucht, eng, unsauber und mithin nachtheilig. Jeder soll einen flanellenen Mantel oder Rock mitbringen, um ihn beim Ausbaden umzuhängen: denn ein dünner Mantel von Leinwand schützt nicht vor Erkältung, eh man aus dem Bassin ins Kabinet kommt, wo es, wie schon gesagt, feucht ist.

Diese Fehler sollten bei einem Bade, welches so besucht wird, nicht herrschen, da ihnen überdieß so leicht abgeholfen werden kann.

So ist es auch bei dem Probsteibade, welches die Herrn Geistlichen noch um 1½ Grad mehr sinken lassen, weil die alten Einrichtungen bleiben, und die Menschen sich wie die Heringe pressen müssen. Der Vorwurf, daß ein Theil in der Sauce des andern badet, ist lächerlich, denn die Oberfläche leidet nichts unsauberes und der Badegehülfe darf das Bassin, gleichsam nur von oben reinigen, sobald die Stunde vorbei ist, so sieht man in Zeit von 10 Minuten die Fläche wieder spiegelhell, nur etwas schwarzseifenartiges kommt zuweilen aus der Tiefe; das Bassin selbst hat einen starken Abzug.

Die Preise sind noch die alten; man bezahlt wöchentlich 16 Groschen. Dagegen hält der Bademeister und dessen Gehülfe die Hand auf; auch muß man, in Ermangelung eines Bedienten, einen Burschen zum ausbaden annehmen, denn allein läßt sich das nicht thun.

Wer die nöthige Wäsche nicht bei sich führt, kann sie beim Bademeister für 12 bis 16 Gr. wöchentlich haben, indeß ist sie nicht fein genug, obschon ohne Stärke. —

Eigne Wäsche muß nach dem Bade sogleich in kalt Wasser geworfen werden, auch ist es nützlich, wenn man die Hemden und Unterkleidungen bestimmt, die während der Badezeit gebraucht werden sollen. Kurz vor der Abreise muß alles mit Zackenwasser gebleicht werden.

Wer den Warmbrunnern Rechnen gelehrt hat, möchte ich wohl wissen. Sie lassen sich ihr mittelmäßiges Logis und die magere Kost sehr gut bezahlen.

An der Table d'hote in der Gallerie, so wie im schwarzen Adler, kann man nicht unter 12 Gr. essen. Wein war da, aber sauer und schlecht. —

Der Unger Wein konnte jetzt billiger seyn, weil die hohe Accise wegfiel, aber er war wie immer geschmiert und elend. Gutes Bier fehlte nicht, doch kostete die Bouteille des besten 3 Gr.

Daß in den hiesigen Garküchen und Aubergen ohne Wahl gekocht wird, versteht sich von selbst, denn was geht das die Policei an?

An einer Taxe für Zimmermiethe und Speise fehlt es gänzlich, ich mußte, so leer es auch war, wöchentlich für ein Zimmer nebst Kammer 3 Thlr. und für mein Bett 16 Gr. bezahlen.

Der hiesige Hauseigenthümer schlägt alles auf die kurze Badezeit an, und sucht seine Interessen wo möglich mit 10 Procent heraus zu bringen. Also bei der strengsten Oekonomie läßt sich der Tag nicht unter einem halben Dukaten verleben. Ausfahrten, Getränke 2c. kommen dabei nicht in Rechnung.

Dieses Bad hat von jeher das Erforderniß, daß der Besuchende einen Zirkel von Freunden hier finden muß, wenn er sich nicht langweilen will. Diesmal war, bei der gänzlichen Umwälzung der Dinge, nicht jene steife Etikette in der Gallerie, und das Begucken des Fremden — man theilte sich mehr mit, man war humaner, und die kleinen Bälle in Duodez, die alle Sonntage in der Gallerie gegeben wurden, waren recht artig. Sie hörten gewöhnlich schon nach 12 Uhr auf, und giengen um halb 9 Uhr an. Man hörte keine Frage, wie jene der Fräulein * vor etlichen Jahren, die ihre Mutter fragte, ob sie auch mit dem Menschen tanzen könne, der sie aufgefordert habe, da sie nicht wisse, ob er auch ein Kavalier sei? und welcher Mama erwiederte: bon, ma fille, Monsieur muß sich erst legitimiren.

Trübe Blicke in die Zukunft, Klagen, rührende Erzählungen machten auch hier den Stoff der Unterhaltung aus; man konnte nirgends zusammenkommen, ohne über das gemeinschaftliche Unglück des Vaterlandes und des Staats zu sprechen.

Die adelichen Gutsbesitzer im Gebirge haben wirklich Ursache zu klagen, denn da ihre Hauptrevenüe im sogenann-

ten Silberzins besteht, einer Art Kopf- oder Haussteuer, die jeder Weber zahlen muß, und dies jetzt, bei der Verarmung der Leute und bei den nahrlosen Zeiten, wegfällt; so trift es manchen so hart, daß ihm grade Alles fehlt, wovon er leben und eigne Abgaben bezahlen soll.

Mit Getreideverkauf ist im Gebirge nicht viel zu thun, man dankt dem Himmel, wenn man erbaut, was man braucht; eher ist noch etwas mit Holz zu machen. Aber die Fabriken stehen still, und die Kaufleute scheuen das hohe Fuhrlohn.

Warmbrunn hat, als Badeort betrachtet, einen Vorzug mehr durch den Anbau des neuen Hauses, dicht am gräflichen Bade, gewonnen. Hier sind außer den Wannenbädern, wo ein jeder für sich baden kann, Touche, Tropf- und Dampfbäder eingerichtet. Das Ganze verdient gesehen zu werden und entspricht den Forderungen, die man an Anstalten dieser Art machen kann. Auch sehr zweckmäßige elektrische und galvanische Apparate sind in einem besondern Zimmer aufgestellt.

Der bekannte Sauerbrunnen, über den schon so manches erinnert worden ist, besteht noch in seiner Wildheit und der Hauseigenthümer bedient sich dessen zu sogenannten stärkenden Bädern; freilich in Wannen die zu klein und unvollkommen sind.

Die brave Apotheke des Orts erhält noch ihren Ruf, indessen bleibt das Ableben ihres Stifters Herr Tschörtner ein großer Verlust.

An Verschönerungen des Orts im innern, worunter ich die Anlage kleiner Gärtchen und Baumanpflanzungen rechne, ist durchaus nicht gedacht. Alles, was baut oder ausbessern läßt, bleibt der alten Mode getreu, die Fenster so klein als möglich zu machen und in das kleine Fenster wieder ein Fensterchen einzuschneiden! Das giebt den Häusern ein widriges Ansehen.

Galanteriehändler und Verkäufer von andern Gegenständen des Luxus, waren dies Jahr nicht da; sie würden auch schlechten Absatz gefunden haben. Einige Steinschleifer, die im Orte selbst wohnen, zeichneten sich wie immer mit ihren Waaren und Arbeiten aus. Man konnte ganz Warmbrunn nach der schönsten Zeichnung, auf ein Glas geschliffen, bei ihnen haben, ferner besonders schöne Rauchtopase und andere Steine, so wie versteinerte Holzarten.

Die Allee, die vom schwarzen Adler ab, linker Hand der Gallerie wegläuft, trift noch immer der Vorwurf, daß sie zu wenig Schatten gewährt. Sie besteht aus Pappeln der gewöhnlichsten Art.

Zur Seite der Gallerie ist ein Bosquet angelegt, das bei sorgfältiger Obhut sehr schön werden könnte, aber man läßt es schon im Entstehen verfallen und das wirklich sehr artige Galleriegebäude ist ohne Reiz und Schatten.

Bekanntlich befindet sich in der Gallerie ein Speisesaal, ein Concert oder Tanzsaal, zwei Billardzimmer nebst einigen Seitenkabinets. Raum genug. Allein auch hier ist ein großes Uebel dieses Gebäudes, nehmlich ein fortwährender schneidender Zugwind.

Die innere Eleganz und Reinlichkeit wird etwas vernachlässiget und es läßt sich behaupten, daß, wenn man noch ein paar Jahre so fortfährt, das Haus viel verliehren wird.

Gespielt — ich meine hierunter Hazardspiele, als: Pharao, Rouge et Noir, Würfel u. s. w. wurde in diesem Jahr nur einigemal. —

Commercespiele, als: Whist, Boston, l'Ombre, sah man häufiger, doch waren die Partien fast immer dieselben, und der höchste Preiß des Points beim Whist überstieg nie einen Thaler.

Piquet war am meisten an der Tagesordnung und wurde ziemlich hoch gespielt, nach Touren und Points gerechnet.

Zwar hielt sich einer von den Räubern, die auf anderer Leute Börsen Jagd machen, eine Zeitlang hier auf, und legte auch einigemal eine Bank: da er aber weder Vortheil noch Kunden fand, so packte er bald wieder ein, und schimpfte sehr auf die ungebildeten Zeiten. Wenn ich nicht irre, so war der Patron aus Leipzig und passirte hier unter dem Titel Kommissionsrath. Wahrscheinlich ein ehemaliger Kammerdiener oder Friseur.

Der kleine, beim sogenannten Schloß befindliche Garten, war meist verschlossen — es ist eine äußerst einfache Partie, gewährt aber doch wegen einiger bedeckten Gänge etwas Schatten für den Spaziergänger, den er im ganzen Ort vergeblich sucht. Es ist unmöglich, daß der Graf durch besondern Befehl den Eingang verwehrt, folglich liegt es an der Grobheit oder dem Eigennutze der Leute, denn unter allen Faullenzern, sind gewöhnlich die Domestiken die unverschämtesten.

Es ist schon so oft darüber geklagt worden, daß die hiesige Quelle beim Trinken nur wenigen Menschen bekommt, dennoch verordnen die Aerzte noch immer ihren Gebrauch, man möchte schon deshalb viel dagegen einwenden, da die Quelle nicht ohne Beimischung von Karlsbader Sprudelsalz genommen werden kann.

Sie verursacht den meisten Menschen Uebelkeit, Magendrücken, Mangel an Apperit u. s. w.

In diesem Jahre waren zwar nicht so kühle — man möchte sagen kalte Morgen, was sonst sehr häufig in diesem Klima statt findet; ich halte aber die Quelle, wenn diese sind, bei dem Trinken um so gefährlicher, weil sich der Patient leicht erkälten kann, wenn er darauf promenirt, und Bewegung ist schlechterdings Vorschrift! Die Quelle wirkt zu sehr auf die äußere Transpiration.

Die

Die ehemalige gute Einrichtung, die schöne Trinkquelle von Flinsberg jeden Tag frisch in Warmbrunn haben zu können, ist sehr in Verfall gerathen. Das Ganze ist Sudelei und Vernachlässigung.

Das Wasser hat, weil es nicht schnell und gut an der Quelle zu Flinsberg gepfropft wird, weder Geist noch Kraft, und demohnerachtet muß man den Wucherern, 3 — 4 Böhmen für die Flasche bezahlen, die höchstens für einen zu stellen wäre. — Niemand bekümmert sich um solche Gegenstände und die Badekommission klebt wie alle Kommissionen an Formen! Man erinnere sich der berühmten Geschichte von der Klystirspritze in den vertrauten Briefen.

Herr Doktor Hausleitner ist jetzt Brunnenarzt, es scheint ein wissenschaftlicher Mann zu seyn. Da er eine Meile von hier in Hirschberg wohnt; so geräth der Patient bei außerordentlichen plötzlichen Vorfällen leicht in die größte Verlegenheit und Gefahr. Ein Brunnenarzt muß schlechterdings im Orte wohnen und jede Stunde zu haben seyn.

Es ist fast unglaublich, mit welcher Anstrengung die hier in der Nachbarschaft wohnenden Weber, den Brunnengästen ihre Leinwand aufdringen, besonders rohe ungebleichte Webe. Nur mit Mühe wird man diese Leute los, sie bitten in den rührendsten Ausdrücken, jeder hat eine Kindergeschichte bei der Hand und beschwört, daß seine Würmer umkommen müßten, wenn er das Webe nicht verkaufte. — Er belegt dann dabei eine gewisse Aengstlichkeit und flüstert dem Fremden leise zu, daß er eigentlich nicht verkaufen solle und dürfe, daß man ihm das Webe wegnähme, daß er sich nur so heimlich herausgeschlichen habe, weil doch der Hunger sehr wehe thäte u. s. w.

Mit Ausnahmen — denn es giebt wirklich erbarmungswürdige Erscheinungen, besonders in dieser schweren Zeit, wo aller Handel und Gewerbe liegt — also mit

Ausnahmen sage ich, nehme man sich für diesen Betrügern sehr in acht. Sie sind unverschämt im fordern und wer nicht genauer Kenner ist, der nehme sich hauptsächlich beim Ankauf roher Leinwand in Acht, wenn er nicht Mittelgut und schlechtes Ellenmaas für solide Bezahlung haben will.

Man muß den meisten wie den Juden nur immer die Hälfte des geforderten Preises bieten.

Der Kerl kommt sechs bis siebenmal wieder, er erschöpft alle Schwüre und Betheurungen, und am Ende läßt er die Waaren doch für den gebotenen Preis; bei der Ueberlieferung aber kann man nicht ohne die größte Hartherzigkeit, ohne ein Trink - oder Schnapsgeld wegkommen.

Das drolligste ist, des andern Tages verfehlt der Weber das Zimmer. Er weiß genau, wie viel Fremde im Hause sind.

Er spielt dieselbe Rolle, es ist derselbe Mensch. Eine Clique von Gaunern im kleinen, die sich zum Aufwarten der Fremden aufdringen, oder die man zum Ausbaden braucht, steckt mit diesen Kerls unter der Decke, und der größere Theil der Verkäufer gehört zu ihrer Bekanntschaft. Mit der treuherzigsten Miene von der Welt stehn sie dann da und sagen:

„S' is a gar schin Wabla, dar Mohn hot nich's Laba derbei.“

Der wirklich arme Weber ist von dieser Gaunerclique zu unterscheiden und verdient, daß ihm der Fremde einige Groschen verdienen läßt. Der Menschenkenner sieht sogleich, ob der Mann aus einem entlegenen Dorfe oder aus der Nachbarschaft des Bades ist. Bis dahin ist die Verderbniß der Sitten schon gedrungen und die sonst ehrlichen Menschen haben Gaunern, zweizüngelichen Betrügern und Schmeichlern Platz gemacht.

Im Allgemeinen besteht die Ansicht, daß die Kaufleute die ärgsten Despoten der armen Weber sind, weil sie die Marktpreise nach Willkühr machen.

Der arme Weber hat wirklich nicht das Salz für seinen angewandten wöchentlichen Schweiß, und muß den Kaufmann oft noch wie ein Bettelmann bitten, daß er ihm sein Webe abnimmt! Hier geht die Knickerei oft bis zur Erbärmlichkeit, denn es wird nach Gröscheln und Pfennigen gehandelt.

Der Handel soll von allen Fesseln befreit seyn, dieß aber ist Despotismus, wobei nur die Reichen fett werden.

Die zweckmäßigsten und wohlthätigsten Gesetze existiren — aber wie wurden sie gehalten? Es gieng gewissen Officianten eben so wie gewissen Kommandanten und Befehlshabern, sie nahmen wo sie kriegen konnten, sie mästeten sich mit Schande und thaten sich auf Unehre und Schurkerei etwas zu Gute. Nur ein paar abschreckende Beispiele gegeben und diese Schurkereien hören gewiß auf! Nichts ist empörender und schändlicher in einem Staat, als diese kleinen blutsaugenden gewissenlosen Vampire.

Ein Bad wie dieses, so wie überhaupt jedes Bad von großer Frequenz, muß dem Staate gehören, und unter der Aufsicht einer weisen Kammer stehen, die weder von kalten Rechnern noch von pedantischen Krämern und Plusmachern besetzt ist. In den Händen eines Graf Schafgotsch muß dieß Bad bloß verlieren, so wenig ich übrigens gegen die Rechtlichkeit dieses alten Herrn einwenden will; aber er ist alt und seine Begriffe sind nicht unsre Begriffe! Sollte sein Nachfolger einst die vernünftige Idee fassen, daß 50000 Thaler, zu Verbesserungen und Verschönerungen angewandt, nur ein ausgeliehenes Kapital zu doppelten Interessen bedeuten, dann läßt sich noch etwas hoffen! Dieser Platz wäre einzig in der Welt, wenn man wollte, aber man will nicht.

Bei der geringsten Klage darüber giebt es hier sogleich mehrere Leute, die das Maul bis an die Ohren aufreißen und Zeter übdr den Kritiker schreien. Aber es wäre gewiß sehr albern, diesen Egoisten und Wucherern zu Gefallen zu schweigen und alles mit dem Mantel der christlichen Liebe zu bedecken! Man hat dazu ohnehin genug Spielraum, und wenn man nachsieht, was man denn unter dem Mantel hat; so sind es lauter Leute, deren Gott ihr Bauch und ihr Eigennutz ist — das Gewissen haben sie suspendirt.

Die ehemaligen hochgräflichen Diener machen sich mitunter recht schön und merkwürdig. Der wahre hohe und ächte Genuß für den Freund der Natur besteht im Besuch der benachbarten Partien. Dazu gehören aber gute Fußgänger und nur Viertelpatienten, Sieche und Kranke müssen darauf Verzicht thun. Es giebt mehrere artige Punkte wohin man fahren kann wie z. E. Stohndorf, Buchwald, Kavalierberg, Helicon ꝛc. alle übrige, deren Zahl fast Legion ist, lassen sich nicht vollkommen genießen, ohne daß man Fußgänger sei, denn selbst das reizende Buchwald und Stohnsdorf muß umgangen und durchgangen werden.

Ein paar Leute im Ort, nebst den Bauern des anhängenden Dorfs halten sich Halbchaisen, man bezahlt für den Tag mit Trinkgeld und ohne Kutscherfütterung 3 Thaler, für den halben 1 ½ Thaler.

Eine Tour nach Hirschberg, kostet in der Regel 1 Thaler, ohne Trinkgeld. Bei starker Frequenz gehen die Preise auch höher. Dieß Jahr blieben sie so, doch mußte man, um Sonntags auszufahren, schon Sonnabends bestellen lassen.

Sonntags wird im gräflichen Bade nur die Kavalier und Dames Stunde gegeben, nach 8 Uhr ist der Tempel zum Vortheil des Bademeisters für die hochgräfliche Dienerschaft und Unterthanen bestimmt.

Die Ansicht dieser Gestalten gewährt, einmal gesehen, viel Vergnügen, indeß der Tag ist lang und ohne eine Ausflucht, wird einem der Ort zu eng, weil alle Bekannte ausfahren oder zu Fuße auswandern.

Die unzähligen vortrefflichen Punkte des Riesengebirges, selbst die nahen — (denn hier ist von einer Kuppenwanderung noch nicht die Rede) lassen sich, ohne zu Fuße zu wandern, nicht genießen, eben so der Kynoß, der Stangenberg, der Brudelberg, die Hütte am Walde, das Vitriolwerk, der Kochel und Zackenfall, die Gegend bei Schreiberhau, der Helikon, der Kavalierberg, Stohnsdorf, Buchwald mit seinen reizenden Umgaben, und das ungemein liebliche Schmiedeberg. Um zum Zackenfall zu gelangen ist jedes andere Mittel als die Fußreise unmöglich. Sonst konnte man noch bis zu dem sogenannten Ruhestein fahren, jetzt ist auch dies verdorben, und man muß von Schreiberhau zwei Stunden auf unwirthlichen Wegen zu Fuß wandern. Es war immer ein Führer mit Proviant und Erfrischungen beladen nöthig, jetzt um so mehr, denn das ehemalige sehr artige Gasthaus in Schreiberhau machte eine trübe Physiognomie, man erhielt nichts als Schnapps und Brod. Aus alter Bekanntschaft kam denn endlich eine Schüssel Forellen zu Stande, es waren 12 Stück, bloßes Mittelgut, und sie kostete 1 Thlr. 8 Gr.

(Sonst bezahlte man höchstens 12 Gr.)

Die Leute hatten sonst ein vorzüglich Glas guten Ungerwein, jetzt nichts als ordinairen Kornbranntwein.

Mißmuth, Armuth und Leiden sieht man überall; der alte Frohsinn war entflohn. Die Gegend macht gleichsam die Grenzscheide nach Böhmen und Sachsen, folglich fielen die Kreuz und Querzüge häufig vor. Der Zackenfall ist eine erhabene majestätische Naturpartie, der Anstrengung und des Schweißes ganz werth, den man opfert. Sie ist von unten aus der Tiefe gesehen am majestätischen; — sonst

fehlten an der Leiter um hinab zu steigen doch nur Sprossen, jetzt war gar keine mehr da.

Mit wenig Kosten wäre dieser Punkt zum überraschendsten Anblick von der Welt zu erheben, und der mehr als gräßliche Weg bis zur Spitze gangbar zu machen — doch was gehen dem Eigenthümer die Ueberraschungen an.

Man muß sich den Genuß verkümmern vom Zackenfall, durch rauhe Wege und Wildnisse bis zum Kochelfall zu wandern.

Ganz ausgemacht ist der Kochelfall eine lieblichere Partie, als der Zackenfall; doch alles übersteigt den hohen Reiz der wildromantischen Naturschönheiten vom Kochelfall bis zum Vitriolwerke.

Dieser Punkt oder halbstündige Weg, ist eigentlich der unaussprechlich reizende Sammelplatz von nicht zu schildernden Naturansichten. Die Natur scheint hier mit Felsenmassen, die zu stürzen scheinen, und herabhängenden Berggipfeln zu spielen; das Echo giebt den Ruf harmonischer — dreifach zurück und der Einschnitt der Thäler und Schluchten gewährt Farbenmischungen, die das Auge entzücken und überraschen.

Der sehr gangbare und häufig terassirte Weg, ist das Werk des seeligen Preller, ehemaligen Besitzers des Vitriolwerks, in dessen Hause der Siedler eine freundliche Aufnahme fand. Er starb leider, ohne seine Tugenden und Liebenswürdigkeit zu vererben. Jetzt ist das Vitriolwerk in den Händen eines kalten spekulirenden Kaufmanns. Mehrere artige Punkte sind als Gedächtnißmonumente des jetzt unglücklichen Königes und der angebeteten Königin errichtet. —

In mehreren Bäumen prangt der Nahme Luise, und am Kochelfall meldet eine Innschrift den Besuch des königlichen Paares.

Was müssen die beiden redlichsten Seelen ihres Volks fühlen, wenn sie sich jene Zeit zurückrufen, wo sie diese

Partie zu Fuße machten, überall Freudenthränen fließen sahen, und die ungeheuchelte, ungekünstelte Liebe ausgedrückt fanden! Selbst die ärmsten Bewohner baten das königliche Paar nicht um Geld, sie fühlten sich schon glücklich, daß sie ihren Landesvater und ihre Landesmutter sehen konnten.

Nie werden diese Tage in den Herzen der Menschen verlöschen, es macht noch jetzt in der Zeit des Trübsaals ihren Trost aus, davon reden zu können. Buchwald und Stohnsdorf gehören schon in dem Sinn zu den reizendsten Partien, daß die Kunst der Natur zu Hülfe kam. Beide Plätze, besonders Buchwald, sind voll romantischer Anlagen und angenehmer Ueberraschungen; — beide Oerter beweisen, daß ihre Besitzer aufgeklärte und geschmackvolle Männer sind. —

Manche Punkte in diesen Zauberhainen lassen sich bloß notiren nicht beschreiben. Wer sich hier der Natur nicht an den Busen wirft, ist für jeden Genuß verdorben.

Die Schmiedeberger besuchen häufig Buchwald — Aufrichtig gesprochen, sind sie im allgemeinen liebenswürdiger, geselliger und gebildeter, als die Hirschberger, die, mit ehrenvollen Ausnahmen, etwas steifes charakterisirt.

Schöne Gesichter, Gesundheit, Leben und Fülle wird häufig beim schönen Geschlecht der Schmiedebergerinnen angetroffen. —

Schade, daß ab und zu, selbst jugendliche Personen, Kröpfe haben, (bei Alten sind sie überhaupt häufig, und zwar im ganzen Gebirge.)

Mit Eßwaaren war es bei allen diesen Partien schlecht bestellt, und man mußte sich mit kalter Küche behelfen. Wenn die Wirthin in Buchwald bei Laune ist, so läßt sich bei ihr noch ein ziemlich gutes Mittagsbrod finden; da sie aber streng zu regieren scheint, so sind die Stunden gezählt, wo man so glücklich ist, sie außer Wallung zu finden.

Manche thörichte Gutsbesitzer, die sich nach Sachsen oder Böhmen retirirten, haben es bereut, denn überall, wo ein determinirter Hausherr zur Stelle war, gieng es menschlich zu.

Ich erinnere mich gelesen zu haben, daß hie und da ein Beobachter bemerkte, der reiche Graf Schafgotsch, der des Jahres nicht ein Drittheil seiner Interessen verzehre, könne sich das schönste Monument setzen, wenn er die Erbunterthänigkeit aufhöbe und einige Gemeinden seiner blutarmen Unterthanen mit einem Darlehn unterstützte.

Dieser schöne Traum gehörte, nach meiner Behauptung, immer unter die Träume, gegenwärtig aber ganz unter die Phantasien! Es soll mich angenehm überraschen, wenn ich höre, daß der Graf seinen mitgenommenen Unterthanen Zeit läßt sich zu erholen und als Mensch den größern Theil der jährlichen Einkünfte sakrificirt um Tausende vom unvermeidlichen Bettelstabe zu retten.

Ich will durchaus nicht denen, die bestimmt oder unbestimmt über diesen alten Herrn und die gräfliche Regierung absprechen, Recht geben, so viel ist aber gewiß, Lobredner dieser Regierung muß man mit der Laterne suchen.

Es versteht sich, daß man, um hierüber Resultate zu sammeln, von der Hütte des blutarmen Webers und Tagelöhners, bis in die Wohnung des wohlhabenden Mannes steigen muß und nicht von der herrschaftlichen Küche durch die Domestikenstuben zu den expedirenden Schreibern und Amtleuten gehen darf, die eine lange Litanei der vortrefflichen Anstalten in Bereitschaft haben, die da seyn könnten.

Auf dem hochgräflichen Amte befindet sich z. E. eine Bibliothek, worin, außer den Büchern, noch mehrere Seltenheiten befindlich seyn sollen. — Es kostet aber so viel Mühe, sie zu sehen, als Sr. Kaiserl. Chinesische Maje-

sen. Ich und meine Freunde ließen es bei den ersten Versuchen bewenden.

Die Ansicht des Schulwesens, der noch immer herrschenden Bigotterie und abergläubischen Lächerlichkeiten spare ich für eine besondere Abhandlung! In ihr und in dem Pfaffensinne liegt noch so manches Uebel und manches schlummernde, unausgebildete Talent dieses braven und arbeitsamen Volks, das bei den weisesten Gesetzen und der Seelenwürde seines Beherrschers, dennoch der Willkühr der kleinen Despoten Preis gegeben war, die aber für ihre Ungerechtigkeit und Hartherzigkeit ihren Lohn theils schon empfangen haben, theils von der ewigen Gerechtigkeit gewiß noch empfangen werden.

Ein wahres Wort über den äußern Religionskultus in den preußischen Staaten.

Von dem Frieden zu Tilsit an, beginnt in der Geschichte des preußischen Staates eine neue Epoche. Wichtiger als alle vorhergehende ist diese. Seit den Zeiten Friedrich Wilhelms des I. war der preußische Staat in so fern besonders der Gegenstand der Aufmerksamkeit anderer Staaten, weil sich ein Rival neben ihnen erhob, dessen innere Kraft mit seinen sich immer erweiternden Grenzen im Verhältniß stand. Friedrich der große führte unter dem vergrößerten Staatsgebäude Preußens mehrere sehr feste Säu-

len auf; Schlesiens Arrondissement an seine Besitzungen ist besonders dahin zu rechnen, und Polen würde früher den preußischen Adler als Sinnbild der schützenden Aegide anerkannt und erhalten haben, wenn nicht der Tod den großen Friedrich zu früh abgerufen, und seine gemeinschaftlichen Pläne mit Katarinen von Rußland zerstört hätte. Friedrich Wilhelm der II. sahe die Unterwürfigkeit der Sarmaten, und dadurch seines Scepters erhöhete Gewalt und Glanz. Auch Friedrich Wilhelm der III. erlebte in Südwesten seiner Staaten Erweiterungen, welche seiner Krone glänzende Gestirne zuführten, die Hofnungen seiner Erben erhoben, und seine Unterthanen mit Freude und vermehrter Theilnahme an dem Glück ihres Vaterlandes, mit Vertraun zu ihrem Regentenhause, und mit gerechtem Stolz auf dasselbe erfüllten.

Auf Preußens Stimme ward gehört im Rathe der Fürsten, um Preußens Gunst ward geworben von an sich schon mächtigen Regenten, Preußens innere Kraft und Stärke, auf Vaterlandsliebe und die Betriebsamkeit seiner Bewohner gegründet, ward von dem Auslande gerühmt und geehrt, und vor Preußens bewaffneten Legionen zeigte jedes Volk Europa's Achtung, und jeder Souverain.

Aber im Buche des Schicksals war ein Ziel verzeichnet, an welchem Preußens dermalige Größe scheitern sollte. Die Zeit der Prüfung nahete sich finsterdrohend; die Stunde schlug, und krachend stürzte über jammernde Bewohner ein Theil des Prachtgebäudes ein, das sich, stolz und bewundert, seit einem Seculo über die Völker Europa's erhoben hatte. Dem Unglück erlagen die preußischen Waffen, und was auch hie und da glühender Patriotismus, hohes Ehrgefühl, kalte Verachtung der Gefahr und des Todes bewirkte, welche Dämme auch gegen den Feind aufgeworfen und tapfer und ehrenvoll vertheidigt wurden,

der Uebermacht müßte gewichen, und das Land bis zur zweiten Königsstadt der Monarchie dem siegreichen Feinde überlassen werden. Im Niemen erlöschte zwar die verheerende Kriegesfackel, aber Finsterniß deckte zugleich einen Theil der Länder, die sonst Preußens Hoheit anerkannten. Größere Opfer als je, forderte jetzt der Friedensgenius von Preußens Beherrscher. Mehr als ein Drittheil der Länder und Völker, über die sich bisher sein Scepter erstreckte, mußte hingegeben werden, um dem übrigen Theile die nöthige Ruhe wieder zu erwerben. Fast alle Vergrößerungen, durch Waffen, Politik und Friedensschlüsse im Laufe eines Jahrhunderts errungen, giengen durch einen einzigen Federzug bei Unterzeichnung des Tilsitter Friedens verloren. Die Schaale stieg, welche lange für Preußen gesunken war. Steigen und Sinken, Aufblühen und Hinwelken ist einmal des Ewigen Gesetz in der Natur; und ihm sind alle Völker jeder Zone unterworfen gewesen. Schweden und Holland, Oesterreich und Spanien, sind davon, außer andern Staaten, redende Beweise vor Preußen. Andere Jahrhunderte werden andern Staaten und Völkern gleiche Erfahrungen herbeiführen. Das herrliche Griechenland sank unter Philipps und seines Sohnes Gewalt; die stolze Roma fiel; — der Fels im Meere wird vom Zahne der Zeit zernagt, und von den Fluten untergraben, daß er stürzen muß; so wird auch dereinst einmal — — — — den Schluß mache ein Jeder sich selbst.

Woher aber, so fragen wir, und kehren zugleich zu Preußen zurück, das leider jetzt an die Reihe gekommen ist, den Wechsel und die Gewalt des Schicksals an sich zu beweisen, — woher sank Preußen so bald? Viel ist darüber gesprochen und geschrieben worden. Mängel in der Verwaltung, Sinken in den Finanzen (ich glaube sehr mit Unrecht,) Mängel in der Armee sind als mitwirkende Ursache angegeben; ich fasse hier einen andern auf, und nenne sie

Verfall der positiven Religion.

Blicken meine Leser mit mir ein wenig in die Geschichte zurück. Was haben Völker vermocht, die ihrem Glauben getreu waren? Wie fest und stark war Griechenland und Rom, so lange es dem Glauben der Väter getreu blieb. Mythen, Aberglaube, all eins in Hinsicht der Wirkung und des Erfolges, der groß, unendlich groß war. — Der alte Deutsche im Glauben an seinen Wodan und Walhalla, in Verehrung seiner heiligen Haine und Eichen, widerstand **römischen Legionen**. Für seinen Katechismus stritt der neuere Deutsche noch im siebenzehnten Jahrhundert; für seinen Glauben versprützte der tapfre Schwede sein Blut.

Das ist jetzt anders geworden, — in den preußischen Staaten war es auch anders geworden. — Preußens Monarch, ward von seinen Nachbarn besonders auch deswegen geehrt, weil man seinen Thron und dessen Kraft, als die vornehmste Stütze des Patriotismus im Norddeutschland betrachtete und liebte; aber in den eignen Staaten dieses Monarchen, stand es mit der Uebung gedachten Glaubens — schlecht. Preußens Nachbarn, Sachsen, Hessen und Oesterreicher waren besser, dem Städte- und Landbewohner galt Religion mehr als den Preußen. Lauigkeit, oft Kälte, sehr häufig Geringschätzung gegen öffentliche Gottesverehrung war überall eingerissen. Wer dem widersprechen will, thut besser er schweigt, weil er dem Sachkundigen verräth, daß er den Geist der preußischen Nation und ihrer Nachbarn nicht kennt. Im Preußischen waren die Kirchen leer in den Städten, nur selten angefüllt auf den Dörfern. Das Bedürfniß der Religionsübung fühlten wenige, sehr wenige; und doch ist dieselbe unwidersprechlich nothwendig, und, was man auch dagegen einwenden wollte, höchst wirksam für innern Frieden und die ganze Wohlfarth der Staaten. Als Modegeschäft ging

man allenfalls in die Kirche, in welcher ein Mann sich hören läßt, der einen Titel hat, welchen er bald durch diese bald durch jene Notiz fast in jedem Zeitungsblatt dem Publiko in Erinnerung bringt, der mit schöner Diktion der Sprache das Ohr seiner Zuhörer füllt, aber den Verstand, der Ueberzeugungen verschaft, leer läßt; — und an Erbauung oder besser gesagt an Hinrichtung des Gemüthes auf bessere Zwecke, an Ueberzeugungen, die für den Verstand fruchtbar werden, und dem Herzen wohlthun, welche heilsame Entschlüsse erzeugen, und so segensvoll ins Leben übergehen, daran blieb man arm. Von Männern, die auf die Bildung des Volks, oder auf die Richtung ihrer Handlungen, die auf den Geist der Nation Einfluß haben, sahe man höchstselten einen in der Kirche; der äußere Religionskultus galt ihnen nichts, mitleidiges Lächeln war alles was sie für denselben hatten; und doch können sie es nicht leugnen, daß derselbe von größter Wichtigkeit für ein Volk ist, dessen Vorbilder sie seyn sollten. Mangel an Zeit war ihre gewöhnliche Entschuldigung, und doch hatten ihre früheren Vorgänger in denselben Aemtern (deren Geschäfte damals noch nicht mit der Leichtigkeit und Kürze wie jetzt zu beendigen waren) Zeit dazu, und bei deren Amtsverwaltung war das Volk gut berathen; sie selbst waren fromm und froh, die Menge ehrte sie, und ward besser, indem sie ihnen nachahmte. Unsere Gerichtshöfe liefern Beispiele in Menge, daß Menschen aus allen Ständen, von dem rächenden Arm des Gesetzes ereilt werden, weil sie Handlungen begingen, die der Mann von Religion verabscheut.

„Man kann die Religion im Herzen tragen, heißt es, ohne dem äußern Kultus derselben anzuhangen;" das ist an sich wahr, aber nicht auf ein ganzes Volk anwendbar. Einmal gehört dazu ein Grad der Geistesbildung, der der Menge nicht eigen ist und nie eigen werden kann, und zweitens wird dieser dadurch ein Hülfsmittel entzogen, das für ihre

Moralität von größter Wirksamkeit ist. So lange der gemeine Mann Religion hat, ehrt er das Gesetz und die Obrigkeit, erkennt er die Würde des Eidschwures, ist er emsig in seinem Geschäft, häuslich und ein guter Vater. Verachtung der Gesetze aber, Geringschätzung der Obrigkeit, sträflicher Leichtsinn, der selbst den Meineid zuläßt, Trägheit, bis aufs höchste gestiegene Vergnügungssucht, Untreue gegen Gattinnen, und Pflichtvergessenheit gegen Kinder, das alles reißt bei einem Volke ein, welches von der Religion sich entfernt, und an diesen Uebeln lag im Preußischen ein großer Theil des Volks krank darnieder, denn nicht nur in Städten, auch in den Dörfern fand man Spuren davon, obgleich man sich dort gewöhnlich den Sitz der Einfalt und Unschuld denkt. Man wird hier wieder einwenden wollen, „das ist in andern Ländern auch so;" allein ich erwiedere, — und mit Recht und aus Erfahrung einmal, es ist in andern Ländern, und ich nannte deren schon, nicht ganz so, und zweitens, gesetzt es wäre dort auch eben so arg; so giebt das keine Entschuldigung für den preußischen Staat, und die Beschaffenheit seiner Einwohner ab. Hätte man von oben herab, von den höchsten Behörden an auf Religion gehalten, wären unsere vornehmen Staatsdiener, wie ihre ehrenwerthen Vorgänger an den Orten erschienen, wo sich das Herz lebendig zu dem Ewigen erhebt, wo man das Gemüth von den einseitigen Verhältnissen des Lebens ab, und zu würdigern und höhern Angelegenheiten des Geistes hinwendet; wo der Mächtigste, der Gesetzgeber und des Gesetzes Vollstrecker an seine Abhängigkeit, Hinfälligkeit und dereinstige Verantwortlichkeit erinnert, wo das Gewissen aus seinem Schlummer erweckt, wo fromme Hoffnung belebt und jede wohlthuende Ueberzeugung erhöht und gestärkt wird; wäre das geschehen; so hätte von den minderhohen bis zu den niedrigsten Ständen Alles ein Vorbild und Beispiel gesehen, dessen Nachahmung nicht ausgeblieben seyn

würde. Aus der schlechtesten Predigt läßt sich noch immer etwas Gutes lernen, und schlechte Predigten hört man ja ohnehin jetzt besonders in den Städten immer seltener. Man kann den Volkslehrern unserer Zeit wenig oder gar nichts vorwerfen, sie haben im Gegentheil gerade um so mehr Lob und Ehre verdient, als sie frei von der immer zerstöhrenden heranwachsenden Frivolität, der Herzensarmuth und dem Egoismus ihrer Zeitgenossen und der Menge blieben. Die Reden der Volkslehrer sprechen jetzt reine Moral aus, und zeugen von dem echten Sinne des Christenthumes in eben dem Grade, als finsterer Mysticismus und die der Menge unverständliche Dogmenlehre daraus verbannt sind. Einzelne Beispiele vom Gegentheil gelten nichts, wo man — wie ich hier, immer nur im Allgemeinen spricht. Bedaurenswerth ist es also, daß solcher Männer Stimme nicht gehört wird, nicht einmal gehört! — und daß Ermahnungen und Zurechtweisungen für das Volk, deren Werth sie nach ernstem Nachdenken und strenger Prüfung mit den kräftigsten Gründen unterstützten, verworfen und gering geachtet werden.

Was soll aus einem Volke werden, das sein Heiligstes, seinen Glauben und dessen Uebung, immer mehr entheiligt; das die Bande immer mehr auflöst't, durch welche es unter einander verbunden, und an Gesetz und Ordnung wohlthätig geknüpft ist? Der große Haufe bedarf eines Lenkers um recht geführt zu werden, bedarf der Zügel, damit sein Wille regiert sei; dieser Lenker ist aber die Religion, und das Positive in ihr sind die Zügel. — Wenn die Hochgestellten und Vornehmen sich über des Volkes Fehler, Gebrechen und Laster beklagen, und auf deren immer wachsende üble Wirkungen befürchtend hindeuten; so mögen sie wissen, daß sie selbst Schuld an dem wachsenden Verderben sind. Wie der Herr so der Diener; — ihr die ihr Herren seyd, zeigt es den Dienenden besser, ihr die ihr zu gebieten habt, geht den Untergebenen mit bessern Beispielen

voran! Auf alle Stände erstreckt sich der üble Einfluß des im Preußischen so verminderten Religionskultus; indem man ihn versäumt, werden zahllose Gelegenheiten zum Belehrt und Besser werden unbenutzt gelassen, und dem Verderbniß Thüren und Thore geöffnet. Der Militairstand ist vornehmlich dahin zu rechnen. Unter Friedrich dem großen und seinen glorreichen Vorfahren hatte der Soldat seinen Katechismus inne, hörte auf die Stimme seines Predigers, und ließ sich durch Gotteswort zur Vaterlandes- und Regentenliebe, zur Unerschrockenheit in der Gefahr, durch Vertrauen auf göttliche Hülfe, zur Hofnung durch Glauben erzeugt und zur Gedult bei Strapatzen, Leiden und Mangel ermuntern.

Jetzt wußten gewiß zwei Drittel der Armee gar nichts vom Christenthum, ein Theil davon waren gewissenlose Ueberläufer aus dem Auslande, oft freventliche Uebertreter göttlicher und menschlicher Rechte; und ein anderer Theil unbelehrt gebliebene, und nicht zur Gottesfurcht erweckte Inländer. Das Beispiel ihrer Vorgesetzten war gerade das Schlimmste dabei. Wie selten ist ein religiös frommer Officier. Es giebt deren, aber wie viel? und was können die wenigen gegen den Gemeingeist der Menge wohl ausrichten. Fluchen, lästern, spotten hörte der Soldat den ganzen Tag, gleich als ob es nothwendig mit zur Sache des Militairs gehörte. Einen Feldprediger bei den Regimentern anzustellen war Modewerk geworden; die Gunst der Innhaber derselben war über die Anstellung des Subjektes entscheidend, dessen Tauglichkeit oft deswegen unbemerkt und unbelohnt, und dessen Untauglichkeit dadurch verborgen blieb, weil doch Niemand auf ihn hörte. Der militairische Gottesdienst war selten und ward immer seltener; er erhielt kein Interesse, weil von oben herab kein Vorbild, keine Ermunterung dazu war. Der Zwang zu demselben, den einige Regimentsinhaber anwandten, verdarb die gute Sache vollends; — denn welcher Mensch

läßt

läßt sich gern mit dem Stock in die Kirche treiben! Im Felde wo der Feldprediger von besonderem Nutzen hätte seyn können, wo noch zu den Zeiten Friedrichs des II. der Patriotismus und alle Soldatentugenden durch die passenden Reden jener Männer erweckt, und die Krieger nach Gottesdienst, Gesang, Gebet, oder durch den Genuß heiliger Sacramente mit hohem Feuereifer erfüllt wurden, und dann gingen und Thaten vollbrachten, die jetzt leider der entartete Sohn und Enkel nur anstaunt nicht ihnen nachahmt; da, im Felde, war zu jetziger Zeit der Religionslehrer überflüssig geworden. Man bekümmerte sich so gut als gar nicht um ihn, betrachtete ihn als eine unnütze Waare, ließ ihn wohl gar zu Hause, oder stellte keinen andern an, wenn Einer fehlte.. — Bei der Mobilisirung der preußischen Armee Anno 1805. wurden wie sonst gewöhnlich, drei reformirte Staabsfeldprediger angestellt; allein Einer derselben verließ Berlin gar nicht, und die beiden Andern begaben sich mit größter Bequemlichkeit in eine der Städte, um welche her sich ein Truppenkorps zusammenziehn sollte, wurden daselbst einquartirt, ließen es sich wohl seyn, und kehrten nach Verlauf einiger Wochen in Gottesnahmen wieder nach Berlin zurück. Bei dem Heere der Preußen herrschte so hoher Enthusiasmus zum Kampf, seine Anführer waren so voll hoher Pläne, daß sie die Kleinigkeit wahrscheinlich darüber vergessen haben, an Gott zu denken, und den angestellten Prediger Gelegenheit zu geben, seine Schuldigkeit zu thun.

Als darauf im Jahre 1806. die preußischen Heere abermals ausrückten, und nun der ernste Kampf der Schlachten unabwendbar bevorstand, da stellte man — indem jene drei Staabsfeldprediger indessen versorgt oder entlassen waren — gar keine wieder an. Man bedurfte ihrer ja nicht, — man war seiner Sache doch gewiß! Warum geschahe es denn aber nicht, warum sollte ein rechtschaffener Religionslehrer denn jetzt nicht — wie zu andern Zeiten

— den Tapfern mit höhern Muth erfüllen, den Feigen zur Hoffnung und zum Vertrauen, und die Sicheren zur Vorsicht bei der Gefahr ermuntern? Warum geschahe das nicht? Freund, frage doch nicht so seltsam, — ein Heer kostet doch Geld genug zu unterhalten, und so ein Staabsfeldprediger hat, ohne zwei Rationen und Portionen, monatlich 15 bis 20 Thaler-Gehalt. — So so! also aus weiser Sparsamkeit! — Man beruhige sich mit diesem Grunde — jeder andere wäre noch ärger!

Nicht bloß also, daß man im Preußischen lau und kalt gegen den äußern Kultus der Religion war, — man that auch sogar manches ihn recht eigentlich zu hemmen.

Einen großen Vorwurf habe ich in dieser Hinsicht noch zu machen, und bitte um die Aufmerksamkeit meiner Leser. — Gewiß Preußens rechtlicher Monarch billigt keine Misbräuche auf Kosten der Religion, die er auch äußerlich ehrt; möge also Nachstehendes seinen Herrscherblick erreichen, damit er auch darin helfe, und das Fehlerhafte abstelle. Er tritt, ich möchte sagen, in ein neues Haus, denn das alte Staatsgebäude hat der Sturm des widrigen Geschickes eingestürzt; in dem neuen Hause kann er nun Alles anordnen und einrichten wie er will; — und wer unter seinen Unterthanen weiß nicht, daß er Gutes will.

Ich rede von den Städten, und zuerst von Berlin, der Königinn preußischer Städte, dem Muster darnach die andern sich richten.

Der äußere Religionskultus wurde nemlich hier dadurch gehemmt, daß man die Paraden des Militairs gerade zu einer Zeit und an einem Orte hielt, welche der göttlichen Verehrung gewidmet war, und wo sich einer der besuchtesten Tempel des Höchsten befindet. Wozu denn das? Hat Berlin nicht Gegenden und schöne Plätze genug, als gerade die, an welchen sich Kirchen befinden, um Soldaten darauf zu mustern; und giebt es keine andre Tagszeit als gerade die

zwei Stunden, die nach sechs entflohenen Tagen der Geschäfte und Zerstreuungen des Lebens, der Andacht, dem Sammlen des Gemüths, dem Nachdenken über höhere Lebenszwecke gewidmet sind? Der Handwerksmann, der Geschäftsmann, der Künstler, der Officiant haben nur den Sonntag zu ihrer Ruhe und Erholung; diesen verlebten sie ehedem so, daß sie erst dem Herrn unserm Gott dienten, erst ihm in den Kirchen und bei öffentlichen gottesdienstlichen Versammlungen ihren kindlichen Dank für Erhaltung der Gesundheit, für das Bestehen oder den Wachsthum ihres Wohlstandes darbrachten, und dann sich eine Zerstreuung erlaubten. Jetzt aber werden sie davon zurückgezogen oder abgelenkt; denn indem sie zur Kirche gehen, erblicken sie den Prunk der Militairparade, die Reihen marschiren auf, ein buntes und glänzendes Getümmel entwickelt sich; das Auge wird gelockt durch schöne Uniformen, die Neugierde erregt, durch eine neue Einrichtung in der Kleidung oder Waffenübung der Soldateska, — sie hören Trommelschlag und Musik, vergessen die Kirche und Gott, und bleiben da zu schauen, oft nur zu gaffen, — neues zu sehn und zu hören, statt daß sie in der Kirche Gutes gelernt hätten, erbaut, erweckt, gerührt worden wären. Der Gottesdienst in der Kirche selbst wird dadurch an Theilnehmern ärmer, und die Andacht derer, die demselben beiwohnen, gestöhrt. Ein Theil der Gaffer verläßt eines Theiles das Gotteshaus, wenn er den Schall der Musik hört, und stört so den zurückbleibenden Theil in der Stille seiner Gemüthserhebung, anderntheils wird die Stimme des Redners übertönt und unverständlich, wenn das Toben der Trommeln sich vor dem Ausgange der Kirche erhebt. Der Mann auf der Kanzel der mit eigner nöthiger Sammlung seiner Gedanken zu seinen Zuhörern spricht, der sich eben ihrer Gedanken bemeistert hat und zu ihren Herzen redet, dieselben zu bessern oder zu bewegen, der soll Worte des Friedens sprechen, wenn außen vor dem

Gotteshause wilder Tumult, Lärm der Trommeln, Geschrei des Kommandowortes, Rauschen der Janitscharenmusik erschallt! Der Verfasser dieses hat oft die sehr ehrwürdigen Lehrer des Volks in der Domkirche zu Berlin bedauert, wenn ihre sanfte Rede, ihre belehrende Stimme so widrig unterbrochen ward; hat es oft gesehen, wie die Mienen der besseren Zuhörer unverkennbaren Verdruß über diese böse Stöhrung der stillen Andacht ihrer Seele verrieth, und hat es mit eignem Unwillen erlebt, wie die leichtbewegte Schaar des gemeinen Haufens entweder seine Aufmerksamkeit sogleich endete, und sich leise davon schlich, oder geräuschvoll und frech die Kirche verließ, um dem lieberen Schall militairischer Instrumente zu folgen. Diese Stöhrungen aber wären eben sowohl unterblieben, als die Unterbrechung der Andacht jugendlicher Gemüther, die so leicht auf etwas anders hingelenkt, aber doch nur deswegen in der Kirche versammelt sind, um in guten Entschlüssen befestigt, zur Tugend und Gottesfurcht ermuntert zu werden; — wären unterblieben, sage ich, wenn man höheren Ortes mehr Achtung gegen die Religion gehabt, und von ihrer Uebung das Volk nicht dadurch abgezogen hätte, daß man zu der Zeit und dem Orte der Gottesverehrung sich das Militair zu seinem Gaukelspiele versammeln ließ. Es kann kaum eine widrigere Empfindung geben, als die ist, durch irgend ein äußeres Toben gestöhrt und unterbrochen zu werden, wenn sich das Gemüth gesammelt, und das Herz zu edlern Gefühlen erhoben hat. In der Domkirche zu Berlin, — welche zugleich die Hofkirche ist — machte man an jedem Sonntage bei dem Gottesdienst und bei der Austheilung der heiligen Sacramente die traurige Erfahrung dieses verdrüßlichen Gestöhrtwerdens. Alle Kirchen aber, und alle Christen die in denselben waren, litten bei der unangenehmen Veranstaltung, das Militair an Sonntagen, — wo es sich eigentlich am wenigsten glänzend zeigen sollte, — so prunken zu lassen; denn

theils durchzogen die abmarschirenden Wachten mit Musik oder lärmenden Trommeln die Straßen, und schonungslos bald vor dieser bald vor jener Kirche vorbei, theils machten sich die geputzten Officierchen eine Freude daraus, die aus dem Gottestempel kommenden zu beantlitzen, oder wohl gar, — besonders das weibliche Geschlecht — zu bekritteln, zu bespötteln, frech ins Gesicht zu loben, und zu verfolgen. Wie sollen da fromme und heilsame Gedanken mitgenommen werden aus der Kirche in die stille Wohnung? Wo bleiben da sanfte Gefühle, die kaum das Herz erwärmt hatten, wenn gleich so eine Zerstreuung außen den Gottesverehrer erwartete?

Nein, das muß anders werden, man ist es Gott, seinem heiligen Worte, und den Menschen schuldig. Will einer von diesem nichts wissen, nun das ist seine Sache, das mache er mit seinem Gewissen ab; aber stöhren darf Niemand darin einen andern oder viele andere.

Durch die Schönheit und den Glanz des Militairs, — im Preußischen ohnehin sehr verdächtig gewordene Dinge — wird man in Hinsicht auf das Volk nicht ersetzen und gut machen was man verdirbt, wenn man ihm Religion und deren Kultus nimmt. Das Vertrauen, welches der gemeine Mann zu seinem Regenten faßt, wenn er dessen wohl montirte und wohl geübte Soldaten sieht, ist von dem sehr weit verschieden, was er gefaßt hätte, wenn er durch rechtschaffene Volkslehrer über den Werth der Verfassung seines Vaterlandes, über die redliche Uebung der Regententugenden seines Herrschers wäre belehrt worden, und jenes wird weder so tief wurzeln, noch so lange dauern als dieses. Schlimm genug, wenn ein Staat immer seine bewaffneten Schaaren vermehren muß, um äußere und innere Gegner und Feinde der Ruhe und gesetzlicher Ordnung in Schranken zu halten; besser wäre es, man erzöge das Volk zur Religion; es bedürfte dann der Hülfe seiner Heere weniger, von denen der arme Stadt= und Landbe=

wohner, — der sie lange Jahre mit seinem Schweiße ernähren half — oft gerade in der Zeit und in dem Grade verlassen ward, und ungeschützt blieb, als er Hülfe und Schutz von ihnen vertrauensvoll erwartete. Wo bleibt aber die Erziehung des Volkes zur Religion, wenn man das, woran die Menge sich zunächst hält, den äußeren Kultus derselben nicht nur nicht achtet, sondern sogar hemmt und stöhrt; wenn man den gänzlichen Mangel der Religiosität an den Befehlshabern und Officieren der Heere übersieht, (ja wohl gar liebt und lächelnd billigt, —) welche doch größtentheils aus Söhnen des Vaterlandes bestehen? Durch die Nichtachtung der Religion (und der erste Beweis davon ist Stöhrung und Geringschätzung des äußern Kultus derselben,) löst man die Bande gesetzlicher Ordnung, die Bande der Treue, der Vaterlands- und Regentenliebe eines Volkes zunächst auf, befördert Frivolität und Egoismus, und macht Niedere und Hohe zur Pflichtvergessenheit geneigt. Ob Preußen in dem letzten Kriege darin Erfahrungen machte, die sein Unglück beförderten? das beantworte man sich selbst.

Aus kleinen Ursachen entstehen oft fürchterlich große Wirkungen; die Bemerkung paßt ganz hieher, denn ich sehe Manchen lächeln, wenn er liest, daß ich behaupte, Preußens Unglück liege zum Theil in den Folgen des Verfalles positiver Religion, in seinen Grenzen; allein ich verweise ihn bloß auf die Erfahrung, und auf die Wahrheit meiner Behauptungen in Hinsicht des Volkes im allgemeinen, und in Hinsicht der angeführten wahren Beschaffenheit der Dinge in der Hauptstadt und in den Provinzen. Denn diese Misbräuche findet man in den Provinzialstädten eben so wie in der Hauptstadt; auch dort ist der Paradeplatz in der Regel neben einer Kirche, auch dort werden militairische Prunkübungen gerade dann veranstaltet, wann die Gemeine zur Ehre Gottes versammelt ist; auch dort herrscht lärmendes Getöse, das die Andacht

der Menge stöhrt, auch dort wird den Gaffern zu gaffen gegeben, auch dort blähen und brüsten sich geputzte Officierchen, (es giebt bessere darunter, — die machen eine Ausnahme — leider sind es nicht die Mehrzahl) auch dort werden ehrliche Weiber und sittige Mädchen, die dem Herrn in der Kirche gelobten ihren Tugenden treu zu seyn, beim Herausgehen aus derselben frech beschaut, schaamlos verfolgt.

Warum war ferner die Specialrevue Jahr aus Jahr ein auf den Sonntag zur Zeit des Gottesdienstes, dicht an den Mauern von Berlin anberaumt, und warum ein Tag der großen Revue auf einen Sonntag festgesetzt?

Friedrich der Große kam mit der Morgenröthe von Charlottenburg, besichtigte mit wohlausgeruhten Augen seine Truppen; und ehe von den Kirchthürmen das Geläute zur großen Versammlung frommer Gottesverehrer ertönte, war er schon wieder heim, und seine Truppen im Abmarsche oder schon zu Hause, — der kluge Herrscher, der weise, ewig verehrliche König! — Warum ist man nicht bei dem Gebrauch geblieben? Warum giebt man den Gaffern (und der gemeine Mann gafft gern,) diese Gelegenheit seine Schritte dorthin zum Militairhaufen zu wenden, statt daß er ohne diese Veranlassung zur Kirche gegangen seyn, und dort über seine Pflicht, als Unterthan, als Dienender, als Gatte und Vater und Christ wäre belehrt, und zu ihrer treuen Uebung ermuntert worden? Hatte man keine Zeit als an diesem Tage? Die Ausflucht wäre lächerlich; das Militair hat in Friedenszeiten nichts zu thun, kann also seine Uebungen und Besichtigungen der Montur und Waffen an jedem Tage abhalten. Will man dem Volke ein Schauspiel geben? Das Militair ist dazu nicht — nach so ungeheuren Kosten seiner Existenz — vorhanden; oder soll es ein Fest für die Menge seyn? Der Bürger bedarf dessen nicht; ihn geht als solcher sein Gewerbe, seine Nahrung, und als sterblicher Mensch, als Geschöpf Gottes

sein Gewissen an; für erstere kann er die Woche über sorgen, mit dem Letzteren soll er sich Sonntags berathen. Dazu ist dieser Tag von dem Herrn unserm Gott geheiligt, und das Geschöpf muß — wer es auch sei, des Herrn Veranstaltungen für das Menschengeschlecht ehren, befördern, aber nicht hemmen und stöhren. Zerstreuungen sind dann und wann für jeden Arbeiter nothwendig, die kann er aber anderweitig suchen und wird sie besser finden, als da wo er Tausende schweigend und stumm stehen, maschinenmäßig sich bewegen, (einzelne Individuen derselben wohl gar strafen und mißhandeln) oder sich zu einem grausamen Geschäfte üben und vorbereiten sieht, dessen Verfolg der Menschheit zahllose Thränen kostet, Sitten verwildert, Städte zerstöhrt, Länder verheert, Tausende ins frühe Grab stürzt, und glückliche Familien elend und unglücklich macht. Der Bürgerstand hat mit dem Militair nichts gemein; und sonderbar ist es, daß das preußische Militair, — das sich so stolz über jenen erhob, das sich so viel besser als jener zu seyn dünkte, das leider sogar auf Kosten der Billigkeit und des Menschenrechtes, vor dem Richter selbst vor jenem Stande begünstigt ward, — daß es hier bei seinen Musterungen und Uebungen nach dem Anblick und den Beyfall der Menge trachtete, die es sonst nur zu despotisiren suchte. Halte es künftig seine Uebungen und Musterungen wo es will und wann es will, nur nicht an Orten wo Tempel des Höchsten stehen, und nicht zu einer Zeit, wo statt des wilden Waffengetümmels die Stimme der Belehrung, die Ermahnung zur Ordnung, und das Wort des Friedens zu der Menge gesprochen wird. Wie mancher Leichtsinnige aus der Menge verschwendete bei seiner persönlichen Gegenwart während der Militairübungen, wo er gleich unnütz als überflüssig war, den Erwerb einer arbeitsvollen Woche, statt daß durch die kleine Gabe, welche er der Armuth in den Kirchen giebt, ein Sümmchen wäre zusammengekommen, mit welchem man Kummer ge-

lindert, dem Mangel gesteuert, und bittre Thränen getrocknet hätte. — Wäre die Veranlassung aber nicht dagewesen — so hätte jener Misbrauch nicht statt gefunden. — Nochmals also; es ist nothwendig, daß das Militair — (außer den manchen andern Abänderungen, welche mit demselben vorgenommen werden müssen, wenn Gleichheit der Stände, Ordnung in der richterlichen Gesetzesverwaltung statt finden, und so das Vaterland besser als bisher berathen seyn soll,) — — seine Paraden nicht an Orten und zu einer Zeit halte, wo Gottesverehrungen statt finden; daß es durch das Toben seines Gefolges nicht die fromme Ruhe friedlicher Bürger stöhre, — daß es seine Individuen zur Achtung der Christen anhalte, — wenn sie selbst keine Christen seyn wollen, — es ist nothwendig, daß es seine Musterungen und Waffenübungen zu einer andern Zeit halte, damit das Volk nicht in seiner Gottesverehrung gestöhrt und von bessern Zwecken abgehalten werde; — daß es endlich selbst in sich Achtung gegen Religion und deren äußern Kultus zeige. Das alles ist seine Pflicht, seine Schuldigkeit gegen Gott, König und Vaterland. Es ist das eine gerechte Forderung an dasselbe, und wenn man Böses abwenden, und Gutes im Staate herstellen will, muß das geschehen. Berlin und jede andre Stadt hat in sich oder vor ihren Mauern Raum und Gelegenheit genug, seine Soldaten üben zu lassen, ohne die Zeit der Gottesverehrungen oder die Gegenden dazu anzuwenden, in welchen Kirchen stehen. Andere Länder fehlen darin wenig oder gar nicht; man sehe z. B. auf Sachsen, Hessen, Oesterreich. Das Volk kann nicht religiös seyn, (und dadurch zu gehorsamern, thätigern bessern Bürgern erzogen werden) wenn man ihm die Gelegenheiten dazu schmälert oder nimmt. Der äußere Kultus der Religion ist bei ihm mit die Haupsache; zerstört man den, so giebt man ihn Lastern preis, erhält man ihm den; so bewahrt man ihm das erste Motiv zum Guten. Die Volksmenge ist einem

Kinde zu vergleichen, das offene Sinne hat, das erzogen, bewacht und bewahrt, aber nicht gereizt, gelockt, verführt werden muß, wenn es brav werden soll. —

Der Verfasser dieses hätte noch viel über diesen Gegenstand zu sagen, doch — sapienti sat! Mögen diese hingeworfenen Ideen von einem vermögenden, einflußreichen Mann bemerkt und angewandt werden! Niemandem sollte durch diese Zeilen wehe gethan, sondern nur das was wahr ist bemerkt, und das Fehlerhafte, wo möglich, verbessert werden. Möge der Erfolg, zum Segen des Volkes und Vaterlandes, der redlichen Meinung des Verfassers und seinen Wünschen — zum Guten mitzuwirken, entsprechen!

Die neun ersten Tage meiner Gefangenschaft, nach dem Gefecht bei Saalfeld, in Briefen eines sächsischen Officiers an einen Freund.

Saalfeld d. 11. Oktob. 1806.

Bei unserer Trennung versprach ich Dir, von Zeit zu Zeit, durch Bülletins die Fortschritte unserer Waffen kund zu thun, und ich halte Wort. Gestern haben unsere Waffen rasche Fortschritte gemacht, allein — rückwärts; und die meinigen beschlossen sogar auf immer, ihren kaum begonnenen kriegerischen Lauf; denn mein Degen wurde durch den Husaren, der mich gefangen nahm, vor meinen

Augen in die feuchte Gruft der Saale versenkt. Ja Freund! die Stahl beraubte Hand eines Gefangenen ist's, die jetzt den friedlichen Kiel ergreift, um Dir die wehmüthige Geschichte unserer gestern erlittenen Niederlage, und deren Resultat zu erzählen, in so fern es Bezug auf mich hat.

Erwarte keine weitläuftige Darstellung dieses Gefechts; man spricht nicht gern davon! — Nur dies: Egyptische Finsterniß verdeckt den eigentlichen Plan, welchen der sonst geistreiche Prinz Louis gehabt haben mag, als er mit seinem kleinen Korps in hiesige Gegend, — diesem von der Natur zu unserm Verderben gewobenem Netze, ging.

Daß der Feind alle Pässe und Zugänge im Thüringer Wald, bis dicht vor Saalfeld stark besetzt hielt, wußte er schon den Tag vor der Affaire. Daß das feindliche Korps wenigstens dreimal stärker als das seinige war, wußte er auch. Angreifen und zurückdrängen, konnte er den Feind nicht wollen, denn sonst hätte er es, und zwar in Masse wenigstens versucht. Auch wußte er recht gut, daß sein Korps nicht aus Titanen bestand, und eine Titanenarbeit hätten wir gehabt, wenn wir den Garnsdorfer Paß und jene Berge forciren wollten.

Wozu gingen wir aber hieher, und warum wählten wir eben die hülfloseste aller Stellungen? — Doch Du irrst im Dunkeln, wenn ich Dir die Gegend und unsre Stellung, nicht schildre. Denke Dir eine Meilen lange Kette himmelhoher, waldbedeckter Berge, zu deren Fuß die Saale fließt. Auf diesen Bergen, und in den von ihnen herablaufenden Waldschluchten, den Feind, und unser Korps in dem engen waldlosen Zwischenraum, den die Saale, so uns im Rücken floß, und jene Berge bildeten, aufgestellt, aber aufgestellt, — — nicht wie ein körnigter kräftiger Gedanke, sondern wie ein zerstreuter Einfall; ohne Verbindung, ohne Flanken Schutz, auseinander gedehnt, und größtentheils zur Unthätigkeit verdammt.

Um desto thätiger war der Feind. Mehrere Stunden lang beschossen uns seine Tirailleurs mit der Bequemlichkeit der Schießhausschützen, aus dem nahe liegendem Wald. Unter der Firma des letztern, der ihm Unsichtbarkeit verlieh, sammelte er ferner seine Kolonnen, den Punkten unserer Schwäche gegenüber, die er von seinen Höhen trefflich überschauen konnte, wir aber nicht die seinigen, und Nachmittags 3 Uhr durchbrachen endlich jene Kolonnen mit Blitzesschnelle die weiten Oeffnungen in unserer Stellung; so daß nun unser Korps, in drei verschiedene Sektions abgeschnitten war, und jede derselben in der Front so wie zu beiden Seiten den feurig eindringenden Feind, hinter sich aber die kalte Saale sah. Einzelne Abtheilungen kämpften zwar jetzt trotz ihrer Verwaißtheit mit wahrem Heldenmuth, allein sie unterlagen der feindlichen Uebermacht. Nur zwischen dem Wasser und dem Feuer hatte nun das Korps zu wählen, und sein größerer Theil warf sich in die kalte Umarmung des erstern, da es die nachtheilige Würkung des Feuers während dem ganzen Tag zur Genüge empfunden hatte, und der tapferste Widerstand doch hier vergeblich war. *) Ueberdem war unser Anführer, der tapfere Prinz Louis Ferdinand, auf dem Schlachtfelde geblieben.

Nur zwei unserer Bataillons, von welchen auch ich ein Mitglied war, fanden Gelegenheit sich im Rücken der feindlichen Kolonnen über die Gebürge zu retiriren. Wer die Felsenufer der Schwarza kennt, wird die Möglichkeit sie zu ersteigen bezweifeln; genug es geschah von uns mit Roß und Mann, und auf dem Weg von einer Stunde, gewahrten wir weder Freund noch Feind. Aber ein ver-

*) Die beiden preußischen Bataillons von Rabenau und Rühl gaben zu Durchwatung der Saale den Ton an; denn sie waren die ersten Truppen unseres Korps so sich der Saalnymphe anvertrauten; ihre beiden Kommandeurs wurden aber in dem Fluß vom nacheilendem Feind zu Gefangenen gemacht.

rätherisches Thal, wo wir einen tiefen Bach durchwateten, durch den ich einige bejahrte Officiers auf meinem Pferde reiten ließ, und so vom Bataillon mich trennte, das indessen einen steilen Waldberg am jenseitigen Bachufer erklimmte, überlieferte mich dem Feind. Eine Husarenpatrouille umringte mich nebst meiner kameradschaftlichen Umgebung, indem wir so eben dem Bataillon auf die Zinne des Berges folgen wollten; sie machte uns zu Gefangenen, und ersparte uns auf diese Weise das Bergklettern. Ohne geladene Pistolen und mit einem Degen bewaffnet, der schon vom Waffenschmidt, als er ihm die Existenz gab, blos zum Ritzen, nicht zum Morden bestimmt schien (? —!!) durfte ich an keine Vertheidigung denken, gegen zehn zugleich auf mich gezückte Säbel.

Nachdem la bourse und la montre nebst Feldbinde, auf Abfoderung meiner Ueberwinder ihre Heimath verlassen, das heißt: aus meinen engen deutschen Taschen, in die etwas geräumigern französischen übergegangen waren, kam noch ein feindlicher Husar als Nachtrab angeritten, dessen langsames Pferd ihm den Dienst des Baldkommens versagt hatte. Schon von weiten foderte er l'argent von mir, das doch in meiner größten Nähe nicht mehr bei mir zu finden war. So willfährig ich mich auch bezeugte ihm den einzigen preußischen Groschen mitzutheilen, der sich noch in meiner Taschenfalte vorfand, so ergrimmte er doch bei Erblickung besagter königlichen Münze dermaßen, daß er das Pistol in der Richtung der Schläfe gegen mich abdrückte, die Kugel passirte die Linie meiner Augen in solcher Nähe, daß ich auf einige Sekunden völlig verblindete. Zur Ehre seiner braveren Gefährten sei es aber gesagt, daß selbige gegen den Abbrenner erwähnten Pistols stark in Zorn entbrannten, und mich gegen fernere Lebensnachstellung dieses gefährlichen Schützen in Schutz nahmen.

Indeß wurde ich vom Kavalleristen zum Fußgänger umgeschaffen, und mußte nun neben weiland meinem Pfer-

de her, die sauren und demüthigen Schritte in die Gefangenschaft gehen. Ein feindlicher Husar rief mir zu: In drei Wochen ist die sächsische Nation mit der unsrigen alliirt! Der Termin dieser geweissagten Allianz fiel aber für mich und mein verlohrnes Haabe, genau um drei Wochen zu spät. Beim Dorfe Volkstedt war der Sammelplatz der Gefangenen, und eben jener Marechal de logis, welcher kurz zuvor den Prinz Louis entseelt hatte, ärndete hier die gemachte Geldbeute sämtlicher Husaren des zehnten Regiments, in seinem zur Sparbüchse geweihetem Schnupftuch, um die Beute in gleiche Theile zu vertheilen. Dieser Prinzen Ueberwinder hatte ganz das Ansehen eines Würgengels aus der Apokalypse; er sah fahl, und trug die Züge personificirter Unbarmherzigkeit im Antlitz. Der Kontrast zwischen dieser Würgermiene, und den gutmüthigen, Mitleid verkündenden Gesichtszügen meiner Besieger, so mich bis Saalfeld transportirten, war auffallend, und die Mienen der Letztern logen nicht. Alles was nur zur Schicksalslinderung und Tröstung der Gefangenen, gethan und gesagt werden konnte, ward von diesen humanen Kriegern nicht unterlassen. Ueberhaupt könnte man ein eignes Anekdotenbuch fertigen, voll von Zügen des Edelmuths, der Bravheit und ungekünstelten Menschenliebe, so unsere Ueberwinder nur allein am gestrigen Tage, an den Ueberwundenen ausübten.*)

Bei Passirung des großen Dorfs Schwarza, dessen Einwohner, Greise und Kinder ausgenommen, geflohen waren, sah ich eine Scene mit an, so die Verwirklichung von Callot's miseres de la guerre zu seyn schien. Wer kann es den Siegern verdenken, wenn sie ermattet und mit Appetit gesegnet, durch die Strapatzen des Tages, sich da selbst zu Gaste bitten, wo man ihnen nichts darbeut?

*) Note d. V. Daß der gemeine französische Soldat der Humanste aller Krieger ist, das ist jetzt allgemein anerkannt.

und da die Wirths = und Gastrolle zugleich spielen, wo weder Wirth noch Wirthin zu finden ist? Wenn nun Tausende solcher Appetit — Gesegneten in ein Dorf kommen, wo Nahrung die Fülle, aber kein Geber vorhanden ist, dann ist es kein Wunder, wenn es so hergeht, wie es in Schwarza herging. Denke Dir! alle Gassen des Dorfs vollgestopft von Schaafen, Schweinen, Kühen, Rindern, Gänsen, Gefangenen und Franzosen. Ferner, das Geblök, Geschrei, Geschnatter und Gebrüll, aller dieser in Angst gerathenen Thiere, die man mit Bajonetten und Säbeln schlachtete; zwischen durch die schneidenden Töne des Angstgeschreis und Wimmerns, der zurückgebliebenen Greise und Kinder, und aller dieser Lärm verhallend und überwogen, durch das Jubelgeschrei der Hunger und Durst befriedigenden Sieger.

Zehn Bajonette auf einmahl in dem Wanste eines Rindes. Dutzende von Schweinen, die mit den, durch den Wurf in ihren Seiten stecken gebliebenen Säbeln wüthig davon liefen, und hundert Franzosen hinter ihnen drein. Dutzende, von noch lebenden oder erwürgten Gänsen und Hühnern, an Stricken über die Achseln der Sieger gehängt. Volle Weinfässer, auf den Gassen mit Pistolenkugeln angezapft. Die Zeltflaschen, gleichviel, mit Burgunder oder mit Brandewein gefüllt. Denkst Du Dir dies alles recht lebhaft, so hast Du doch immer nur ein mattes unvollkommnes Bild, von jener betäubenden Scene. Auch ich lieferte dazu, als erpreßtes Scherflein einem Tirailleur meine Pfeife ab, die ich so eben der Verzweiflung zum Opfer dampfen lassen wollte.

Zwischen Schwarza und Saalfeld, dem Ziel meiner Trauerreise, bivouaquirten ein Theil der siegenden Kämpfer des verflossenen Tages in drei langen Linien; die Dämmerung war eingebrochen; die Straße war mit ab und zugehenden Schatten ähnlichen Wallern bedeckt. Feuer ohne Zahl loderten zum Himmel, und versichtbarten ihre

Wärme, suchenden menschlichen Umgebungen. Ohne Anstrengung der Fantasie glaubte ich so im Tartarus zu seyn. Die Saale war mein Acheron; in Saalfeld fürchtete ich meinen Radamanthus zu finden, und den Trank des Lethe schlürfte ich aus den Zeltflaschen meiner gutmüthigen Begleiter.

Bevor ich die erste Bivouaklinie erreichte, bothen mir zwei kleine Voltigeurs zu beiden Seiten ihre Arme, so daß ich und sie, einer wandernden Pyramide glichen. Sie hatten die wenigen geradebrechten französischen Noth und Hülfswörtlein vernommen, so ich von mir gab, und nichts ist fähiger einem Fremden den Zugang zu französischen Herzen zu bahnen, als die Bekanntschaft mit ihrer Sprache. Vous n'etes pas pillé? frugen sie, parce que vous parlez nôtre langue? und sie schimpften weidlich auf die Erleichterer meiner Schubsäcke, ungeachtet ich ihnen versicherte, daß ich mich dem, beim gefangen werden einmal üblichen Kriegsgebrauch der Plünderung willig unterworfen habe, da man die Bescheidenheit gehabt, meine Nase, Ohren und Hände, in statu quo zu lassen.

Jetzt erhob sich zwischen meinen beiden Begleitern ein edler Streit; jeder requirirte mich als Gast zu seinem Abendbrod, sie rissen sich um mich, das erstemal daß ich dies erlebte; aber sehr bald wurde ich aus der Verlegenheit, in die mich die Wahl zwischen meinen französischen Gastfreunden versetzte, durch sie selbst gezogen, denn beide waren auf einmal bei Passirung des ersten Bivouaks gleich Geistern von meiner Seite verschwunden, und meine Husarengenien trabten wieder rasch neben mir her.

Im Dunkel der Nacht kam ich zu Saalfeld an; in dem armen Städtchen, dessen Schicksal am verfloßnen Tage schon, nächtlich und finster genug war. Viele seiner Häuser wurden während der Affaire mit Kugeln durchbohrt, und da sich die Preußen nach verlohrnem Spiele fechtend durch

durch die Stadt retirirten, so wurde diese dadurch zur Plünderung für die Sieger geeignet.„

Man brachte mich in das Haus eines Mannes, der noch am vorigen Morgen wohlhabend war, Nachmittags aber von marodirenden Voltigeurs, bevor das brave 100te Linienregiment die Stadt besetzte, zweimal total geplündert, und so dem Mangel übergeben wurde; eine Verwandlung, die an diesem Unglückstag manchem ehrlichen Saalfelder wiederfuhr. Zur Ehre der Linientruppen gereicht es, daß sie keinen Antheil an Saalfelds Plünderung nahmen.

Es versteht sich, daß mein verarmter Wirth gleich jedem andern Bürger der Stadt als Ersatz für die Plünderung reiche Einquartierung bekam; ich fand beim Eintritt in sein Zimmer sechs französische Officiers nebst einem allverehrten sächsischen Staabsofficier, der auch gefangen war, sitzend an der Runde einer mit Speisen und Wein köstlich besetzten Tafel. Hätte mir das Schicksal den Appetit nicht so sehr verdorben gehabt, so würde es mir nach des Tages Mühseligkeiten wacker geschmeckt haben. — Doch nein! ein Blick auf unsern Hände ringenden Wirth und auf dessen mit dem Tode ringenden Frau auf dem Kanapee, hätten mir gewiß, auch ohne das erlittene Unglück, das Essen verleidet.

Die ächte Humanität und Bescheidenheit der vorgefundenen französischen Officiers, welche so unendlich gegen den lächerlich aufschneidenden Ton mancher anderer Truppen abstach, gab mir gleich hier eine sehr günstige Meinung von der feinen und braven Denkweise der französischen Militairs, die eben so gut Deutschland zu erobern, als durch ihr Betragen deutsche Herzen zu gewinnen verstehn, und bis diese Stunde fand ich jene Meinung bestätigt. Nicht ein prahlendes Wort über den erfochtenen

Waffenvortheil,*) kein Wort von Hoffnung auf künftige Siege ertönte aus dem Munde meiner Tischgenossen. Hätte nicht ihre Sprache und Uniform mein Gefühl erinnert, daß es Feinde wären, die mit mir zu Tische saßen, so würde dieses in ihnen die wünschenswerthesten Gesellschafter geliebt haben, und so lange ich bei ihnen blieb, erinnerte ich mich nur mit Mühe, daß ich Gefangener war.

Nachts zwölf Uhr suchte ich das Haus auf, wo die übrigen sächsischen Officiers und Gefährten meines Mißgeschicks, in einem großen Zimmer versammlet, über die Vorfälle des verlebten Trauertags glossirten und sich, nach Angebung des Tons der verschiedenen Temperamente, theils wild, theils gelassen hingebend, theils melankolisch trostlos, zum Theil gar lustig bezeigten. Auch hier fand ich durch französische Sorgfalt eine mit Speisen und Wein besetzte Tafel, als Gegenmittel für Hunger und Durst, diesen uns so quälenden Begleitern des vorigen Tages; aber auch meinen Kameraden schien mit dem Degenverlust zugleich die Eßlust vergangen zu seyn, denn die Speisen waren ziemlich unversehrt. Die französische Schildwacht bei den gefangenen Officiers versah zugleich, außer seinem Dienst, die Stelle eines dienenden Marqueurs mit großer Behendigkeit, und ließ es seinen Prisoniers an keinem Guten mangeln. Eine im Zirkel gelegte Streu, theilsweise mit Betten belegt, winkte uns zur Ruhe, aber die meisten von uns fanden diese nur körperlich; Geistessturm und Nachtfrost scheuchten von unsern Augen den Schlaf, die wenigen Schläfer balgten sich noch im Traum mit den Franzosen herum.

Mit der Morgendämmerung ertönten die Trommeln der durch unsere Straße defilirenden Armeekorps von Lannes, Augereau und Suchet. Freund! noch kennst Du

*) Note des R. Ein großer Vorzug des französischen Militairs vor dem Deutschen ist, daß sie nie von ihren Thaten sprechen.

ihn nicht den imposanten prächtigen Anblick eines Heers, dieser Welt besiegenden Krieger, aber auch Du wirst ihn einst hoffentlich bewundernd genießen, und unwillkührlich wird sich Dir dann, wenn Du diese Truppen und ihre Heldengeneräle siehst, die Ueberzeugung von ihrer Unbezwinglichkeit *) aufdringen. Verbannt ist in der Haltung, Bewegung und Kleidung französischer Krieger jene puppenhafte, ermüdende, und ungesunde Steifheit, die doch auf dem Schlachtfeld von selbst wegfällt und wegfallen muß. Auf dem Schlachtfeld, diesem einzig soliden, von allen Armeen nie aus den Augen zu lassenden, Strebpunkt, auf den jede Heeresgymnastik schon in Friedenszeiten einzig hinwirken sollte. Der Friede ist für die Armeen, was das Erdenleben für die Menschheit ist; ein Stand der Zubereitung und der Kampfplatz ist ihr jüngstes Gericht, alles was dort nicht gilt, das ist von Uebel, und bestraft sich dann von selbst.

Nie gewahrte ich die geringste Stockung im leichten Fluß der französischen Kolonne; nie sah ich einen Zurückgebliebenen laufen. Verdoppelte Geschwindigkeit des Schritts ersetzt bei ihnen dessen verminderte Größe, die bei dem ersten Peloton genau dieselbe war, wie bei dem letzten. Wenn Hindernisse in den Straßen sich fanden, so brachen die Züge mit größter Ordnung ab. Sowohl bei diesem Abbrechen, als bei dem ihm folgenden Aufmarsch, erhielten die Leute sorgfältige Fühlung, auf welche letztere sie vorzüglich exercirt zu seyn scheinen. Bei aller dieser Ordnung trugen die Mannschaften das Gewehr, wie es ihnen am bequemsten dünkte, sehr oft verkehrt geschultert, nicht selten prunkte ein erobertes oder erkauftes Brod an den Spitzen der Bajonets, und Erfahrung beweißt, daß diese Krieger ihre Gewehre in den Stunden der Schlacht auf

*) Note des R. An diese aus den angeführten Gründen zu glauben wird mir schwer, wohl aber so lange Napoleon an ihrer Spitze steht.

dem rechten Flecke und auf die richtigste Weise zu tragen verstehn.

Die den Bataillons vorangehende, herrliche, alle feige Gedanken zernichtende Feldmusik, die jede Deutsche dieser Art, an Muth erweckender Würkung unendlich übertrifft, und warlich jede Sehne des Kriegers zur Streitlust spannen muß, gehört zu den angenehmen Erfahrungen, die Du wahrscheinlich den ferneren Siegen Napoleons, und dem Vordringen seiner Heere verdanken wirst, und dann pflichtest du mir gewiß in alle dem bei, was ich Dir jetzt von Frankreichs Helden schrieb. Deinen Augen wird dann auch der stattliche Tambourmajor *) gefallen, der im Kolonnenmarsch jedem Bataillon vorgeht; dessen Blick das stolze Bewußtseyn ausdrückt, daß ihm Helden folgen. Zu diesem Posten werden nur die schönsten Männer vom kriegerischsten Ansehen erkohren.

Bei dem heutigen Durchmarsch, dem ich viele Stunden lang in aller Muse zusah, bemerkte ich bei den französischen Officiers eine Art Luxus, welchen ich bei den deutschen Armeen nicht kenne — den der Waffenpracht; und ich finde ihn für die Mitglieder des Waffenstandes anständig und verzeihlich; verzeihlicher als geckenhaften Kleiderluxus, vorzüglich im Krieg; denn vermöge eines großen Huts und Jacken ähnlichen Rocks schlägt man den Feind nicht, wohl aber mit dem Degen, und die prächtig gearbeiteten Waffen der französischen Officiers ziehen schon von fern den Blick des Schauers an. Ueberhaupt wendet man in Frankreich bei Verfertigung aller jener Kraftinstrumente, der großen Bestimmung des Staatsschutzes, und der Besiegung fremder Mächte geweiht, weit mehrere Sorgfalt an, als anderwärts, auch erzeigen sich diese Waffen dankbar dafür, wie wir zur Genüge bemerken. Du mußt eine französische Musquete neben einer deutschen gesehen ha-

*) Note d. R. An diesem haben wir nie Geschmack gefunden.

ken, um über den entschiedenen Vorzug der erstern urtheilen zu können.

Heute früh besuchten wir unsere armen blessirten Kameraden, die, mit ihrem geronnenem Blute bedeckt, und vom Schmerze gefoltert an den zerschossenen und zerhauenen Gliedern, umsonst den Tod erflehten. Einen Saal voll solcher Unglücklichen muß man gesehen haben, um die Menschen, so den Kriegerstand nicht achten, entweder recht herzlich verachten zu können, oder sie zu bemitleiden als Blessirte an Geist, und Verkrüppelte an Gefühl. Zugleich wird man sich dann über so vieler Jünglinge Leicht- und Frohsinn wundern, mit dem sie den guten Waizen ihrer Jugend auf diesem steinigten Acker verstreuen, wo das Unkraut solches Jammers gedeiht, und die Aernte immer gar spärlich ausfällt.

Auf dem Rückweg in das Quartier rief mich der gestrige Besieger der Deutschen, Marschall Lannes: Haben sie den Prinz Louis Ferdinand persönlich gekannt? frug er mich in seiner Sprache. War er nicht Blondin, jung, und schlank? trug er nicht einen Backenbart, drei Orden auf der Brust? und, führte er nicht eine schöne Maitresse mit sich? fügte er lächelnd hinzu. Mein oui auf alles dies, das letztere ausgenommen, das ich nicht wußte, *) freute den Herrn Marschall sehr. Er mochte also zuvor noch nicht völlige Gewißheit gehabt haben, ob der auf dem Schlachtfeld liegende, mit Orden bekleidete Officier, der Prinz sei; die bei selbigem gefundene Brieftasche, die zum Theil merkwürdige Papiere enthalten haben soll, wird ihn aber jeden Zweifel hierüber benommen haben. Ich werde diesen jungen Helden mit Pomp beerdigen lassen, fuhr der Herr Marschall fort, und ersuchte mich hierauf, meine Kameraden zur Beiwohnung dieses Begräbnisses einzuladen. Letz-

*) Note d. R. War auch ungegründet.

teres ist aber bis jetzt unterblieben, denn der Herr Marschall hat heute Saalfeld verlassen.

Marschall Lannes ist ein Mann, schon von der Natur zum Sieger bestimmt; geistreich, schön, jung und robust, und allbeliebt bei der Armee, die ihm, wie sonst dem Latour, den Ehrennamen des ersten Grenadiers von Frankreich beigelegt hat.

In Fortsetzung meines Heimwegs sah ich die Ankunft der prinzlichen Leiche in Saalfeld. Sie wurde durch vier Franzosen auf einer Tragbahre getragen, und war mit einem leinenen Tuch bedeckt. Er lag da, mit aufgelöstem Haar, ohne Uniform und Stiefeln; seine Gesichtsbildung völlig unverstellt, und noch im Tode schön. Vor dem Altar einer Kirche, wo ich am Nachmittag die Leiche sah, wird selbige secirt, und einbalsamirt; ein gefühlvolles Herz umflocht seine Heldenstirn mit einem Lorbeerkranz. Er hatte zwei Hiebwunden über und am rechten Ohr erhalten; eine dritte hinter selbigem, so tief in's Gehirn gedrungen war, und ihm wahrscheinlich den Tod gab. Eine breite Stichwunde mitten durch die Brust, empfing er wohl erst nach dem Herabsinken vom Pferde.*) Noch melde ich Dir als Postskript, in Beziehung auf diesen trefflichen, nur zu feurigen Prinzen, daß man in dessen Rocktaschen eine Ordre vom Fürst Hohenlohe vorfand, kraft welcher ihm das Anbinden mit dem Feind, in der Saalfelder Gegend, gänzlich untersagt war. Den nemlichen Befehl hatte er auch mündlich durch einen sächsischen Officier aus dem Hauptquartier erhalten: Ich weiß alles! war die Antwort, so letzterer vom Prinzen erhielt.

*) An einen Schuß, durch den der Prinz, nach dem Bericht der Zeitungsschreiber, geblieben seyn soll, war nicht zu denken. †)

†) Note d. R. Durch obige Erzählung des Todes des Prinzen wird alles bestätigt, was darüber im 3ten Theile der vertrauten Briefe gesagt wird.

Die Hitze in unserm Zimmer ist jetzt zu Deinem Heil so unausstehlich, daß sie mich am ferneren Schreiben verhindert. Denke Dir! der rasche Kalefaktor ist unsere französische Schildwacht; sie sitzt kauernd wie ein Morgenländer im Kamin auf dem Vorsaal; singt und pfeift, schiebt aber dabei eine Welle nach der andern in den Ofen. Wenn es so fortgeht, verschwitze ich — sogar das Andenken an die Saalfelder Affaire.

Meine Besorgniß, daß das Vordringen der Franzosen, und meine Gefangenschaft eine große Kluft zwischen mir und Dir befestigen würde, ist nun gehoben. Ich fürchtete nemlich, daß meine Briefe, die da wollten von hinnen hinauffahren zu Dir, es nicht dürften; und daß die Deinigen, so herüberfahren wollten zu mir, es nicht könnten. Vor einigen Stunden trugen mir meine Kameraden eine Ambassade an den Herrn Marschall Augereau auf, der heute im hiesigen Schloß logirt; ich empfahl ihm mehrere unversiegelte Briefe der gefangenen Officiers an ihre Verwandten zur Durchsicht und Beförderung. Der humane, liebenswürdige und große Mann übernahm die Briefe mit vieler Gefälligkeit, und versprach ihnen eine sichere Passage, welche letztere gegenwärtigem Brief Nachkömmling hoffendlich auch zu Theil werden wird.

Bamberg den 19. Oktob. 1806.

Während dem sich der Krieg Dir nähert, und Du ihm in's Gesicht siehst, entferne ich mich gezwungen von ihm; damit Du aber auch erfährst, wie sich der Krieg im Rücken ausnimmt, so soll Dir dies gegenwärtiger, und meine künftigen Briefe sagen, in die ich zu diesem Zweck nur die Federzeichnung aus meinem Tagebuche zu kopieren brauche. Jetzt versetze mich Dir zu Gunst nach Saalfeld zurück.

Ununterbrochen wurde den 12ten Oktober der Truppenmarsch durch Saalfeld nach Jena zu fortgesetzt, und lange weilte mein Blick gefällig an dem Wallen und Fluthen dieses schönen *) Menschenstroms; aber auch den gefälligsten Anblick verleidet die Noth; und ich war ihr Pflegkind, wenn anders der Besitzer eines Hemdes, dito eines einzigen Strumpfspaars, und eines preußischen Groschens diese Benennung verdient. Wo aber Geld hernehmen, in einer geplünderten Stadt, in der es mir obendrein an Bekanntschaft fehlte? Durch Schuld dieser wiederholt aufgeworfenen, spitzigen, und immer unbeantwortet bleibenden Selbstfrage, marschirte manches schöne französische Regiment, unbemerkt von mir, unter meinem Fenster vorbei; aber der Himmel half.

Einer meiner Kameraden, der das Glück hatte dem Herzog von Koburg, der eben in Saalfeld war, bekannt zu seyn, erhielt durch dessen Gnade einen reichen Geldvorschuß, und war so gutmüthig, mir von seinem nunmehrigen Ueberflusse mitzutheilen, so daß sich zu meinem Einsiedlergroschen, der zuvor mein Stolz war, eine zahlreiche, ihn beschämende Verbrüderung gehaltreicherer Münze gesellte. Auch wurden wir mit Wäsche von der edlen, trefflichen Herzogin beschenkt, und mit der Noth hatte nun all' Fehd' ein Ende.

Jetzt, Freund, einen Zug französischer Humanität, den ich zum Voraus nicht für geringfügig anzusehen bitte, wenigstens dürfte ein solcher nicht leicht bei den Deutschen vorfallen. Jedem gefangenen Officier war nemlich erlaubt, sich aus der Zahl derer in der Kirche verwahrten gemeinen Gefangenen einen Aufwärter zu wählen, nach welcher, mit mehrerer Freiheit und besserer Kost verbundenen Charge, wie Du denken kannst, jeder Kirchenbewohner sehnsuchtsvoll trachtete. Die jedesmalige Erkiesung dazu,

*) N. d. R. Zu poetisch.

mußte aber zuvor dem Commandant de la place gemeldet werden. Ich suchte die Wohnung des Letztern auf, um Bedienung für einen unserer blessirten Officiers zu erbitten, und addressirte zufällig meine Frage nach des gebiethenden Herrn Quartier, an einen der zahllosen französischen Officiers, die so eben auf dem Markt standen. Freundlich both mir dieser den Arm: J'ignore meme le quartier du commandant, sagte er: mais nous le trouverons a force de demander, und erst nach langem Hin- und Herrennen in der Stadt, fanden wir besagtes Quartier. Während dessen Aufsuchen hatte sich mein Cicerone nach meinem Anbringen bei dem Kommandanten erkundiget, und er ließ mich beim Eintritt in dessen Zimmer nicht zum Wort, so daß dadurch, zu meinem Bedauren, die mühsam studirten Phrasen, die ich auszusprechen gedachte, zum Dunkel der Vergessenheit verdammt wurden. Er selbst erschien bittend, und so herzlich bittend, als ob er fürchtete, daß sein Gesuch abgeschlagen würde. Wo möglich vergnügter noch, als ich selbst, war dieser gute Mensch, als der Kommandant die Bitte gewährte. Venez donc! rief er: il faut être temoin de la delivrance d'un pauvre prisonier, und nun ging es im Trab der Kirche zu. Jeder der hier verschlossenen Hunderte wollte bei Eröffnung der Kirchthür der auserwählte Aufwärter seyn, und ich beschleunigte die Wahl, um die traurigen Mienen der verschmähten Zurückbleibenden nicht zu sehen, denen ich doch nicht helfen konnte. Jetzt schied mein wackerer Franzose mit zufriedner Miene von mir. Zehn Stunden weit bin ich heute schon marschirt, sagte er: und ein sechsstündiger Marsch steht uns noch bevor. Die mir in Saalfeld vergönnte Erholungszeit ist nun vorüber; ich freue mich, während selbiger der Mitgehülfe einer guten That gewesen zu seyn. Er umarmte mich und verschwand in seinem, vom Markt eben abmarschirenden, Regiment. Sprich selbst, ob nicht die seltenste Herzensgüte und Entsagung

dazu gehört, die Erholungszeit nach einem ermüdenden Marsch dazu anzuwenden, noch eine Stunde lang auf schlechtem Pflaster herum zu irren, um einen unbekannten — Feind zu dienen? Tausende, von einem Reichen zur Erbauung eines Hospitals — nach seinem Tode bestimmt, wozu warlich keine Aufopferung gehört, wiegen mir die brave Handlung meines Franzosen nicht auf.

Noch darf ich Dir das rührend edelmüthige Benehmen einer Wittwe und ihrer Kinder gegen die sächsischen Gefangenen nicht verschweigen. Die Wittwe Wagner, eine gebohrne Sächsin, war am Tage der Affaire völlig ausgeplündert worden; bei dem Nothanblick ihrer Landsleute vergaß sie aber ihren eigenen Mangel. Großmüthig widmete sie und ihre edlen Kinder den Ueberrest ihrer Habseligkeit an Geld und Wäsche, zur Unterstützung der sächsischen Blessirten und Gefangenen.*) Das letzte Weinflaschenpaar überbrachte die gute Mutter persönlich den Offiziers. Durch unsern Hauswirth erfuhren wir zufällig, daß die jüngere Tochter bereits alle noch vorgefundene Leibwäsche unter die Verwundeten und Gefangenen vertheilt habe, die Aelteste aber so eben im Lazareth sei, um ihre kleine gerettete Baarschaft den Blessirten zu übergeben. Im Gespräch mit einem meiner Kameraden, in welchem ich meiner Rührung über jenen weiblichen Edelsinn Worte gab, ging ich über den Markt; im Menschengewühl stießen wir auf ein Mädchen mit einem wahren Madonnengesicht. Ich mißbrauche hier keineswegs dieses so oft an glatte, nichtssagende Mädchengesichter verschwendete Lob; der Mienenausdruck meiner Schönen versprach würklich alle die Tugenden, so man der Hochgelobten beimißt: Das muß L. — Wagner seyn! rief ich aus, und ich hatte mich nicht geirrt, wie ich von ihr selbst erfuhr. Diesmal hatte

*) Saalfelds und Bambergs Bewohner haben sich gegen alle durchgegangene Gefangenen als brave Deutsche bewiesen.

also die Natur durch Bildung einer Seraphsmiene nicht gelogen. Klingt das Geschichtchen nicht wie ein Roman? allein der ist es nicht; Du weißt, daß ich kein Romanenheld bin.

Bei noch nie erlebten Ereignissen erzeugen sich auch fremde Gefühle; dies erfuhr ich, da ich meinen Freund S—g, der mit mir zugleich der Kindheit entwuchs — als meinen und Sachsens Feind, sah und sprach. Als Chef eines Bataillons Großherzoglich Hessischer Truppen, marschirte er durch Saalfeld, und als Feind nach Sachsen, seinem Vaterland, bei dessen Nahmensnennung ihm sonst immer freudig das Herz schlug! Noch vorigen July sprach ich ihn in meiner Garnison; damals war noch an keinen Krieg zwischen uns zu denken; damals freute ihn noch der kleine Meubleluxus in meinem Stübchen, und jetzt im Oktober erblickte er mich in einem Zustand und einer Kleidung, wo beiden gewiß kein Luxus abzusehen war. Denn Schillers Worte

> Früh reich, den Abend blos;
> Das ist Soldatenloos!

waren an mir in Erfüllung gegangen. Trotz alles Widerstandes empfand ich gegen meinen feindlichen Freund eine gewisse Entfremdung. Psychologen mögen das erklären, ich habe es nur empfunden.

Am selbigen Tag wurde der brave Adjutant von St—r, unter Begleitung aller gefangenen sächsischen und preußischen Officiers, beerdigt. Ihm war im Gefecht das Bein zerschmettert worden, das nun abgelöst neben ihm im Sarge lag. Die den Zug begleitende französische Mannschaft ehrte die Leiche durch Senkung der Gewehre.

Seit einigen Tagen hatte sich die Zahl der gefangenen Officiers in unserem Quartier vermehrt, da aber die Summe der im Hause befindlichen Kopfkissen immer dieselbe

he blieb; so konnte es nicht fehlen, daß eine Kissennoth, und aus dieser zuletzt ein Kissenstreit entstand, der sich freilich friedlicher endigte, als jüngsthin der Zank mit den Franzmännern vor Saalfelds Thoren; doch rathe ich Dir, Freund, Dein Kopfkissen zu ehren, weil Du es noch hast; eine Entwendung desselben würde Dir gewiß Sehnsuchtsseufzer entlocken.

Den 14ten Oktober, an diesem für Norddeutschland so entscheidendem Tag, dessen Geschichte wir aber erst späterhin erfuhren, herrschte tiefes Schweigen unter der sehr geringen französischen Besatzung von Saalfeld. Ueberhaupt war in der ganzen Stadt eine wahre Bußtagsstille; man hörte nichts als den dumpfrollenden Todenton des von fern donnernden Geschützes über den Bergen her. Am Nachmittag kündigte uns der Kommandant mit vieler Bescheidenheit an, daß wir die künftige Nacht im herzoglichen Schlosse zubringen müßten, und daß er gleiche Sicherheitsmaasregel in Hinsicht der gemeinen Gefangenen nehmen werde; wir bezogen daher mit einbrechendem Abend dieses Nachtquartier, in welchem uns die ganze obere Etage, den Gemeinen aber die Schloßkirche eingeräumt wurde. Vor dem Schloß waren Kanonen mit brennender Lunte aufgepflanzt. Mit vieler Artigkeit führten uns die französischen Officiers in ein Zimmer ein, in welchem eine mit Weinflaschen belastete Tafel uns zum Genuß winkte, und da uns versichert wurde, daß der Wein bloß für uns bestimmt sei, so entzogen wir ihn seiner Bestimmung nicht. Man wirft den englischen Romanendichtern vor, daß sie ihre Leser zu oft mit Thee regaliren; dieses Fehlers mache ich mich gegen Dich nicht schuldig, wie Du siehst; desto öfterer führe ich Dich — freilich leider nur in Briefen — an Weintische.

Eine Stunde darauf setzten wir uns erst förmlich zur Tafel, und wurden hier von einer Gesellschaft sehr artiger französischer Officiers unterhalten und bewirthet, un-

ter denen sich ein Adjutant des Marschalls Augereau auf das vortheilhafteste auszeichnete. Erst die Mitternacht endigte unser vergnügtes Beisammenseyn. In den vorigen Nächten hatten wir kaum hinlängliches Stroh zu unserm Lager, jetzt versenkten wir uns in den Flaum fürstlicher Betten. Den folgenden Morgen kehrten wir in unser Stadtquartier zurück, wo wir bis zur Dämmerung blieben, und dann wieder das Schloß bezogen. Ein von der Armee abgeschickter französischer Offizier, dessen Gesicht eine Glorie von Wonne umfloß, überbrachte jetzt seinen Kameraden das Evangelium von Napoleons Sieg bei Jena; von diesem Sieg, der wohl der folgenreichste von allen seyn dürfte, die seit 15 Jahren erfochten worden sind, da er so völlig vernichtend auf die Masse der hunderttausend Säulen würkte, auf die sich das Gebäude eines großen Staats fast einzig stützte. Niedergeschossen sind nun jene Säulen, oder sie sind zerrissen, und verbindungslos zerstreut! was wird aus dem Gebäude werden? Nationen sind wie Baumfrüchte; sie sind hart, und man beißt sich, bevor sie reifen, die Zähne an ihnen aus; werden sie reif, dann werden sie weich und wohlschmeckend, aber sie fallen ab. — Die gute deutsche Nation war reif. Tröstend war für uns Sachsen die Nachricht, daß ein großer Theil unserer Landsleute, noch Stunden lang wacker, allein gekämpft, nachdem das Schlachtfeld von den Preußen verlassen war.

Nun erst wurde uns das Räthsel der nächtlichen Schloßbeziehung erklärt. Hätte sich nemlich die Schlacht nachtheilig für die Franzosen geendigt, und die Preußen drangen gegen Saalfeld vor, so waren durch dieses Mittel sämtliche Gefangene auf einen Punkt versammlet, und konnten auf die erste Ordre rückwärts nach Franken transportirt werden; dieses geschah aber ohnedem am folgenden Tag.

Mit dem innigsten Dankgefühl für so manche biedere Bewohner Saalfelds, die, trotz ihres eigenen erlittenen Unglücks, das unsrige zu mildern sich bestrebten, verließen wir den 16ten diese gute Stadt, und sämmtliche preußische und sächsische Gefangene traten die nothgedrungene Frankenreise an. Ohngefähr 40 Mann vom 103ten Regiment, unter Kommando eines liebenswürdigen Officiers, Nahmens Girot, eskortirten uns. Nur die ältern Officiers machten Gebrauch von denen, zu unserm Transport bestimmten, Wagen; letztere, nebst ihrer Bespannung, wurden den Bauern, so zu ihrer Führung bis Kronach kommandirt waren, als Fuhrlohn erb und eigenthümlich geschenkt. Vom Korps des Marschall Lannes wurden nemlich diese Wagen und Pferde (Gott weiß, aus welcher Gegend entnommen) mit nach Saalfeld gebracht, als uns der Herr Marschall dort heimsuchte; der Nahme des Eigenthümers war daher anonym, und citirt wurde er nicht. Oede und leer standen alle Dörfer, durch die wir gingen; kein friedlicher Hausrauch wirbelte in der Luft, die Fensterläden sah man verschlossen; selbst jene geselligen Hausthiere, die Hunde, waren mit ihren Gebietern aus dieser Blutgegend entflohen, und seit jenem Schreckenstag war niemand wieder heimgekehrt.

Eine Waldblöse bei Hoheneichen, wo die Feinde die Gewehre geladen hatten, um selbige bei Saalfeld auf uns abzuschießen, war dicht mit Patronenpapier bedeckt, und so unschuldig scheinend es jetzt da lag, so erinnerten wir uns doch, daß es, vor wenigen Tagen noch, den Tod und Jammer unserer Kameraden in sich schloß.

Bei unserer Annäherung an Gräfenthal, passirten wir jenen engen, mit Felsen begränzten Gebirgsweg, welchen die Preußen von dem Tage an, als sie mit Napoleon anzubinden wagten, hätten besetzen sollen, es aber leider unterließen. Selbiger, so wie weiterhin der Sattelpaß, konnten, wenn sie nur mit wenig Truppen und Kanonen

vertheidiget wurden, von dem Feinde schlechterdings nicht, oder erst nach ungeheurem Menschenverlust genommen werden.*) Die leidige Affaire bei Saalfeld ist lediglich als Resultat unserer gutmüthig entsagenden Verzichtleistung auf den Besatz dieses vaterländischen Passes zu betrachten, und also auch meine zu hoffende Reise nach Frankreich.

Wir wurden in dem wild romantisch liegenden Flecken Gräfenthal einquartiert. Nur einzelne Familien dieses Orts waren beim Durchmarsch französischer Kolonnen entflohen. Der größern Menge hatte ihr gedrängteres Beisammenseyn mehr Muth eingeflößt, als den Bewohnern der zerstreuten Hütten in den kleineren Walddörfern, so daß sie geblieben waren.

Den 17ten durchschnitten wir vollends den Thüringer Wald, und gingen durch den berüchtigten Sattelpaß nach Judenbach, einem langen, zerstreut liegenden Ort, der traurige Erfahrungen gemacht hat. Vor selbigem ließ unser guter Girot die Gefangenen ruhen, und ihnen Lebensmittel aus dem Dorfe liefern; für die gefangenen Officiers hatte er aber Speisen aus Saalfeld aufbewahrt, die sie im Gasthof verzehrten. Wir setzten nun unsern Weg über Neuhaus nach Kronach fort, der in Summa 13 Stunden betrug. Ein gefangener preußischer Husar, der im Wald entsprang, wurde durch einen ihm nacheilenden Tirailleur erschossen. Es begegneten uns viele, der Armee folgende, sogenannte Traineurs; eine Soldatengattung, die das Gefecht vermeidend zurück bleibt, den Streitenden also nichts hilft, dem Lande aber, im Rücken der Armee, desto schädlicher ist. Einer von ihnen drückte gegen einen Kumpan seine Verwunderung aus, daß wir Gefangenen noch so gut bekleidet, und noch nicht ausgezogen wären.

*) Note d. R. Das dies nicht geschah, hatte seinen Grund in den weitläuftigen Debatten über die Frage: Ob man vorwärts oder rückwärts gehen oder stehen bleiben wollte.

Mit Sonnenuntergang kamen wir zu Kronach an. Die vorliegende erhabene Citadelle, und die Hauben so vieler Thürme, giebt seinem Aeußeren ein imposantes Ansehen; man hofft beim Eintritt in die Stadt eine gut bekleidete Häusersammlung zu finden, täuscht sich aber gar sehr; es ist ein düstrer finstrer Ort, und kann anders Hypochondrie durch einen Gebäudehaufen ausgedrückt werden, so geschah dies durch Kronachs Bauart. Den Einwohnern war ihre hypochondrische Laune zu verzeihen, denn seit 7 Wochen hatten sie fremde und starke Einquartierung gehabt, die auch jetzt noch zu finden war, und von der Zukunft erwarteten sie keine Aenderung, da seit dem Sieg bei Jena die Militairstraße aus Franken nach Sachsen durch ihre Stadt ging. In einer der dortigen Kirchen, wo unsere gemeinen Gefangenen einlogirt wurden, fanden selbige landsmannschaftliche Gesellschaft, denn die bei Schlaiz gefangenen Preußen und Sachsen hatte man bereits vor unserer Ankunft hieher gebracht; auch einige sächsische Officiers vermehrten hier die Zahl der gezwungenen Reisenden nach Franken.

Napoleon traf den 7ten Oktober hier ein, nahm sein Quartier bei einem Geistlichen, besah unter dem Jubel der hiesigen Einwohner die Citadelle und verordnete deren Ausbesserung und Verstärkung. Tausende von Arbeitern vollzogen dies auf das prompteste; dem Kommandanten befahl er zugleich, erst nach einem dreimal ausgehaltenen Sturm, die Citadelle dem Feind zu übergeben, *) Beweis genug von der weisen Vorsicht dieses großen Helden, der es nicht unter seiner Würde achtete, an die Möglichkeit zu glauben, daß die Preußen bis Kronach vordringen könnten. Den 9ten ging er von hier ab, und schlug noch am nemlichen Tag die Deutschen bei Schlaiz.

Wenn

*) Die preußischen Vestungskommandanten erhielten erst Ordre sich zu halten, als die Schlacht am 14ten verlohren war.

Wenn man in Kronach die Augenlust nicht zu befriedigen versteht, so versteht man es mit der Gaumenlust desto besser; auch ich vermerkte es in dieser Hinsicht recht gut, daß ich jenseits des thüringer Waldes war.

Den folgenden Morgen gingen wir in die lieblichen Gegenden Frankens ein. Einer rührend mahlerischen Ansicht genießt man, so bald man sich dem Städtchen Lichtenfels von der Seite Kronachs her nahet. Im Hintergrund rechts, erscheint die stolz bethürmte, prächtige Abtey Banz auf ihrem steilen Waldberg, zu dessen Fuß der Main rollt. Das Städtchen mit seinen mahlerischen Thürmen putzt die Mitte, und der Vordergrund ist reich an allem was nur eine Landschaft zieren kann. Noch magischer wird die Gegend, wenn man Lichtenfels hinter sich hat, bei der Annäherung vom Kloster Banz, das aber immer rechts bleibt. Hier weiß das Auge nicht, auf welchen Schönheiten es zuerst ruhen soll. In der Mitte nach Staffelstein zu, verliehrt sich der Blick in einer lachenden, mit schönen Dörfern besäten, und vom Main durchwundenen Ebene, ähnlich jenen Gegenden wie van Uden sie mahlt. Rechts das majestätische Banz, und links blinken die Fenster der Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen, durch das Dunkel eines vorliegenden Tannenwäldchens hervor. Der überraschte Blick glaubt bei dem Schauen dieses köstlichen Gebäudes, das sich bescheiden im Wald verbirgt, einen Feenpalast zu sehen; auch verdankt die Kirche würklich ihre Existenz einem Wunder. Vor einigen Jahrhunderten erschienen nehmlich Vierzehn Heiligen zugleich einem ehrsamen Bürger von Staffelstein, genau auf dem Platz wo jetzt die Kirche steht. Sie waren so höflich, ihm ungefragt ihre Nahmen zu nennen, versprachen allen und jeden Hülfe, so diese Nahmen auf dem signirten Platz anrufen würden, und verschwanden, nachdem sie dem erwählten Staffelsteiner Rüstzeug auferlegt hatten, der Welt kund zu thun, was er hier gesehen und gehört. Die Klosterherren des nah

gelegenen Langheims erbauten gleich nach Erhaltung jener Notiz die noch stehende Kirche, nach welcher bis jetzt aus Deutschlands entlegensten Gegenden gewallfahrtet wird. Dem Geschmack jener Heiligen gereicht die Aeußerung ihres Wohlgefallens an dieser Himmelsgegend mehr zur Ehre, als das unerklärbare Ignoriren derselben den Geschmack unserer deutschen Künstler ehrt. Unbegreiflich ist es, wie diese und so manche bezaubernde Gegend Frankens weder eine Radirnadel, noch eine Palette in Bewegung setzen konnte, während manches sehr uninteressante Thal Sachsens der Ehre genießt, in kolorirten Blättern prangend, sich vervielfältigt zu sehn. Beiläufig erwähne ich hier eines Irrthums, den die Einziehung der Abtey Banz, seitdem sie bayerisch ist, zum Nachtheil eines Privatmannes kürzlich veranlaßte. Eine französische Truppenabtheilung, so aus 36 Officiers und 1000 Gemeinen bestand, und Banz entweder für ein noch würkliches Kloster, oder, wegen seiner vielen Gebäude und Thürme, wohl gar für eine Stadt aus der Ferne mochten genommen haben, legte sich dahin. Da aber nur ein Rentamtmann dort haußt, und die Gäste nicht wichen, so mußte dieser gezwungen die Unterhaltung des zahlreichen Zuspruchs allein auf sich nehmen.

Auf unserm ganzen Weg bis Staffelstein, wo wir Nachtquartier bekamen, hatten uns fortwährend Truppen von der Garde des Kaisers begegnet, so der Armee nacheilten. Siebenzehn Wochen lang hatten bisher französische Truppen in dem Städtchen Staffelstein kantonirt, und die trefflichen Speisen, so wie das Unerwartete, daß selbige nach so langer und starker Einquartierung dennoch zu haben waren, erinnerte uns laut, daß wir uns nicht mehr in Sachsen, sondern in dem Küchenland Franken befanden.

In dem Quartier, wo ich nebst einigen meiner Gefährten lag, sellte sich uns ein gefangener preußischer Officier vom Regiment Zweifel bei. Dieser gab sich die mög-

lichste Mühe, uns klar und deutlich zu machen, daß die verlohrne Schlacht bei Jena für Preußen gar nicht von bedeutendem Nachtheil sei. Im Gegentheil meinte er, Napoleon würde dadurch in die Falle gelockt; die Russen stünden bereits bei Dresden, und nächstens würde Erzherzog Karl in Franken eindringen, so daß den Franzosen der Rückweg dahin auf immer versperrt wäre. Ihm dauerten nur die braven Sieger von Jena, von denen auch nicht einer davon kommen würde. Bitter und böse wurde er, als wir nicht in sein Horn bliesen; wir beharrten aber in unserm Unglauben, und bezweifelten gar sehr die Meinung des Officiers vom Regiment Zweifel. *)

Den folgenden Tag setzten wir unsere Reise nach Bamberg, durch lauter wohlgebaute und wohlhabende Dörfer, den Main entlang fort; die Gegend wurde ebener, doch da sie einem fruchtbaren Garten glich, so verzieh ich ihr den Mangel an interessanten Höhen und Waldungen gern. Es begegneten uns wieder viele französische Truppen, unter welchen sich eine große Abtheilung der prächtigen Grenadiers a cheval von der Kaisergarde befand. Die Gesichter dieser Menschen sind ein kräftiger Beleg zu Lavaters Physiognomik. Nur Männer von untadelhaftem sittlichen Betragen, so vier Feldzügen ehrenvoll beigewohnt haben, können, dem Befehl des Kaisers zu Folge, Mitglieder dieser Ehrenschaar seyn, und würklich sah ich nie eine größere vereinte Menschensumme, deren Gesichtsbildung so allgemein auf Sittlichkeit und Güte gedeutet hätte, als eben in dieser Garde. Freilich schützt sie ihr Kaiser für Noth, **) dieser fruchtbaren Mutter der Immoralität, die doch gewöhnlich den Gesichtern ihren ungefälligen Stempel auf-

*) Man kann hieraus den Antagonismus zwischen Preußen und Sachsen sehen.

**) Der Luxus ist wohl auch nicht die Mutter der Moralität.

drückt. Sie erhalten 8 Groschen täglich, und Brod daneben.

Einige mit Dolchen und Pistolen reich bewaffnete Mamlucken, nebst einer Mamluckin, so sich im Gefolge der Garde befanden, hatten in ihrem Aeußeren etwas Widerliches, besonders das Weib, das sich mit ihrer weißgelben Stirn und rabenschwarzen Augenbraunen, wie eine schlecht gearbeitete Wachsfigur ausnahm.

Auch begegnete uns der französische General Dombrowsky, der so eben aus Italien kam, und nach Polen ging. Dieser treffliche Mann, der so lange Jahre in der sächsischen Armee diente, und viel Liebe für die Sachsen hat, breitete, als er die vielen sächsischen Gefangenen sah, die Arme gegen sie aus, und ließ seinen Wagen halten. Zufällig befand sich unter den gefangenen Officieren ein Kapitain Schmelzer, der des Generals Jugendfreund, und sein Lehrer in der deutschen Sprache gewesen war. Die Scene des Wiedersehens, in so abstechenden Verhältnissen, war für beide rührend, und interessant für uns. In dem Gefolge des Generals befand sich ein gewisser Baron **** der einst in sächsischen Diensten stand, und der Welt ein merkwürdiges Werk, durch Erzählung seiner Meinungen und Thaten, auch Kreuz und Queerzüge durch Europa liefern könnte; denn bald war er Kapitain in Petersburg, bald Lieutenant auf der Insel Whigt, und jetzt kam er von Neapel, um — ich weiß nicht, ob als Gesellschafter, oder als — Kammerdiener des Generals Dombrowsky sein Glück in Polen zu versuchen; seiner Kleidung nach finde ich mich geneigter das letztere zu glauben.

Bei unserer Ankunft zu Bamberg wurden die gefangenen Gemeinen in ein ehemaliges Kloster, die Officiers aber in Gasthöfe, mit welchen Bamberg sehr gesegnet ist, gelegt. Zum Beweiß letzterer Behauptung dient, daß auf der einzigen Straße, der Steinweg benannt, 12 Gasthöfe, schreibe zwölf Gasthöfe existiren. Aus welser Vor=

sicht haben sie aber sämmtlich in diesen bösen Zeiten die Schilde eingezogen, da sie mehr fremden Besuch bekamen als ihnen lieb war.

Die erste freudige Ueberraschung in Bamberg, gab mir der Anblick einer an Geist und Herz ausgezeichneten Landsmännin, in deren interessanten Gesellschaft ich vormals manche frohe Stunde verlebte, und welche jetzt an einen bayerischen Officier hiesiger Garnison verheurathet ist. Der Zufall wollte, daß ich, nebst einigen Officiers, dem Hause dieser sächsischen Freundinn gegen über einquartirt wurde. Unvergeßlich bleibt mir die ihr Herz so sehr ehrende Weise, mit der sie uns empfing; schon ihr Wiederfinden hatte mich erfreut, aber diese mußte mich rühren.

Heute Abend nahm der gute Girot, unser liebenswürdiger Begleiter, Freund und Beschützer, Abschied von uns, da er nun mit seinem Kommando nach Saalfeld zurück ging. Achtung, Liebe, und die besten Wünsche aller der Sachsen, die er hieher eskortirte, folgen ihm nach. Möchte ihn das Schicksal in jedem Kampf beschützen, dem er jetzt sich naht.

Der Himmel schütze auch Dich und Deine Gegend! Napoleons Glück treibt ihr, rasch wie Sturmwind, das Ungewitter des Kriegs zu.

Ueber Gerechtigkeit, Freiheit, Feudale ꝛc. nach S. — eine Apologie unsrer Tage.

Ich bin mit jenem Brausekopf einverstanden, der da sagt: Der Mensch braucht nichts mehr denn sich selbst um Wahrheit zu sehen, nichts als eigne Kraft ihr zu folgen, und blos seinen eigenen Muth um so viel Glückseligkeit zu erlangen als seine Natur ihm gewähren kann.

Es ist nicht zu leugnen, seit Karl dem Großen hatten wir in Deutschland ein Gewebe von halb Gerechtigkeit, halb Freiheit, halb Vernunft und halb Existenz. Daher sollen sich manche beobachtende Fremde sehr gewundert haben, daß wir noch so lange politisch lebten.

Der 30jährige Krieg, behauptet dieser kühne Geist, war die erste lethale Nationalthorheit, wovon Fürsten und Volk die Schuld trugen.

Die Rolle, die wir seit den letzten 10 Jahren spielten, liegt kaum in den Annalen, es ist keine Aussicht zum Besserwerden, nicht im Ganzen, nicht im Einzeln — wir sind der Spott der Menschheit, man spricht uns Hohn und wir müssen es dulden, denn wir fühlen, daß wir schwach sind.

Man kann sagen, bei uns zerstörte alle Freiheiten die Freiheit, alle Gerechtigkeiten die Gerechtigkeit! Jedes Pri-

vilegium und Realimmunität ist der erste Schritt zur Sklaverei, so wie es die erste öffentliche Ungerechtigkeit ist.

Der jetzige Geist und Seele des Adels ist — nichts beitragen und Alles genießen.

Adel nennt man den Inhaber der Privilegien und Immunitäten! Der Adel und der Clerus hat alles Unglück über uns gebracht! Freie Männer schlagen immer die Halbknechte. —

Bei uns tragen grade die Besitzungen, die die meiste Kraft haben, keine Last.

Nur der ist der Edelste, der am meisten für das Vaterland thut und am wenigsten genießt. Enthusiasmus der Freiheit ist nichts anders als die Vorstellung der allgemeinen Gerechtigkeit, denn nur Ehre und Gerechtigkeit bewahrt den Staat.

Der Franzos schlägt sich für sein Vaterland, das ihm und seine Familie Vortheile verspricht und gewährt. Der Mann wird gewürdigt was er gilt, nicht was das Kirchenbuch oder der Geldsack des Vaters spricht.

Für wen soll der deutsche Grenadier sich in die Bajonette stürzen? Er bleibt was er ist, trägt seinen Tornister und erndtet Rippenstöße seines Vorgesetzten.

Er soll dem Tode unwandelbar ins Auge sehen und zu Hause muß sein alter Vater dem Edelmann robotten, der nichts thut, nichts zahlt, und mit Mishandlungen vergilt.

Die Schwester muß zu Hofe dienen, die Muhme spinnen, der jüngere Brude Botenlaufen.

Der kleine Landmann fährt, zieht und gräbt, auf den großen Höfen rührt sich kein Rad! Das nennt man Staat, Ordnung, Gerechtigkeit, und frägt noch wo das öffentliche Unglück herkommt? Wo keine Gemeinheit ist, da ist kein Gemeinsinn! Alle wollen genießen, niemand will thun, jeder bürdet dem Andern auf.

Unter unsern Fürsten herrscht Mistrauen, einer freut sich über das Unglück des andern, bis er und sein Volk selbst am Rand des Verderbens steht.

Leider daß ich es sagen muß, überall herrscht große schmuzige Selbstsucht.

Für uns ist keine Rettung, als das Gute der Franzosen nachzuahmen, wir müssen alle daran, um die Wunden zu heilen, müssen uns gemeinschaftlich helfen. Freiheit und Gerechtigkeit sind Schwestern, ihr Vater ist der Geist, ihre Mutter die Vernunft!

Das Leben hat nur Werth, insofern es Würde hat. —

Es giebt nur eine Tugend, und diese ist Gerechtigkeit.

Das Lehen und Kirchenrecht ist dem Alterthum ganz unbekannt, und doch gründen und stützen sich dermalen noch viele politische Verfassungen und Gebräuche darauf.

Das Lehnrecht stammt aus den abendländischen Eroberungen barbarischer Völker. Sie waren unabhängig, sie wurden von Oberhäuptern, nicht von Herrn regiert.

Die Fürsten pflegten den wohlverdienten (Fideles) Benefizien zu verleihen, mit der Bedingung, Kriegsdienste zu thun, und ihnen den Eid der Ergebenheit zu schwären.

Der Saame des Feudalrechts liegt also in den barbarischen Völkern und im Jahrhunderte Karl des Großen; während der Anarchie nach seinem Ableben benutzten die Großen jene Schwachheit und machten den Besitz erblich, kein Privatmann war seines Eigenthums sicher — wenn er sich nicht den Schutz eines Mächtigen erkaufte.

So wurden die Besitzungen willkührlich und fielen nach dem Tode des Besitzers dem Oberherrn zu. Nicht nur Landgüter und Personen; sondern auch Häuser und Aemter wurden in Lehen verwandelt, selbst ganze Städte erfuhren dies Schicksal.

Die Unterdrückung war System und es erfolgte eine Verkehrung der Sitten und Meinungen. Ein freier Mann war ein Besitzer freier Güter, wer von einem

Herrn abhieng und Kriegsdienste thun mußte, hieß Vasall. —

Kleine Herren hiengen von Großen ab, diese waren Fürsten und hießen Kronvasallen.

Die fürstliche Macht war stets wankend, denn die Lehnsleute zielten stets nach Unabhängigkeit.

Der Privatkrieg war Staatsrecht, Europa kannte nur Edelleute und Sclaven. —

Die Kirche allein besaß einige Kultur und Freiheit und diente oft den Unterdrückten zum Schutz. Die Päbste geboten durch die Schreckbilder der Religion, und bedienten sich der Bannflüche zur Unterdrückung der Mächtigen! Wider das Faustrecht stiftete die Kirchenversammlung im 9ten Seculo den Gottesfrieden und exkommunicirte die Uebertreter. —

An gewissen Tagen im Jahr und der Woche durfte niemand an seinen Feinden Rache nehmen.

Man sieht daß die Religion allein die Menschen im Zaum hielt, durch sie gelangte das Priesterthum zur Macht und maßte sich endlich an, die weltlichen Staaten wie die Kirche zu regieren, der Kirchenbann diente zum Beweis, daß die Kirche das Recht habe, die Souveraine abzusetzen.

Der Kirchenbann war mächtiger als ein Heer Soldaten; niemand durfte mit einem Excommunicirten Umgang haben. Die Könige wurden von den Päbsten gesalbt, dadurch entstand die völlige Oberherrschaft des Pabstes.

Heinrich II. mußte versprechen, der Kirche und dem Pabst treu zu seyn. —

Die Fürsten waren hart und wild, die Päbste weise und unerschrocken.

Gregor VII. unterstand sich sogar den Kaiser Heinrich zu entsetzen und entband seine Unterthanen des Gehorsams gegen ihn. —

Gregor erschien als Reformator der Welt.

Friedrich I. züchtigte diesen Gregor in der Folge, ob er ihm schon bei seiner Krönung den Steigebügel halten und die Füße küssen mußte.

Friedrich sagte: Ich habe meine Macht von Gott; Gregor sagte: Du hast sie von mir! Unter Alexander III. der die Leibeigenschaft aufhob, unterlag Friedrich und mußte sich mit dem ganzen Leibe vor dem Pabst niederwerfen.

Ein witziger Kopf sucht eine Hauptursache unsrer Unglücksfälle darin, daß wir zu wenig gehen. —

Ohnerachtet der Gang das Selbstständige im Mann ist, so geht man doch weniger als man fährt. (Ob das bei dem jetzigen Pferdemangel noch der Fall ist?) Manches würde besser gehen wenn man mehr gienge; man kann überhaupt nicht recht auf die Beine kommen, weil man zu viel fährt.

Wer zu viel im Wagen sitzt, mit dem kann nichts ordentlich gehen. —

Man sagt gewöhnlich wenn die Menschen stecken bleiben, es will nicht gehen!

Der König geht zur Armee, der Admiral geht mit der Flotte.

Hört die Hoffnung auf, so sagt man, es will nicht mehr gehn! Wo Alles zu viel fährt, geht Alles schlecht.

So wie man im Wagen sitzt, entfernt man sich einige Grade von der ursprünglichen Humanität. —

Fahren zeigt Ohnmacht, Gehen Kraft! Man kann niemand mehr so fest und rein ins Auge sehen wie man soll, man thut nothwendig zu viel oder zu wenig.

(Ein Beobachter bemerkt, daß die preußischen Generale und Kommandeurs fast alle fuhren, selbst wenn sie retirirten, oder besser gesagt, sich verirrten, so daß sie nicht wußten wo sie waren, der Wagen mochte also wohl Ursach seyn, daß sie so bornirt erschienen.)

Schicksale
eines vormaligen südpreußischen Officianten,
seit November 1806.

Berlin d. 11. März 1808.

In der That lieber Clerus haben Sie alle Ursache auf mich zu zürnen; ich hätte nicht denken sollen, daß man nur im Glücke Freunde hat, — ich hätte mich nicht ganz dem Unglauben an Edelmuth hingeben sollen, — denn ich durfte nicht an Ihrer warmen Theilnahme zweifeln, wie mich die Rache der Pohlen außer Dienst und Brod setzte, mir mein Vermögen raubte und mich den Klauen des Unglücks überlieferte.

Schildern soll ich Ihnen wie es mir seit November 1806. gegangen, — schildern soll ich Ihnen meine jetzige Lage? —

Das erste will ich versuchen, denn ich bin es Ihrem guten Herzen schuldig, doch das zweite lieber Freund, — dies vermag ich nicht, denn die Noth, mit der ich ringe, übersteigt zu sehr alle Beschreibung. Was ich Ihnen darüber sagen kann, ist immer nur der sehr schwache Abdruck einer schrecklichen Wirklichkeit und ich muß es Ihrem Gefühle überlassen, sich das Gemählde meines Elends so umfassend auszubilden, als es die Phantasie des Menschenfreundes erlaubt.

Früh genug kam die Nachricht auch nach Warschau, daß das Glück die preußischen Waffen verlassen habe, daß die französischen Heere sich raschen Schrittes der Gränze des ehemaligen Pohlen näherten, daß sie bereits dessen Gebiet betreten und die Wiederherstellung der Republik proklamirt hätten.

Gerüchte, eines schrecklicher wie das andere, drängten sich im Kampfe mit Wahrscheinlichkeit und Erdichtung; — bestürzten die durch eigenes Interesse und Anhänglichkeit preußisch Gesinnten; — entflammten die exaltirten Pohlen zum Frohlocken, und je nachdem das Individuum vor einer Umwälzung der bestehenden Verfassung Vortheil oder Schaden erwartete, sah man die Gemüther von den widersprechendsten Affekten erhitzt.

Hier hatte einer Mühe den Ausbruch seiner schadenfrohen Freude in die Schranken der bürgerlichen Sittlichkeit zu halten; dort äußerten sich laut die ängstlichen Besorgnisse in klagende Furcht.

Dennoch herrschte im allgemeinen eine öffentliche Stimmung, die uns preußischen Officianten wieder einigen Muth einflößte, der uns fast, durch die Vorstellung einer bangen Zukunft, zu verlassen drohte. Wir schlossen der Hoffnung wieder unsre Herzen auf, gleichsam als wenn wir neue Kräfte für künftige Erfahrungen sammeln sollten.

Das Schicksal Warschaus war noch nicht entschieden; auch die, welche einen Wechsel wünschten, — auch die Pohlen hatten noch zu fürchten, — lebhaft erinnerten sie sich aus früheren Zeiten des russischen Sturms, — die Heere Alexanders standen in der drohendsten Nähe, und wenn man auch gedrungen war, bei kalter Ansicht der Dinge vorauszusetzen, daß die Legionen Napoleons bald Meister von der Stadt seyn würden, so blieb, bis dies geschah, der gute Erfolg der feindlichen Unternehmungen doch immer nur Voraussetzung, als die Möglichkeit des Gegentheils noch nicht durch würklichen Einmarsch und

sichere Stellung der französischen Truppen widerlegt war. —

Hin und wieder zeigte sich wohl der Nationalgeist in charakteristischen Drohungen und Invectiven gegen die der preußischen Verfassung Ergebenen; indessen mußte man dies mehr Persönlichkeit als Gesamtsache nennen. Doch nicht der Kultur der Einwohner Warschaus, sondern allein einer eigentlichen Ungewißheit, in welcher sie schwebten, hatten wir es zu verdanken, daß das Betragen der Nationalen, in der Regel, zur Zeit gegen uns erträglich war, denn daß sich mitunter ein Rechtgläubiger ein Verdienst um den Himmel zu erwerben glaubte, wenn er seinen eifrigen Groll gegen Ketzer, durch derbes Schimpfen, auch wohl durch Thätlichkeiten Luft machte, stand wohl nicht besser zu erwarten, wenn man sich daran erinnerte, wie unendlich viel die pohlnischen Geistlichen unter der preußischen Herrschaft, an Wichtigkeit, Gütern und vor allem an dem Geruche der Heiligkeit verlohren hatten. — —

Obwohl ich diese Erwartung am wenigsten in Beziehung meiner Person hegte, da meine Dienstverhältnisse in keiner unmittelbaren Theilnahme an der Staatsadministration bestanden, so mußte sie dennoch am ersten und empfindlichsten an mir in Erfüllung gehen.

Und wie? — fragen Sie.

Zwar möchte Ihnen die Erzählung, in welcher die Beantwortung liegt, um so weniger interessant seyn, weil Sie gedrungen wären, Ihre Aufmerksamkeit einer Scene des Ausbruchs gemeiner Leidenschaften zu schenken; indessen dürften sich auch Ihrem Forschungsgeiste, durch die Entstehung dieser Scene, am leichtesten deutliche Begriffe von der Größe des Einflusses der pohlnischen Geistlichkeit, auf das Volk geben; Sie dürften im Stande seyn, sich hieraus um so richtiger zu erklären, weswegen, im Anfange der diesmaligen Revolution, die pohlnischen Großen, vorzüglich die Geistlichkeit aufforderten, durch rhetorische

Kirchenmittel auf das Volk zu wirken, und wie es endlich dieser Nation ohne Schwierigkeit möglich war, einen unter ihr so seltenen, wirklich respektablen Gemeingeist zu schaffen, sich so schnell für eine Sache, für ein Ideal ins Feld zu stellen, Gut und Leben zu wagen, die doch größtentheils nur in der Einbildung einiger Ehrgeizigen und Unruhigen begründet war, das im Grunde nur die Geburt eines kühnen Egoism des privilegirten Standes genannt werden konnte.

Von selbst wird sich auch dann Ihrer Beurtheilung dieses Einflusses und seiner Eigenthümlichkeit aufs neue darlegen, welche wohlthätige Folgen er haben könnte, wie nützlich der veredelte Geistliche werden müßte, wenn solcher ernstlich dazu angeleitet würde, mehr für die Wirklichkeit zu leisten, mehr weltbürgerliche, gemeinnützige Aufklärung fürs praktische Leben zu verbreiten; ich meine, wenn z. B. der Pfarrer, statt sich ausschließend in seinem Amte auf die nur für den Himmel und wenns hoch kömmt für die Moral arbeitende Seelsorge zu beschränken, gehalten wäre, nach passenden Vorschriften und Methoden den Eingepfarrten, im populären Sinne, die wissenswürdigsten Gesetze des Staats (etwa des Sonntags Nachmittags) wie solche jedem Einwohner, um sein selbst und anderer willen, bekannt seyn sollen, zu lehren und zu erklären, wenn es ihm zur Pflicht gemacht würde, Begriffe aus der Naturkunde ꝛc. beizubringen, und auf solche Weise sich um das Wohl des gemeinen Mannes verdient zu machen.

Sie sagen, daß dies schon unter andern durch die terminliche Vorlesung der Publicand. von den Kanzeln geschehe; — doch aber wie? — Da ist oft kein Funke von dem reinen Geiste, welchen der Zweck des Gesetzes athmet, zu finden; da nimmt sich kein Pfarrer die Mühe, Erklärungen zu machen, und doch bleibt wohl Keinem, der von dem Staate ernährt wird, so viel Muße zur Vorbereitung,

so viel Zeit zur Ausführung dieser, wie ich leider befürchte, — pia desideria.

Die Materie ist reich, ist wichtig für Staatenheil und Menschenglück, und im gegenwärtigen Zeitpunkt um so mehr einer haftenden Aufmerksamkeit würdig, je nothwendiger es ist, die Geistlichen für einen Wirkungskreiß zu bilden, der für die Menschheit zuträglicher ist, welcher weniger im biblischen, oft unnützen Idealismus die Unthätigkeit derer begünstiget, die bisher nur zu sehr als blos moralische Personen ohne kosmopolitische Bestimmung betrachtet wurden.

Doch ich schweife ab, — also zurück zur Erzählung meiner Geschichte.

Sie erinnern sich, daß, wie ich vor 6 Jahren nach Warschau versetzt wurde, ich nothgedrungen war, mich zu meiner ersten Einrichtung in lästige Geldverbindungen einzulassen, indem ich mein baares Vermögen zur Cautionsbestreitung verwendete. Man hatte mich, von Posen aus, an den Weinhändler L... addressirt und das gab Veranlassung zur ersten Bekanntschaft, zu meinen Verhältnissen als Debitor und nachher als Miether mit diesem, dem Anscheine nach gut gesinnten Mann. Abgerechnet eine übertriebene Bigotterie, bemerkte ich früher an ihm keine beunruhigenden sondern vielmehr achtungswürdigen Seiten und ich glaube, wir wären in Frieden geschieden, wenn mich nicht grade meine Liebe zu König und Vaterland vor einem Vierteljahre verleitet gehabt, zweien Mönchen, welche das Gewissen Herrn L.. für reichlich genossenen Tokaier bedienten, meinen Zorn fühlen zu lassen, als sie in der Voraussetzung, mir sei die pohlnische Sprache unbekannt, Preussens König und Verfassung auf eine aufwiegelnde Art herabwürdigten.

So lange wie die preußische Regierung in gleicher Kraft blieb, verschlossen diese Brüder vom Orden des heiligen Bernhardus ihre Rachgier in sich. Aber Sie werden

sehen, wie solche dann um so empörender auf mich stürmte, als man eine Auflösung der bestehenden Oberherrschaft für nahe hielt, als der preußische General von Köhler sein Gouvernement verlassen hatte, als Unschlüssigkeit die Stelle der würkenden Macht schützender Gesetze einnahm, als jeder nur für sich selbst sorgte. Mit dem Tage, da die Annäherung der Franzosen bekannt wurde, verwandelte sich das kriechende Wesen dieser Geistlichen in eine boshaft freche Miene, wenn sie die Gelegenheit fanden, mir auf der Hausflur zu begegnen. Ich achtete diese Menschen zu wenig und reizte sie vielleicht eben dadurch, ihre heimtückischen Gesinnungen auf meinen, ihren Eingebungen unbedingt folgenden, Wirth zu übertragen.

Es waren zwei Tage vor dem Einmarsch der feindlichen Truppen, wie ich, durch die niederschlagendsten Aufschlüsse verdrießlich gestimmt, zu Hause kam und meinen Wirth mit seiner Mönchsgesellschaft in der Thüre antraf. Sie schienen auf mich gewartet zu haben, denn mit der ihm sonst ganz fremden, gröbsten Verletzung alles Anstandes, aller Schonung forderte Herr L... die ungesäumte Bezahlung meiner übrigens erst Johanni 1807 fälligen Schuld. Unmöglich konnte ich hierbei ruhig bleiben und aufgebracht über eine so unerhörte Insolenz, gerieth ich in heftigen Wortwechsel, der sich dahin endigte, daß man mich mörderisch mißhandelte, wobei die Mönche und ein junger, mir unbekannter Pohle die thätigsten Fäuste zeigte.

Erst vor acht Tagen war meine Frau entbunden und bei der Mißhandlung meiner Person in einen gefährlichen Paroxismus geworfen worden, als ich halb todt auf meiner Stube anlangte.

Hülfe der Gesetze war nicht mehr zu erlangen, und ich mußte zufrieden seyn, wenn dies der letzte traurige Akt im Hause gewesen wäre.

Die preußischen Officianten erhielten eine halbjährige Vorausbezahlung ihres Gehaltes, die Kautionen wurden

zurück=

zurückgegeben und ich konnte meinen fanatischen Gläubiger befriedigen. Gewiß verdroß die Mönche meine schnelle Beendigung dieser Geldverbindung, weil sie dadurch den Vorwand verlohren, welchen ihr Beichtsohn seinem Betragen unterschob.

Der Augenblick erschien, wo die Thore Warschau's von den Soldaten Napoleons besetzt wurden. Die militairischen Ereignisse sind Ihnen bekannt, ich halte mich also nicht bey selbigen auf und verfolge den Faden meiner Geschichte. Tumult auf allen Straßen verkündete Zügellosigkeit. Mehrere preußische Officianten hatten schon die Wiederkehr pohlnischer Despotie an ihrem Körper empfunden. Einer meiner neben mir wohnenden Bekannten rang mit dem Tode. Jeder, der den Verdacht auf sich gezogen hatte, preußisch gesinnt zu seyn, hielt sich zu Hause versteckt. Mich führte die Besorgniß, mein krankes Weib zu verliehren, zum entfernt wohnenden Arzt. Es dauerte lange, ehe ich seiner habhaft wurde, und meiner Fertigkeit in der pohlnischen Sprache hatte ich es zuzuschreiben, daß ich Gefahren entging. Doch namenlos war meine Wuth, meine Verzweiflung; rasend gegen Gottheit und alle Vernunft wurde ich bey dem Anblick meiner in Zuckungen liegenden Sophie, meiner zerschlagenen Mobilien, bey der Ueberzeugung, daß mir der letzte Ueberrest meines Vermögens geraubt sey. So waltete die Rache der Mönche! — —

Gleich nach meiner Entfernung aus dem Hause war der junge Pohle, welcher vor 3 Tagen seine nervigen Fäuste an mir geübt hatte, mit zwey Soldaten in meine Wohnung gestürmt und hatte mich zu sprechen verlangt. Wie ihm meine Abwesenheit angezeigt worden, war er in das Zimmer meiner Frau eingedrungen und wollte sie zwingen, ihm eine angebliche Forderung an mich schleunigst zu bezahlen, welches ihm, mit der Anweisung, die

Stube zu verlassen, abgeschlagen wurde. Dieß war das Signal zur Plünderung, denn er und seine Helfershelfer erbrachen den Secretair, zerschlugen die Kommode, raubten die letzte Baarschaft und entfernten sich mit höllischem Frohlocken, die übrigen Mobilien zertrümmernd. Vergeblich hatten meine Domestiquen den Wirth und seine Leute zur Hülfe gerufen; er war nicht zu sehen und seine Leute schienen absichtlich zu zögern. Bald nach meiner Zurückkunft sah ich die beiden Mönche hohnlächelnd zum Hauswirth gehen; sie hatten ihre Absicht erreicht. — Mich schaudert noch, wenn ich mir dieß alles ins Gedächtniß zurück rufe, und es bleibt mir ein Wunder, wie ich dieß und noch mehr habe ertragen können, ohne zu erliegen.

Von dem Krankenbette meiner Gattin mußte ich den folgenden Morgen im Konferenzsaal der Regierung erscheinen, wohin der Präsident von Wibiki uns preußische Officianten beschied, um die Entscheidung unsers Schicksals aus seinem Munde zu erfahren. Schon hatten am vorhergehenden Tage einige Regierungsräthe pohlnischer Herkunft die französische Kokarde angeheftet, und so sehr sie früher die fast kriechenden Mitglieder eines Kollegiums waren, so unmäßig brüsteten sie sich jetzt mit einem herabwürdigenden Wesen gegen ihre früheren preußischen Vorgesetzten und Amtsgenossen, so überaus vergaßen sie alles, was sie dem preußischen Staate zu verdanken hatten.

Das Schicksal, welches unsrer wartete, war uns bekannt, bevor uns ein officieller Actus zu den Schlachtopfern einer unverdienten Rache weihete. Gespannt indessen mußten alle Nichtpohlen seyn, als der Herr von Wibiki erschien und sich rechts ein neu erschaffenes Personal, aus Pohlen bestehend, links das preußische Officium mit seinem Präsidenten, in zwey Reihen formirte.

Nach Beendigung einiger Ceremonien hielt Herr von Wibiki eine geschmückte Rede in pohlnischer Sprache, welche sich im Wesentlichen auf das Lob Napoleons des Großen, auf die Wiederherstellung der Republik Pohlen, deren Rechte und künftigen Flor bezog, in welcher uns auch zugleich unsre Entlassung mit der Erklärung bekannt gemacht wurde, daß solches blos gerechte Wiedervergeltung der ehemals von Preußen gegen die pohlnischen Officianten gebrauchten Maaßregel sey. Zwar habe Preußen den pohlnischen Officianten einen dreijährigen Gehalt bey ihrer Verabschiedung zahlen lassen; die pohlnische Nation würde durch eine gleiche Begegnung ihre Wünsche erfüllen, allein die Bedürfnisse des Staats seyen von zu großem Umfang, die Hülfsquellen zu gering, um eine solche Ausgabe bestreiten zu können, wir müßten uns gegenwärtig mit dem Versprechen genügen, daß die Großmuth der Pohlen sich dann ebenfalls gegen uns thätig zeigen würde, wenn der Finanzzustand der Nation es erlaubte. Uebrigens seyen von unsrer Seite Archiv und alles gehörig zu übergeben. Vernichtet war also nun das Glück manches braven, biedern Mannes und der Blick in die Zukunft sehr traurig. Mit stummer Bitterkeit drückten wir Unglücksbrüder uns die Hand. Wer konnte sagen: so wird mir's gehen? —

Fast betäubt eilte ich durch die Straßen. Ein lärmender Haufen weckte mich aus meinem dumpfen Brüten und lenkte meine Aufmerksamkeit auf den Gegenstand seiner Ausgelassenheit. Sieh' da! — es war ein preußischer Adler, den der Pöbel von einem officiellen Hause gerissen hatte und triumphirend im Kothe durch die Gassen schleifte. Ein alter Pohle erhitzte sich hierüber in lautem Unwillen, und schon war er in Gefahr sich schlimme Händel zuzuziehen, als er gutmüthig die auf ihn Eindringenden durch die Worte besänftigte: „Kinder, das

war ja einmal unser pohlnischer Adler *) — er hat ja blos das Trauerkleid angezogen und darum schleift ihr ihn? nicht doch, im Jubel solltet ihr ihm die weiße Farbe wieder geben!" — Ja ja! schrieen alle und überhörten die Stimme eines wohlgekleideten Bürgers, der ihnen zurief: „thuts nicht, sonst wird er grau, und das ist — nicht schwarz nicht weiß, ist — keine reine Farbe!" — — Wie viel Ahndung lag in dieser Demonstration! —

Nicht vermag ich die Stimmung zu beschreiben, in der ich mich bald darauf mit der Uebergabe meiner Dienstsachen beschäftigte, und doch mußte ich es einzig diesem fatalen Geschäfte zurechnen, daß ich nicht im Mißmuth verging! Die schon gesunkene Spannung meiner Seele wurde exaltirt, indem ich gegen Kränkungen aller Art, welche die pohlnischen Commissarien herbeiführten, kämpfte. Auch richtete mich die neugeborne Hoffnung, mein Weib zu behalten, in etwas auf. O hätten Dich, gute Sophie, damals die Gefilde der Seligen aufgenommen, Du hättest nicht das Unglück so grausam gefühlt, und ich würde dich jetzt nicht rettungslos unter Höllenmartern zum Grabe reifen sehen! — Immer drückender wurde mir nun der Aufenthalt in Warschau, und so krank wie auch meine Gattin war, so stimmte sie doch sehnlichst in meinen Tausch ein, bald einen Ort zu verlassen, der uns nur schmerzhafte Empfindungen einflößte. Die erste Zerstreuung gewährte mir jene Illumination, welche, wie in allen Städten, durch die Napoleon seinen Durchzug hielt, auch in Warschau sich vorzüglich auszeichnete. Als einen Beweis, wie sehr man sich bestrebte in Sinnbildern den Charakter der Nation zu bezeichnen, mußte ich unter andern ein Transparent bemerken, welches die Geschichte des Tages an-

*) Bey der preußischen Besitznahme Pohlens wurden mehrere pohlnische Adler blos schwarz überstrichen und so zu preußischen kreirt.

deuten sollte. Zwey Felsen erhoben sich in einer beschilften Ebene. Auf der Spitze des einen breitete Frankreichs Adler triumphirend seine Flügel, indem er den Sturz des am Fuße des Felsens in letzten Zügen liegenden preußischen Adlers laut zu verkündigen schien. Ein russischer Adler war im Fallen begriffen, das Schwerdt nach der Spitze des Felsens gerichtet, und aus einer halb erhellten Höhle eilte der pohlnische Adler und durchstieß mit blutigem Schwerdte den Adler Borussiens.

Sie wissen, wie sehr ich für Allegorien eingenommen bin, und wenn ich gleich dem Erfinder dieser Anspielung keinen Sinn für gute Darstellung abzusprechen vermochte; so war es mir doch unmöglich, ohne bitteres Gefühl an den Besitzer des Hauses zu denken, welcher sich mit Rücksicht auf seine Personalverhältnisse durch diese Illumination selbst so sehr in Schatten stellen konnte. Man sagte mir, es sey ein reicher pohlnischer Jude, der unter der preußischen Regierung viele Begünstigung, ja fast Unterstützung genossen habe. — Nirgends habe ich überhaupt so wenig Gefühl dankbarer Anhänglichkeit gefunden als unter denen, die der preußische Staat in Wohlstand versetzte, denn größtentheils waren es Kaufleute, Unternehmer von Fabriken und dergl., die nur im Kaufmannsgeist lebten und webten, welche eben darum auch selten edlere Gefühle zur Reife kommen ließen, sobald sich ihnen die Ueberzeugung vorlegte, daß man neuen Gewinnst durch Vergessen und verspottende Geringschätzung ehemaliger Wohlthäter erlangen könne. — Und nun zumal der Judäismus! — O wohl, sehr wohl haben die vertrauten Briefe 2r Theil Seite 85 in der Schilderung dieses Fleckens im Charakter der Menschheit recht, denn ich glaube, ein anderer als ein Jude wäre bey allem, was ich eben sagte, so wenig fähig gewesen, diese Allegorie in Warschau wie eine ähnliche in Halle, als öffentliches Glaubensbekenntniß des Werthes seiner

Seele zur Schau zu stellen. Ich weiß nicht, soll ich es Frechheit oder ausgeartete Eitelkeit im Haschen nach Aberwitz nennen! — Doch auch der Hallesche Ehrenmann vom Glauben Moses wird sich zu rechtfertigen wissen, wird seine Vertheidiger finden, so wie jener Warschauer laute Bewunderung, von denen nur durch überspannte Erwartung und Rachgier exaltirten Pohlen, einerntete.

Jener Hallesche Jude hatte als Aushängeschild seiner patriotischen Gesinnungen einen goldnen Adler gewählt, der aus dem Sumpfe eine Fessel hervorzieht und sie zerreißt, mit dem Motto: „Gleiche Freiheit, gleiche Rechte! —

Nie kann es einer weisen neuen Regierung ganz angenehm, ganz reine Freude seyn, ihre Vorgängerin so schnell vergessen, so witzelnd in ihrer Verfassung getadelt, so herabgewürdiget zu sehen; denn auf welchen Grad von Festigkeit in der Liebe und Treue eines Volkes, einer Stadt oder eines Unterthans läßt dieß schließen, zumal wenn die ältere Regierung denn doch auch viel Vortreffliches hatte. Wie sehr muß nicht eine einzige Wolke am politischen Horizont alle Beharrlichkeit bey der Nation für ihren Regenten auflösen, die mit leichtem Gefühle sich aus dem Arme eines unglücklichen Souverains in die Arme seines neuen Monarchen zu werfen vermag. Ruhiger, überaus ruhiger darf der Fürst seyn, dem inniges Vertrauen in bescheidener Trauer um den Geschiedenen anspricht. Er ist sicher, daß ihn sein Volk mit unverstellter Anhänglichkeit lieben wird, so bald es die Segnungen seines Wirkens, seines verbessernden Genies keimen sieht, so bald es auch nur seinen ernsten Willen, an dem Wohle der Unterthanen durch reine Bemühungen Theil zu nehmen, fühlt.

Es giebt einen Uebergang von einer Regierung zur andern, der im höchsten Grade achtungswürdig ist, der die sich Trennenden nicht schmerzt, welcher die Empfan-

genden rührt. Er mahlt sich in allen Ausbrüchen einer wehmüthigen Freude, der Knospe zur edelsten Frucht, neuer Liebe zu König und Vaterland.

Verzeihen Sie, lieber Clerus, meinem durch keine Noth bezwingbaren glühenden Gefühle für Rechtlichkeit. Ich kehre zurück zu meiner Geschichte. Bald nachdem jede Verbindung mit dem Officio der Pohlen aufgelöset war, erschien der Befehl, daß kein Officiant eher Pässe zur Abreise erhalten könne, bevor seine Schulden bezahlt seyen. Es wurde die Art des Beweises festgesetzt und die Hauswirthe waren für ihre Miether verantwortlich. Noch trösteten sich viele Officianten mit einer möglichen Umänderung der politischen Dinge, und von einer bedeutenden Schuldenlast gedrückt, machte mancher schon Pläne, wie er länger in Warschau existiren könne. Indessen erschien jene harte Verfügung, wodurch besonders allen preußischen Officianten angekündiget ward, sich, wenn sie mit Grundstücken ansässig seyen, innerhalb 14 Tagen, im entgegengesetzten Fall aber innerhalb 8 Tagen aus den pohlnischen Staaten zu verfügen. Hart, sehr hart, auch wohl nicht wenig unüberlegt war dieser Beschluß, wodurch man innere Sicherheit zu beabsichtigen schien, woraus aber fanatischer Haß hervorleuchtete. Wie war es möglich, daß mancher mit einer so bedeutenden Masse von Schulden solche im absoluten Unvermögen bezahlen sollte? Gleichwohl sollte er nicht eher Pässe erhalten, und dennoch verdammten ihn die Gewalthaber innerhalb 8 und 14 Tagen das Land zu meiden. — — Bey vielen trat der Fall ein, daß Niemand das Unmögliche möglich machen kann, und sie fanden dann wohl Mittel, eine Ausnahme von der Regel zu erlangen.

Doch auch mancher fiel den Wucherern in die Hände und unter diesen Unglücklichen war ich. Verhaßt war mir ein Land, welches das Glück meines Lebens so

zertrümmert hatte, welches mich neuen noch nie gekannten Leiden aussetzen konnte, welches mich mit neuer Gefahr bedrohte.

Es wohnte in Warschau ein Wechsler, der meine Familie kannte, an diesen wandte ich mich wegen eines Darlehns, und erhielt solches dann auch nach langem Dringen, nach vielen Unterhandlungen gegen Verpfändung eines Affections-Ringes, gegen 35 Procent und einem über und über verklausulten Wechsel.

Alles dieß stieß mich in einen Trübsinn, der oft in Hader mit der ganzen Welt hätte ausarten mögen, wenn mir nicht die Leiden meiner noch immer kranken Sophie die wichtigste Aufforderung gewesen, mich selbst zu überwinden und heitere Laune zum Troste meines Weibes blicken zu lassen. Wenigen Aufschluß hatte ich ihr über die Mißlichkeit unserer Lage gegeben. Nicht wollte ich dem blutenden Herzen den Todesstoß geben, und richtete die in sich Versunkene durch Vorspiegelung, mir selbst unbekannter Aussichten, auf, wahrscheinlich im Brandenburgschen bald wieder ein mäßiges Auskommen zu erhäschen.

Die Reise wurde angetreten, mein krankes Weib flehte um Abreise, — sie nebst ihrem Säugling wurde auf den Wagen geladen und so langten wir dann, nach vielen Mühseligkeiten, endlich in Berlin an. Unterweges mochte Manches, der Aufmerksamkeit Würdiges, vorgefallen seyn, und gewiß würde ein Unbefangener Stoff genug zu einem nicht uninteressanten Tagebuch gefunden haben. Doch ich war zu sehr nur mit mir und den Meinigen beschäftigt. Auf mich machte nichts mehr bleibenden Eindruck, und so schwebt mir auch die Erinnerung an jene Tage nur sehr dunkel vor, macht mich unfähig, Ihnen eine Beschreibung dieser Reise zu liefern.

Sobald wie ich in Berlin angelangt war, und als Gatte und Vater gesorgt hatte, eilte ich mehrere meiner Gönner und Freunde aufzusuchen. Doch lieber Gott, — auf aller Stirn war Gram und Unmuth deutlich zu lesen, denn sie selbst hatten keinen Gehalt, sie selbst seufzten nach baldiger Endigung dieser Finsterniß.

Noch hatte ich meine Hoffnung um Unterstützung auf meinen Schwiegervater gesetzt, welcher Pächter eines adlichen Guths und wenigstens früher wohlhabend war. Doch o Gott, — er war geplündert und — hatte ausgelitten. Den geringen geretteten Ueberrest seines nachgelassenen Vermögens theilte ich mit meinem ebenfalls dienstlosen Schwager, und so kehrte ich mit dieser für meine Frau so fürchterlichen Nachricht zurück. Oft, sehr oft wandte ich alle Mittel an, um wieder eine Anstellung, sey es auch nur als minderer Subaltern, zu erhalten, doch vergebens war alles Bemühen. Es wurden sogar — (o warum? —) noch nicht gediente junge Männer angestellt, bevor man auf uns südpreußiche Officianten ausschließend Rücksicht nahm.

Eine Zeitlang zehrte ich von dem oben genannten Erbtheil, von welchem ich überdieß noch meine Warschauer Wechselschuld tilgte. Aber auch das wurde geringer und immer geringer.

Wie ungleich besser war das Schicksal der von der preußischen Regierung ehemals verabschiedeten pohlnischen Officianten. Sie hatten nicht allein größtentheils als ansässige Männer Besitzthümer, von denen sie als Privatleute leben konnten; sie durften sich nicht allein ruhig im Lande und im Schooße ihrer Familie aufhalten, sondern waren auch durch eine dreyjährige Gehaltszahlung in eine Lage versetzt worden, in welcher sie sichere Mittel auffinden und benutzen konnten, sich vor Noth und Darben zu schützen.

Es ist wahr, — einige der vormaligen südpreußischen Officianten hatten sich Reichthümer gesammelt, aber wie Wenige sind in einer solchen Situation, um frohen Muths in die Zukunft blicken zu können? — — Hunderte schmachten im bittersten Mangel und — wo bleibt die Hülfe? — — Wie schwinden immer mehr alle Aussichten, — wie naht sich immer mehr die Verzweiflung!

Noch giebt es bey allen erfahrenen Täuschungen dennoch Männer, die sich schmeicheln, die pohlnische Nation werde ihr gegebenes Versprechen erfüllen und den südpreußischen Officianten ein dreijähriges Salair auszahlen lassen. Allein wie höchst unwahrscheinlich ist dieß? — und wenn die gegebene Versicherung auch wirklich keine leere Floskel seyn sollte, wenn eher wird die Erfüllung geschehen, wenn eher ist das Herzogthum Warschau, das jetzt zu einer Anleihe von einer halben Million seine Zuflucht nehmen muß, im Stande, eine solche nicht unbeträchtliche Ausgabe zu leisten? — — Dieß alles, wenn es ja geschieht, möchte wohl der wenigste Theil der Unglücklichen erleben.

Wo nur eine Stelle offen wird, — wo sogar nur ein im Dienste stehender Officiant erkrankt, melden sich schon Hunderte zur Vacanz. Der treffendste Beweis, wie hoch die Noth dieser Menschen gestiegen ist. Kürzlich starb der Polizeydirector zu R.. Unmittelbar nach seinem Tode bewarb ich mich um seine Stelle und erhielt zum Bescheid, daß sich vor seinem Ableben bereits 500 Supplicanten gemeldet hätten. — In diesem schrecklichen Dunkel erfreuen das Herz des Unglücklichen doch auch edle Männer. Wollte der Himmel, ihr Wirken würde durch besseren Erfolg gekrönt!

Sachsen und Schlesien, beide Länder haben bis jetzt nur 1508 Thlr. für diese, zum Theil mit dem nagendsten Hunger unverschuldet Ringende zusammen-

gebracht. Wie überaus wenig, — wie sehr gering für die große Anzahl solcher der schleunigsten Hülfe Bedürftigen! Habt dennoch Dank, ihr braven Schlesier, ihr biederen Sachsen! — —

Aber (fragen Sie) warum thun die Märker so wenig für diese, der Menschenliebe so heilige Sache? — — — Noch stand, lieber Clerus, hier kein Mann auf, der sich der schönen Handlung unterzog, diejenigen Brandenburger, welche nicht durch den Krieg unvermögend geworden sind, (und derer giebt es denn doch) aufzufordern, die Tugend der Wohlthätigkeit in Beiträgen zu üben. Möge er sich bald finden, dieser Edle, möge es der Mann seyn, dem Mitgefühl für fremde Leiden zur thätigen Hülfe entflammt, zur Aufmunterung seiner Landsleute anspornt. Dann aber mache dieser Menschenfreund einen Plan bekannt, nach welchem die Vertheilung des Eingekommenen geschehen soll. Er nenne jeden öffentlich, dessen Herz es Pflicht war, ein Scherflein zur Abschaffung dieses Jammers darzubringen.

Daß dieß in Sachsen und Schlesien (wie ich glaube) bisher unterblieb, — sollte hierin nicht mit ein Grund liegen, warum die Bemühungen der Vortrefflichen, die sich diesem Geschäfte der Unterstützung widmen, von so geringem Erfolge sind? —

Der Mensch fühlt sich aus natürlichem Hange, seinen Werth öffentlich erhöht zu sehen, bereitwilliger, sich den Dank des leidenden Mitbruders zu erwerben, weil er seinen Namen genannt sieht, wenn er sich von der richtigen Berechnung seines Beitrags überzeugt, wenn er endlich sich durch die Vorlegung des Plans der Vertheilung beachtet weiß.

O möchten die Bitten so Vieler um Rettung nicht unerhört bleiben!! — Nein, ich glaube es nicht, — gewiß wird der schöne Funke auflodern, welcher in

unserm Herzen glimmt, das Elend der Menschheit stets zu mindern.

Wie sehr adelt sich der Genosse des heiligsten Bundes, wenn er Heil und Segen zu verbreiten strebt, darum auch Dir Dank! braver Mann, der Du im Intelligenzblatt der Neuen Feuerbrände No. 7. Dich der unglücklichen Officianten so annimmst. Möchten Deine Wünsche erfüllt werden! — Zwar nur einem Theile der Masse Brodlosgewordener würde dadurch geholfen werden, allein dieser Theil ist sehr groß.

Selbst Privatdienste habe ich, lieber Cletus, wie mehrere meiner Bekannten, nicht gescheut, — aber hier war die Stelle, welche mir und den Meinigen Unterhalt, wenn auch nur den des Tagelöhners, zu gewähren versprach, bereits vergeben, dort war der Hochmuth grausam genug, zu gestehen, daß er sich fürchte, einen Mann zu engagiren, der die Freiheit für sich wirkender Selbstständigkeit schon genossen habe.

So lebe ich denn von einem Tage zum andern unter Kummer fort. Alle Furien des Grams haben sich bey mir angesiedelt. O sähen Sie jetzt mein noch vor zwei Jahren so blühendes, so heiteres Weib, wie würden Sie über die Macht des Unglücks erschrecken! Mich schaudert bei der Erinnerung an Ehemals und bei der Ueberzeugung von Jetzt. Dort sitzt sie, die Gute, ihren Säugling im Arm, der, statt der Mutter Brust, eine matt geweinte Thräne trinkt. Verloschen ist das Feuer ihrer Augen, — auch ihre Seele ist krank, und hoffnungslos sehe ich die Prophezeihung des Arztes schrecklich in Erfüllung gehen. — Nicht selten fehlt es uns an dem Nothwendigsten zum Lebensunterhalt, und ich hungere dann lieber und scheine gesättigt, als daß ich meine Sophie dem höchsten Grade der Dürftigkeit aussetzen könnte. — Einer sucht seine quälenden Empfindungen vor dem Andern

zu verbergen, und doch, doch weiß jeder, wie viel der Andere leidet. — Glücklicher würde ich mich schätzen, wenn es mir möglich wäre, das Andenken an feineren Lebensgenuß zu verkennen, um dann mit dem Tagelöhner zu tauschen, den ich oft um sein bischen Suppe zu beneiden aufgefordert bin. — —

O Freund, wie flieht mich alles, was den Menschen ans Leben kettet! — Hielt mich nicht Vaterpflicht, — längst schon hätte ich die Fesseln zersprengt! — Leben Sie wohl, möge Ihnen das Geschick nie auch den kleinsten Theil dessen fühlen lassen, was mich unaufhörlich martert.

Victor ...... nn

Nachschrift.

Mehrere Schicksalsgefährten besuchten mich so eben, und der Gegenstand unseres Gesprächs wurde die Kabinetsordre, welche der König von Preußen dem Regierungsrath Diederichs unterm 28ten October 1807, in Betreff der südpreußischen Officianten, hatte zufertigen lassen. Ich lege Ihnen die Frage vor, welche man, hierdurch veranlaßt, von mir beantwortet verlangte. Mögen Sie die Güte haben, mir so bald, wie es angeht, Ihre unbefangene Meynung darüber zu sagen.

Der Friede zu Tilsit vom 7ten und 9ten July 1807 wurde von Napoleon geschlossen. Napoleon bestimmte also auch in demselben das Schicksal der südpreußischen Officianten, und gewiß ist es ihm nicht gleichgültig, wie die von ihm sich selbst auferlegten und auf einen Andern übertragenen Verbindlichkeiten vollführt werden. Wie wäre es, wenn sich der größte Theil der vormaligen südpreußischen Officianten vereinigte, — der Großmuth Napoleons eine getreue

Schilderung ihrer erbarmungswürdigen Lage zu machen und um seinen kaiserlichen Schutz zu bitten? *) — —

Es läßt sich viel für und wenig wider die Ausführung sagen, denn dieser Versuch, sich vom Hungertode zu retten, kann schlechterdings kein übles Licht auf die Supplicanten werfen, und der schlimmste Fall ist abschlägliche Resolution, — die wir vielleicht um so weniger befürchten dürften, wenn wir zu gleicher Zeit die Fürsprache der bedeutendsten Männer, welche den französischen Thron umgeben, zu erlangen suchten.

Noch eins, so eben, wie ich diesen Brief absenden will, lese ich in dem 33 Stücke der Berliner Zeitungen ein Avertissement des vormals zu Posen angestellt gewesenen Regierungs-Präsidenten von Braunschweig, daß der Warschauische Justiz-Minister von Lubiensky ihn angezeigt habe, wie diejenigen Officianten des Herzogthums, welche der pohlnischen Sprache mächtig, im Fall sie sich um Anstellung meldeten, nicht zurückgewiesen werden würden. Sehr erfreuete mich diese Nachricht, allein sie betrift wohl nur die wirklichen Justizbedienten, und zwar nur den Theil, welchen man bisher bey der neuern Verfassung nicht durch Nationalen ersetzen konnte. Die Lage der übrigen Officianten, als Cammeralisten, Acciseofficianten, Cassen- und Kanzley-, wie auch städtischer Officianten ꝛc., bleibt daher bey allem diesen noch immer dieselbe, und ich selbst liefere den Beweis, daß bey selbigen die Kenntniß der pohlnischen Sprache nicht das unfehlbare Mittel zur Wiederanstellung giebt, indem ich nur noch vor wenigen Tagen auf eine deshalb gemachte Vorstellung abschläglichen Bescheid erhielt, obgleich ich Fertigkeit in der pohlnischen Sprache an den Tag legte. Und wie bedeutend ist die Menge der Officianten, die diese Sprache nicht verstehen, welche also immer hülfslos bleiben und verschmachten sollen? — — —

*) Er wird den Unglücklichen helfen, die seinen Schutz suchen.
d. R.

Möllendorfs Gastmahl am Fuße des Monuments der Roßbacher Schlacht im Jahr 1805.

Wenn Preußens Krieger bis zum 14ten October 1806 sich des Ruhms ihrer Vorfahren freuten, den sie seit dem großen Churfürsten vor allen europäischen Völkern besaßen, wenn die Veteranen in der preußischen Aamée, welche Theilnehmer dieses Ruhms waren, in der Erinnerung an jene Zeiten sich glücklich fühlten, wo das kleine Häuflein der Preußen, einen Helden an der Spitze, allen großen Mächten des Continents trotzte, und gegen sie, mit Ruhm bedeckt, den Platz behaupteten, wer wird es ihnen übel deuten? Wer kann es uns, den Nachkommen, verargen, wenn wir uns in jene glücklichen Zeiten, in die Vergangenheit versetzen, wo die Franzosen, wie Napoleon nach der Schlacht von Jena sagte, in 7 Jahren nicht zu erreichen vermochten, was jetzt in 7 Tagen bewirkt wurde, da wir in der Wirklichkeit, uns elend, verachtet und gebeugt fühlen, da die Verachtung der ganzen Welt auf uns lastet und wir sie zum Theil verdienen? Wir haben zwar Dichter, Phantasten und elende Schmeichler unter uns, die Preußen eine Zukunft mahlen, woran kein Mensch glaubt als diejenigen, welche unser Unglück verschuldet haben. Sie sind aber die Aerzte, welche dem Delinquenten einen Schlaftrunk eingeben, unterdeß man ihm den Kopf abschlägt. Alle diese Trostgründe schläfern ein, um uns desto gewisser zu vernichten. Hört nicht auf sie, Zeitgenossen! glaubt lieber, daß ihr arme Sünder, daß ihr voll Vorurtheile seyd, ihr, die ihr jetzt Gesetze gebt und als weise brave Männer aner-

kannt seyd; laßt euch nicht abhalten, alle alte Mißbräuche zu verbannen, hört die Schmeichler nicht an, die da öffentlich und im Stillen diesen abscheulichen Mißbräuchen das Wort reden, weil ihr Privatinteresse dabey gewinnt.

Ehe wir wieder werth sind, unsern Voraltern die Schuhrieme aufzulösen, müssen wir einsehen lernen, daß wir es unwerth waren; wir müssen unsere Mängel und Fehler kennen lernen, und nicht etwa, wie es so viele elende Schmierer thun, dem Publikum aufheften wollen, wir wären etwas! Nein! Nichts waren wir! Kein Schimmer von Nationalsinn, von Patriotismus, von Ehrgefühl war in uns! (??) Wer die einzelnen sparsamen großen Handlungen braver Männer aufsuchen will, die aber doch sammt und sonders in dem Meer von Schurkereyen untergingen, der ist dem Spatziergänger gleich, der in den ersten Frülingstagen auf der Wiese ein frühzeitiges seltenes Veilchen findet. Diese Spärlinge muß man freylich sorgsam nähren und pflegen, aber sie sind nur der Keim, aus dem einmal wieder etwas Großes aufblühen kann.

Wollt ihr hoffen, Preußen; so sehet auf die Männer, welche fest standen im Sturm der Zeiten, nicht wankten in ihrer Pflicht, die nicht mit zwey Gesichtern einhergingen, und im Besitz mancherley einheimischen und fremden Ehrenzeichen, nicht wie ein von einem Kaper geängstigtes Kauffartheyschiff die friedliche Flagge zu seiner Rettung aufsteckt, bald mit diesem oder jenem Orden sich dekorirten. Ich will euch diese Männer nicht nennen, damit man nicht zweydeutig von mir denke, es ist aber auch nicht nöthig, denn sie sind bekannt genug. Doch genug zur Einleitung und nun zur Erzählung zurück:

Es war an einem schönen Herbsttage im Jahr 1805, als der F. M. v. Möllendorf zum Andenken der

Roß-

Roßbacher Schlacht am Fuße des Monuments allen Staabsofficieren seines Corps ein Fest gab. Das Monument war mit Tischen im weiten Kreiße umgeben, an denen sich die Gäste, ihren Feldherrn an der Spitze, zum fröhlichen Mahle sammelten. Die frohste Laune belebte sie alle, den Manen der hier begrabenen Helden wurden viele Opfer gebracht. Zwey gut besetzte Musikchöre waren auf benachbarten Anhöhen einander gegenüber gestellt, und wechselten mit kriegerischen Accorden, nach welchen die Gesellschaft zuletzt in feyerlichen Chören allbeliebte kriegerische Gesänge anstimmte.

Wäre den Todten die Ansicht des Lebens verstattet, die alten Helden Preußens in Elisiums Gefilden hätten hoch aufgehorcht, und könnten die Geister der Hinübergegangenen sich den Lebenden körperlich zeigen, gewiß! Held Seidliz, der die Freuden der Gesellschaft und des Bechers liebte, hätte sich mit zu Tische gesetzt; er hatte ja vorzüglich die Schlacht gewinnen helfen. Die Nacht endigte dieses merkwürdige Fest.

Unsern Lesern wird es interessant seyn, eine Beschreibung jenes Denkmals zu lesen, dessen getreue Darstellung das Umschlagskupfer zeigt. Hier ist sie:

„Das Monument der Roßbacher *) Schlacht, welches 40 Jahre zum Preise des Preußischen Kriegsruhmes hier mitten in glücklichen Saatfeldern seine deutungsvolle Krone empor hielt, verdient in so mancher Hinsicht, daß man dabei in ernsterer Betrachtung verweile. Nicht sein Aeußeres, womit sich in Beispielen nicht selten stolze Denkmäler ankündigen und Künstlerruhm auf die Zeiten der Nachwelt bringen, noch Erhabenheit seines glorreichen Stifters sind es, die uns an

*) Das Dorf Roßbach liegt drey Stunden von Merseburg, eben so weit von Naumburg und Weißenfels.

dasselbe fesseln; sondern das Merkwürdige in historischer Hinsicht.“

„Die getreue Abbildung beschreibt sein Aeußeres gnüglich. Ich entwarf sie zu einer Zeit, als der General Feldmarschall von Möllendorf einer sehr zahlreichen Versammlung von Officiers, an dem Denkmale, ein frohes Mahl gab, ohne zu ahnden, daß ein Jahr später nur noch der Hügel, auf dem das Monument sich erhob, allein den Ort seines Daseyns dem traurenden Beobachter bezeichnen würde. Nach dem Maasstabe es aufzunehmen fühlte ich keinen Beruf, weil es nur für mich und meine Freunde berechnet war. Allein ich kann die Ansicht bestimmt für gut darstellend ausgeben. Ein nach Paris reisender Landsmann dürfte uns verbinden, wenn er den hier fehlenden Maasstab an Ort und Stelle ergänzte. Mein Geist war zu sehr an die Fakta der glorreichen Vorzeit gefesselt, als daß er sich in die Gebilde einer nahen veränderten Zukunft gewagt, und auf den unbenannten Wolken der Gegenwart geschaukelt hätte.“

„Das Denkmal ist aus einem Blocke von Weißenfelser Sandsteine gehauen, und bildet zwei flache Seiten, auf welcher einer die Inschrift eingegraben ist. Es sieht einem gewöhnlichen Leichensteine auch gar nicht unähnlich, oder ist mit einem Stundensteine, wie sie im Königreiche Sachsen üblich sind, zu vergleichen. Vielleicht hat der Künstler bei der Wahl der Form beide vor Augen gehabt.“

„Die wenigen Attribute sind unten eine Kononenkugel und zu oberst eine Bombe. Bei der Guirlande, welche sich sowohl über die Inschrift als die Bombe zieht, ist nicht zu bestimmen, ob das Laubwerk Lorbeer- oder Eichenblätter vorstellt.“

„Es stand auf einem Erdhügel, welcher sein Daseyn der Kunst verdankt. Mir ist unbekannt, ob dieser erst

bei Errichtung des Monuments aufgefahren oder als Warthügel, deren in hiesiger Gegend noch viele vorhanden sind, von den frühern Bewohnern hiesiger Pflege, den Sorbenwenden, erhöht worden ist. Er ist übrigens mitten im Felde, unfern der Straße von Weißenfels nach Merseburg, und kann von der Straße und mehrern fernen Anhöhen gesehen werden."

„Es wurde von der Gemeinde Reichartswerben errichtet und am 15ten Februar 1766 aufgesetzt. Warum sich grade die friedlichen Landbauer dieser Dorfgemeinde zur Errichtung eines Monuments für den Ruhm einer ihr feindlichen Armee entschlossen, ist mir unbekannt."

„Im Uebrigen ist dieß Denkmal oft genug, selbst von bedeutenden Personen, in Augenschein genommen worden. Viele haben sich, mit einkritzeln ihres Namens, suchen kenntlich zu machen. Viele mit Bleistift gezeichnete Namen sind unleserlich und durch die Witterung verwischt worden."

„Bleibender wußten sich vor einigen Jahren etliche Preußische Officiers vom Goekingschen Husaren Regimente darauf zu verewigen."

„Der sieggewohnte Napoleon nahm selbst die Fluren in Augenschein, wo Friedrich angreifend eine dreimal überlegene Armee besiegte. Das Denkmal erwarb sich seine Aufmerksamkeit. Er meinte, daß es hier am unrechten Platze stünde. Man befördere, sagte er, dieß Monument, welches hier meine Landsleute nicht preist, nach Paris, wo es zur Erinnerung stehen kann."

„Die französischen Commissaire ließen diejenige Gemeinde solches nach Frankreich schaffen, welche es ehemals errichtet, und durch ihren eingegrabenen Namen sich dazu selbst bemerkbar gemacht hatte."

„Dahin war das stolzeste Denkmal des Preußischen Heldenruhms!“

„Was vermag Napoleon!“

Es ist hier wohl nicht so ganz zur Unzeit, wenn man sich beiläufig betrachtend einige Fragen beantwortet, die zunächst auf Erklärung des Zusammenhanges der Dinge der Vorzeit und Gegenwart hindeuten.

Unbeschadet der Ehre und der unnennbaren Vortheile, welche sich Friedrich durch den Sieg bei Roßbach erwarb, ist es doch glaublich, wahrscheinlich, ja wohl erweißlich, daß die Franzosen den Preußischen Heldenruhm nicht beeinträchtigt hätten, wenn nicht einst diese Bataille eine so gar üble Stimmung erzeugt, nicht eine Verachtung des Feindes, nicht ein zu stolzes Zutrauen auf sich selbst erweckt und genährt hätte. Gewiß, Roßbach ist die Säugamme unsers Unglückes.

Die oft bekrittelte und lächerlich gemachte Schlacht bei Roßbach hat, aus der bekannten Geschichte erweißlich, so gut ihre in Erwägung zu nehmende Eigenheiten als die bei Auerstädt. Nicht den Soldaten, sondern ihren Anführern ist die Schuld des Verlustes beizumessen.

Die wenigen Truppen, welche Friedrich der starken feindlichen Armee entgegenstellen konnte, und das Gewinnen einer Bataille in Zeit von einer Stunde, und das noch um so mehr, daß der rechte Flügel der Preußischen Armee nicht einmal zum Angriffe kam, sondern dem Feinde mit geschultertem Gewehre entgegen stehen blieb, mußten in den Augen eines Jeden Aufsehen erregen. Dazu kam denn nun noch, daß die Preußen sehr viele Gefangne machten, daß die Fliehenden zu mancher Lächerlichkeit Anlaß gaben, daß man im französischen Lager Dinge fand, welche sich mit einem

Feldzuge nicht reimen, als Pudermäntel, Sonnen- und Regenschirme; Puderbeutel, Riechfläschchen und eine obscöne Bibliothek des commandirenden Generals Soubise und dergl. Dinge mehr. Auch vermehrte der Umstand den Spott, daß eben genannter General von seinem Monarchen zum Marschall von Frankreich wegen dieser Schlacht erhoben wurde, indeß früher der General von Etree wegen dem Gewinnen der Bataille bei Hassenbeck das Kommando verlohr. Alles Dinge, die selbst dem Ernsthaftesten ein Lächeln abgewinnen mußten. Endlich war es zu bekannt, daß die Franzosen laut über die geringe Anzahl der Preußen vor der Bataille gespottet, und sie mit dem Namen der Berliner Wachtparade belegt hatten.

Die ganze deutsche Nation und unter dieser hauptsächlich die Preußen, wurden in der Beurtheilung der Franzosen, lediglich wegen dieser so schnell gewonnenen Schlacht, zu einem Vorurtheile geführt, das am Ende die Existenz mehrerer Staatskörper auflößte, und so manchen Braven Leib und Leben kostete.

Nach dem Sprüchworte: wer fällt darf für Spott nicht sorgen, ließ man es sich von der Zeit der Roßbacher Bataille an, angelegen seyn, die Franzosen anfänglich nur, in Hinsicht ihrer nicht bewiesenen Bravour, lächerlich zu machen, eine Menge Histörchen wurden gesammelt, erzählt und belacht, wahr oder falsch, viele vielleicht gar erdichtet. Mehrere Schriftsteller, wie z. B. Archenholz in seiner trefflichen Beschreibung des siebenjährigen Krieges, haben das Ganze sehr lebhaft ausgemahlt. Sodann fanden sich noch andere Gelegenheiten, wodurch die Franzosen bei den Deutschen immer mehr in Miskredit kamen. So war es unter den Vornehmern immer noch Mode, nach Frankreich zu reisen, um dort ihre modische Bildung zu gewinnen. Ernsthaftere Beobachter bemerkten sehr wohl, daß man auf diesem Wege nur die Fehler, aber nicht die Nationaltugenden nachahmte, und auf deutschen Grund und Boden verpflanzte. Man reiste mit gestrotztem Beutel und blühender Gesundheit nach Paris, kam aber von Wechseln verfolgt und siech zurück. Satyre war hier natürliche Folge.

Wer nun seine Kinder nicht in Paris verderben lassen wollte, hielt ihnen französische Fecht= Tanz= und Sprachmeister oder Gouvernanten. Dazu erhielt man nicht die besten Subjekte, sondern sie waren mehrentheils der Auswurf der Nation, vertriebene Soldaten, fortgejagte Bedienten, Friseurs, lustige Schneider, Schuhmacher und dergl. mehr. Unter allen Qualitäten, als Grafen, Barone u. s. w. irrten in Deutschland eine Menge Glücksritter umher, die von dem dargereichten, oft künstlich, aber selten ehrsam gewonnenen Scherflein, lebten. Diese waren denn nun immer das Stichblatt und lachten mit. Sie standen dem reellen deutschen Manne unendlich nach. Hätte man sie als den Auswurf der Nation betrachtet; so würde sich in Deutschland schwerlich eine üble Meinung über die Franzosen so allgemein verbreitet haben. Auch der Neid scheint viele veranlaßt zu haben, den Hang der Vornehmern in allem, was französisch war, lächerlich zu machen. Der Deutsche, von jeher gewohnt das Fremde mehr zu schätzen als das Seinige, schenkte jenen herumziehenden Männern und liberalen Gouvernantinnen, nicht wider die Regel, in Allem den Beifall, bezahlte ihre Dienste hoch, indeß man im gleichem Falle gegen seine Landsleute karg war. Es erhielt eine französische Gouvernante wohl über 100 Thlr. jährliches Salair, auch wenn sie kaum in ihrer Muttersprache plaudern, oft weder schreiben noch lesen konnte, indeß man einer biedern deutschen Erzieherin kaum 20 Thlr. zugestand, und den Informator mit 30 Thlr. abfertigte. Was Wunder, wenn die deutschen Erzieher und andere alles aufsuchten, das Glück jener Franzosen zu schmälern, oder das gerügte Vorurtheil und die Mode der Vornehmern zu züchtigen! Alles, was lächerlich war, sollte und mußte nun französischen Ursprungs seyn.

Die zu Tausenden herumirrenden Franzosen, welche zur Zeit der Revolution sich in Deutschland herumtrieben, vermehrten das einmal gefaßte Vorurtheil um vieles. So auch der Feldzug am Rhein. Man erzählte uns Wunderdinge. Nur das Auffallende und Poßierliche durften uns die Journalisten mittheilen, und treffende Schilderungen mußten aus Furcht vor Ahndung vermieden werden. Man schilderte uns die

französische Armee als ein buntes Gemisch von allen Farben durch einander, die Krieger als halbnackende und zerlumpte Menschen. Da sollte weder Ordnung, Subordinatoin, noch sonst eine Militairtugend bei ihnen seyn. Die wenigen Stimmen, welche uns ein Besseres verkündigten, fanden wenig oder gar kein Gehör, am allerwenigsten sind sie laut genug geworden, um ein allgemeines Vorurtheil gegen die Franzosen zu berichtigen und uns die täglichen und schnellen Fortschritte dieser lebhaften Nation kenntlich zu machen und mit uns in Vergleichung zu stellen.

War es ein Räthsel, wenn wir uns auf der einen Seite die Preußen als die ersten Krieger vom siebenjährigen Kriege an dachten, und auf der andern dagegen, von der Bataille bei Roßbach bis zum Revolutionskriege am Rhein, uns unter dem französischen Soldaten ein wohlausgeputztes Herrchen vorstellten, und wiederum von jenem Feldzuge am Rheine an die französische Armee als ein zusammengeraftes unglückliches Kriegsvolk, das jedes Kleidungsstück, selbst Priester- und Weiberröcke, ergriffe, um seine Blöße gegen die Anfälle der Witterung zu decken; wenn wir, den es nicht zunächst Beruf ist, sich mit der Kriegskunst und ihrem Fortschritte bei andern Nationen bekannt zu machen, mit sehenden Augen die ungeahndeten Vorfälle kaum zu glauben vermochten!

Wahrlich diese vorgefaßten allgemeinen Vorurtheile waren es, welche den Deutschen die Binde um den Kopf legten und sie am Ende gewaltsam aus dem Taumel aufschreckten!

Vorurtheile auf der einen und blindes Zutrauen auf der andern waren es, warum die preußischen Generale nicht die Franzosen nach einem andern Maasstabe nahmen, nicht sehen ließen, welche neue bedeutende Fortschritte sie in der Kriegskunst gemacht, und nicht gewahrten, daß dagegen der Kriegsfuß der preußischen Armee höchstens noch der war, wie ihn der siebenjährige Krieg zurückgelassen hatte, daß sie endlich nicht überlegten, daß jene nicht aus dem Felde kamen, von einem Siege zum andern eilten, und daß, wenn ein Theil stehen bleibt und der andere rasch fortgeht, der Abstand doppelt groß werde.

Einige nothwendige Worte über den Aufsatz von Kriegs-Contributionen und Requisitionen und deren Beitreibung zu Königsberg in Ostpreußen *).

(Siehe Heft 13 der Neuen Feuerbrände Seite 78.)

Der Aufsatz über die Kriegs-Contributionen und Requisitionen und deren Beitreibung zu Königsberg, ist offenbar die flüchtige Arbeit eines von den Verhältnissen gar nicht unterrichteten Mannes, und überdieß ein bloßes Bruchstück. Im April, wo dieses Heft gedruckt wurde, konnte eine Zeitschrift wohl eine vollständige Uebersicht unsers merkwürdigen Contributions-Wesens geben, dessen Organisation

*) Die Redacteurs der Neuen Feuerbrände können freilich nichts anders geben, als was sie erhalten haben. An Wahrheit muß ihnen aber doch auch gelegen seyn, wenn sie Gutes stiften wollen; dieß ist ihr eigenes Geständniß und dieß ist lobenswerth; denn Wahrheit bleibt immer die Hauptsache in der Welt, sie geht über Alles und ist die Sonne der moralischen Welt. Alles, was im Schatten stehen bleibt, verkrüpelt, artet aus und erstirbt. Das meiste Unglück, welches die Menschheit trift, hat im Verfehlen der Wahrheit seinen Grund †). —

†) Wir danken dem Einsender für seine gutmüthigen Aeußerungen und Berichtigungen dadurch, daß sie seinen Wünschen gemäß hier aufgenommen sind. Nur so viel als Antwort: „Jeder vernünftige, und mit diesem Gegenstande einigermaßen bekannte Mann weiß, daß die Redaktionen öffentlicher Blätter es nicht immer hindern können, daß nicht bisweilen unvorsichtige Referenten ihre Blätter mißbrauchen. Wir hatten bey Aufnahme jenes Aufsatzes keinen Grund an seiner Glaubwürdigkeit zu zweifeln, da er von einem Manne herrührte, der als rechtschaffener und einsichtsvoller Mann bekannt ist. Hat er halb wahre oder ganz falsche Notizen gegeben; so trifft ihn der Vorwurf, nicht uns, da wir bisher keine Ursache hatten ihm zu mistrauen and seine Beyträge abzulehnen. Will der Einsender der Berichtigung eine wahrhafte historisch critische Darstellung der Organisation und Verfassung des Kriegs-Contributions-Wesens in Ost-Preußen in unsern Blättern bekannt machen; so nehmen wir sie gern auf. Müßten wir uns denn aber nicht eben so gut auf seine Gewissenhaftigkeit verlassen, so lange officielle Nachrichten fehlen?

d. Red.

im Februar vollendet worden war, und sie mußte es, da es ihr um klare Darstellung, um richtige Leitung des öffentlichen Urtheils wirklich zu thun wär.

Der Verfasser tadelt zunächst, daß den Einwohnern Königsbergs erst den 26ten Junius bekannt gemacht wurde, daß der Stadt eine Kriegs-Contribution aufgelegt sey, obgleich die französischen Truppen schon den 16ten Junius eingerückt waren. — Die aktenkundige und auch sonst in der Stadt sehr bekannte Thatsache ist: daß wirklich nicht eher von der Stadt eine Contribution gefordert wurde, als wenige Stunden vor der gedachten Bekanntmachung. Sollte etwa der Magistrat früher, und ehe die französischen Behörden ihre Forderungen machten, die Bürgerschaft benachrichtigen: „es sey wahrscheinlich, daß eine Kriegs-Contribution werde gefordert werden;“ so hätte er nicht nur etwas ganz Ueberflüßiges, sondern sogar etwas sehr Unschickliches begonnen. Ueberflüßiges; denn welcher Einwohner Königsbergs zweifelte nur einen Augenblick, daß die Stadt mit Kriegs-Contribution belegt werden würde? Nur den Betrag dieser Contribution wünschte man zu wissen, um zu beurtheilen, ob sie noch allenfalls erschwinglich sey; und grade das war es, was der Magistrat nicht eher als den 26sten sagen konnte, weil er es selbst nicht eher wußte. — Unschickliches; denn es konnte ja während der Besetzung der Stadt durch französische Truppen nichts von dem Magistrat bekannt gemacht werden, ohne zugleich zur Kenntniß der französischen Behörde zu kommen. Bekanntmachen, „es werde die Auflegung einer Contribution erwartet,“ war also zugleich eine indirecte Aufforderung an die französische Intendantur, doch nur nicht zu vergessen, daß die Stadt eine Contribution zu zahlen habe, sie sey schon darauf gefaßt, man möge nur fordern.

Ferner erzählt der Verfasser des Aufsatzes, der Magistrat habe verlangt: es sollten zehnmal hundert Tausend Thaler binnen fünf Stunden herbeigeschafft werden. „Eine Kleinigkeit,“ setzt er hinzu, „wenn seit mehrern Tagen die Anstalten dazu im „Stillen getroffen worden wären. Allein in solcher „kurzen Zeit war es ein überraschender Schlag. Die

„erste Million (Franken) kam zwar zusammen, aber nun „gingen die Beyträge schon langsamer und seltner ein. „Es erschien daher am 29sten Juny das zweite Publi- „kandum."

Der Magistrat kann unmöglich geglaubt haben, daß binnen wenig Stunden zehnmal hundert Tausend Thaler zusammen kommen würden. Er forderte sie auf Befehl der französischen Behörde, nachdem er sich in Gegenvorstellungen erschöpft hatte; er forderte sie, weil er gehorchen mußte; er forderte, um dann durch den Erfolg am sichersten zu beweisen, daß die Forderung die Kräfte der Einwohner übersteige. Daß es keine Kleinigkeit gewesen wäre, zehnmal hundert Tausend Thaler in einigen Tagen in Königsberg aufzubringen, hat der Erfolg gezeigt. Als später die Contribution wirklich durch ein Zwangs-Darlehn aufgebracht werden mußte, trug Königsberg nur sechsmal hundert tausend Thaler dazu bei; und es hielt dennoch äußerst schwer, diese Summe binnen drei Monaten aufzutreiben. Die erste Million (ob Thaler oder Franken, ist nicht deutlich) kam keinesweges zusammen, weder bis zum 29sten Junius, noch selbst bis zum 25sten Julius, wo die französischen Truppen abzogen. Was auf die Kriegs-Contribution bis zum 25sten Julius überhaupt in baarem Gelde, bezahlt werden konnte, war bei weitem noch keine Million Franken.

Und was würde denn endlich damit erzielt worden seyn, wenn zehnmal hundert tausend Thaler so auf den ersten Griff bereit gelegen hätten? Würde wohl die Forderung von zwanzig Millionen Franken baar von der Stadt allein, endlich bis auf eine Forderung von acht Millionen Franken baar von der ganzen Provinz Ostpreußen und Litthauen, und vier Millionen Franken in Naturalien von Königsberg besonders, ermäßigt worden seyn, wenn die französischen Behörden sich nicht von der Unmöglichkeit, zwanzig Millionen Franken baar in Königsberg allein aufzubringen, überzeugt hätten? Und war es der Weg, ihnen eine solche Ueberzeugung zu verschaffen, wenn man eine Million Thaler auf die erste Forderung sogleich bereit liegen gehabt hätte?

Der Verfasser erzählt ferner: „daß es den Ein„wohnern erst den 13ten July durch ein Publicandum „des Magistrats deutlich geworden sey, daß außer „der Contribution noch manches zu berichtigen wäre; „daß man die Kosten für die Unterhaltung des Ge„neralstabes, und für Natural Requisitionen beinahe „doppelt so hoch, als die Contributions Summe, an„schlagen könne, und daß mithin im Ganzen wohl „sieben Millionen Thaler herauskommen möchten." Die Wahrheit ist indessen, daß jeder, der offne Augen und Ohren hatte, schon vom ersten Tage der Besitznahme an nicht einen Augenblick darüber zweifelhaft seyn konnte, daß die Unterhaltung des Generalstabes, die ansehnlichen Natural-Requisitionen an Wein, Taback, Tuch und vielen andern Artikeln, die Militair-Hospitäler, die Anstalten zu Casernirung der Truppen, und dergleichen, sehr bedeutende Kosten verursachten, welche die Stadtcommune würde bezahlen müssen. Eben so gewiß ist es aber auch, daß diese Kosten keinesweges sich auf die ungeheure Summe belaufen, die der Verfasser annimmt. Alles, was die Stadt außer ihrem Antheile an den acht Millionen Franken, oder 2,162,162 Rthlr., die dem ganzen Lande auferlegt sind, zu Bezahlung der Natural Contribution von vier Millionen Franken, und aller Kosten, welche außerdem der vierzigtägige Aufenthalt einer sehr starken französischen Garnison der Commune im Ganzen verursachte, aufzubringen hat, beträgt nur beinahe zwei Millionen Thaler: aber die Belastung, welche dadurch entsteht, ist schon sehr hart, und sieben Millionen, wie der Verfasser meint, würde die Stadt niemals haben erschwingen können.

Was weiterhin folgt, wird sich sehr leicht nach folgender Ansicht würdigen lassen.

Bey dem ganzen Kriegsschuldenwesen sind zwei Gegenstände sehr bestimmt zu unterscheiden. Aufbringung der erforderten Summen für den Augenblick, und Erstattung derselben durch eine gleichförmige Besteurung. In ersterer Hinsicht gebot die Noth zu nehmen, wo man fand, unter dem Vorbehalte der Ausgleichung und Erstattung. Durch eine gleichförmig vertheilte Abgabe das Ganze sogleich auf-

zubringen, war geradehin unmöglich; denn diese Abgabe, wie man sie auch organisirt hätte, wäre geradehin unerschwinglich für den größten Theil der Einwohner gewesen. Der Handwerker, der von Woche zu Woche von seinem Verdienste lebt, und wenn er noch etwas Capital besitzt, dieß doch nicht aus seinem Gewerbe ziehen kann, ohne sich zu aller Fortsetzung desselben unfähig zu machen; — der Officiant, der den Monat über von dem Gehalte lebt, den er in den ersten Tag desselben empfängt; der Kaufmann selbst, der seinen Fond nicht bedeutend schwächen kann, ohne fast alle Aussicht auf künftigen Erwerb aufzugeben, alle diese können wohl noch allenfalls durch Partialzahlungen in sechs oder mehr Jahren neben ihren andern gewöhnlichen Abgaben — wenn auch mühsam genug — noch zwei Millionen Thaler aufbringen, aber es würde rein unmöglich gewesen seyn, diese zwei Millionen auf der Stelle von ihnen zahlen zu lassen, selbst wenn man ihren Ruin nicht geachtet hätte.

Wenn das reiche Hamburg, dessen Stadt-Cassen jährlich eine Million Mark einnehmen, eine Kriegs-Contribution auf einmal durch eine Abgabe aufbringen konnte; so folgt daraus noch keinesweges, daß Königsberg auf demselben Wege sogleich zwei Millionen Thaler aufbringen kann *).

Ueberdies dringt sich demjenigen, der die Verfassung kennt, noch folgende Bemerkung auf. Es existirt durchaus in Königsberg keine Abgabe, die alle Classen der Einwohner so gleichförmig umfaßt, daß sie zu einer gerechten Grundlage bei Vertheilung einer Kriegs-Contribution gebraucht werden könnte. Der

*) Die Bemerkung mit Hinweisung auf Hamburgs Verfahren trägt blos das Gepräge der Unkunde der mannichfaltigen verschiedenen politischen und Localverhältnisse zwischen diesen beiden Städten. Das Absprechen mit Unkunde ist freilich ein gar schlimmes Ding. Indessen wollen wir es mit dem herrschenden Zeitgeist entschuldigen, der auch so sehr gern alles generalisiren mag, und außer seiner Universal-Wissenschaft keine andere Kenntnisse, Erfahrungen, und Gegenbeweise zu bedürfen glaubt. Man kann in der Nähe von sehr wichtigen Objecten und Operationen seyn, ohne sie wirklich zu sehen, man kann sie sehen ohne sie zu beobachten, und man kann sie beobachten ohne sie doch zu verstehen. In der Lage scheint der Bemerker gewesen zu seyn. —

Servis ist noch die allgemeinste direkte Auflage in den preußischen Städten. Welche ungeheure Prägravation und welche Klagen über reine Unmöglichkeit der Leistungen würden aber entstanden seyn, wenn man z. B. etwan das Zweihundertfunfzigfache des einfachen monatlichen Servis=Betrages gefordert hätte, um jene zwei Millionen Thaler auf einmal zu bezahlen! Es mußte also eine ganz neue Abgabe organisirt werden, um die Contribution darnach zu erheben, und eine solche neue Organisation, welche die Einziehung mannichfaltiger Nachrichten voraussetzt, ist wahrlich nicht das Werk weniger unruhvoller Tage *).

Aber noch einmal: selbst wenn eine solche Abgabe so leicht hätte organisirt werden können; so wäre sie unerschwinglich geblieben.

Man mußte also einstweilen jene zwei Millionen durch Darlehn herbeischaffen, dafür verzinsbare Stadtobligationen geben, und dann mit Muße eine möglichst gleichförmig organisirte Abgabe auf die Einwohner legen, um die hierdurch contrahirte Stadtschuld zu verzinsen und allmählig abzutragen.

Das ist geschehen, die Frage war nur, wo das Darlehn finden? Im Auslande konnte es nicht negocirt werden. Theils war die Zeit viel zu kurz, theils haben auch spätere Versuche, von sehr sachkundigen Bankiers angestellt, erwiesen, mit wie ungeheuren Schwierigkeiten und Aufopferungen jetzt ausländische Darlehen verknüpft sind. Man mußte also Noth gedrungen in der Stadt selbst borgen. Aber die Capitalisten waren zu keinem freiwilligen Darlehn von einiger Bedeutung zu bewegen, wohl berechnend, daß gerade in einem solchen Zeitpunkte der allgemeinen Verwirrung und Noth mit baarem Gelde sehr viel mehr zu verdienen sey, als die wenigen Procente, die eine öffentliche Anleihe abwerfen konnte. Diese Bemerkung soll übrigens den Redlichen nicht zu nahe treten, welche auf die Aufforderung des Magistrats thaten, was sie vermochten **).

*) In denen der Verfasser des Aufsatzes als praktischer Handlanger zu einem sonderbaren wichtigen Bau wahrlich nicht mit Hand ans Werk gelegt haben muß.

**) Es könnten Beweise vorgelegt werden, daß viele auf einzelne Aufforderungen hier mit Beiseitsetzung ihres Individuums

Es blieb daher nichts übrig, als ein Zwangs-Darlehn. Dieß kann, sobald es irgend bedeutend ist, durch nichts anders als durch Schätzung der Individuen, nach Maaßgabe des disponiblen Vermögens oder Credits, den jedes besitzt, eingezogen werden. Von dem größten Theile der Einwohner konnte man keineswegs erwarten, daß sie selbst richtige Schätzungen angeben würden. In Reichsstädten, wie z. B. bei der sogenannten Losung in Nürnberg, kann so etwas noch erwartet werden, aber nicht in Städten, welche schon seit geraumer Zeit, und wahrlich nicht durch ihre Schuld, alle Autonomie, und mit dieser fast allen Gemeingeist verloren haben.

Man ließ also schätzen durch Commissionen von bekannten angesehenen und rechtlichen Bürgern aus allen Ständen und aus allen Gegenden der Stadt, in der Voraussetzung, daß diese noch am besten von den Vermögensumständen ihrer Nachbaren und Gewerbsgenossen unterrichtet seyn könnten. Dieser Schätzung konnte der Natur der Sache nach, und wie es laut und oft genug gesagt worden ist, nichts anders zum Grunde liegen, als die Meinung, welche die Schätzungscommissarien von dem Vermögen jedes Individuums hatten. Es ist unbegreiflich, wie man nach einem andern Prinzip fragen kann *).

Aus dem Stadt-Hypothekenbuche hätten die Commissarien nach des Verfassers Meinung sehr viel Licht erhalten können. Aber woher weiß er denn, daß es in

fürs Ganze mitzuwirken, mehr thaten als sie thun zu können berechneten. Aber sie thaten es gern, aus wahrer inniger Liebe, dem augenblicklichen Bedürfniß abzuhelfen.

*) Bei dem Kriegsbesteurungs- und Steuer-Vertheilungsgeschäfte muß man überhaupt nie vergessen, daß die Haupt-Schwierigkeit auf Lösung der schweren Aufgabe beruht, wie das Privatvermögen aller und jeder Staatsbürger, die rechtlich zu Erhaltung des Ganzen einen Theil ihrer Kräfte aufzuopfern verpflichtet sind, mit Gleichheit zur Steuer zu ziehen sey? — noch mehr: wie besonders der unproductive Capitalist, der Rentenirer, der Handels- und Gewerbs-Stand, nach dem Prinzipe der Gleichheit zur Contribution zu ziehen sey, wenn man nicht den Muth hat, es diesen Classen der Staatsbürger durch Maaßregeln der äußersten Strenge unmöglich zu machen, entweder zu wenig beizutragen, oder wohl gar ganz unbelästiget zu bleiben.

einzelnen Fällen nicht gebraucht worden ist? Und im Allgemeinen konnte dies Hypothekenbuch gar nichts nachweisen. Denn sehr viel reiche Leute besitzen gar keine Grundstücke, und andere sehr reiche Leute haben ihre Grundstücke so hoch als möglich verschuldet, weil sie Geld zu 4½ bis 5 Procent darauf bekommen konnten, das sie in ihrem Handel in guten Jahren zu zehn und mehr Procenten nutzten. Mancher blendet dagegen das Publikum mit einem schuldenfreien Grundstücke und erhält dadurch noch seinen Credit aufrecht, während er mit Wechselschulden belastet und zum Concurse reif ist.

Es ist gar nicht zu zweifeln, daß die Schätzungs-Commissionen sich sehr oft in ihrer Meinung von dem Vermögen der Individuen geirrt haben mögen. Aber wer trägt mehr die Schuld als eben diese Individuen, die seit langen Jahren her durch unverhältnißmäßigen Aufwand, oder ein affectirtes Gewühl von Geschäften und Speculationen dem Publikum die Meinung aufzudringen trachteten, daß sie viel reicher wären, als sie wirklich sind?

Endlich ist bei solchen Prägravationen der Verlust sehr erträglich. Jeder bekam für sein Zwangsdarlehn eine Stadtobligation. Diese ist garantirt zunächst von der Stadt Königsberg, und sodann in Subsidium von der ganzen Provinz. Diese Garantie ist in Verhältniß der geringen Summe offenbar sehr viel größer, als die Garantie aller adelichen Güther für die Sicherheit der sehr vielmehr betragenden Pfandbriefe. Jede Stadtobligation ist auf Inhabere gestellt und kann daher gleich den Pfandbriefen im Verkehr statt Geld umlaufen. Die Stadtobligationen tragen fünf Procent Zinsen, die Pfandbriefe nur vier. Die Pfandbriefe galten vor dem Kriege oft 3 — 4 Procent Aufgeld. Die offenbar weit bessern Stadtobligationen müssen gewiß auch Aufgeld tragen, sobald Ruhe und Frieden zurückgekehrt seyn wird. Wer zum Zwangsdarlehn contribuirt hat, verliert mithin nur in sofern, als er jetzt sein Geld höher als zu fünf Procent nutzen könnte, wozu allerdings viele Gelegenheit ist. — Von der sorgfältig organisirten Auflage, wodurch die Zahlung der Zinsen und die Amortisation

der Stadtobligationen gesichert wird, und die seit Anfang dieses Jahres im Gange ist, findet der Verfasser nicht für gut etwas zu sagen.

Wenn er endlich am Schlusse des Aufsatzes gar fragt: warum nur der einzigen Stadt Königsberg aufgebürdet sey, was erst der ganzen Provinz aufgelegt war? so wird er in der That unbegreiflich. Denn ein Mann, der über das Contributions = Wesen öffentlich mitsprechen und das Ausland darüber belehren will, sollte doch wissen, daß die übrigen Städte Preußens und das platte Land ebenfalls ein sehr bedeutendes Zwangsdarlehn für das erste Bedürfniß aufgetragen haben, und jetzt zur Tilgung und Verzinsung der Kriegsschulden eine Kriegssteuer nach Grundsätzen tragen, die auf dem General = Land = Tage gleich zu Anfange des Februars und von der Landesregierung genehmigt worden sind. —

Vorläufig genug über diese unvollständigen, einseitigen Bemerkungen. Der Zukunft noch ruhigerer Tage bleibe es vorbehalten, über die Organisation und Verfassung des Kriegs = Contributions = Wesens in Ost-Preußen eine umständlichere, zugleich aber auch wahrhafte historisch = kritische Darstellung, als einen so wichtigen staatswissenschaftlichen Gegenstand unserer Zeit zu liefern.

Dazu gehört nun wohl freilich etwas mehr, als blos aus zusammengeraften einzelnen öffentlichen Anschlagsblättern, ohne Sachkunde, flüchtige Resultate zu ziehen.

Wer Wahrheit sagen und veröffentlichen will, muß sich auch die Mühe geben, ihr nachzuforschen. Dieß ist eine unerläßliche Pflicht. Wer die Mühe scheuet, und die Pflicht unterläßt, wird nicht zum Heiligthum der Wahrheit hingeleitet, vielmehr auf Irr = und Abwege geführt, am Ende ganz ins Reich der Chimären gelockt. Auch selbst die Wahrheit wird nur nach und nach, wie jede andere Frucht, zur Reife gebracht, sie wird in einer Hülle von dunkeln, irrenden Ideen zur Welt gebohren, um so schwieriger wird aber auch die Arbeit, **Wahrheit** zu suchen — und dieß ist nicht eines jeden Sache.

Inhalt

Inhalt der sechszehn letzten Nummern des zweiten Bandes und der drei ersten Nummern des dritten Bandes des Intelligenzblattes zu den Neuen Feuerbränden.

No. 42. Ein Wort zur Vertheidigung des Generals von Strachwitz ꝛc. (Schluß.) — Uebersicht der merkwürdigsten politischen Ereignisse ꝛc. (Fortsetzung.)

No. 43. Erklärung des Generals v. Strachwitz an das Publikum. — Correspondenz-Nachrichten aus Königsberg. — Anekdote. — Uebersicht der merkwürdigsten politischen Ereignisse. ꝛc. (Fortsetzung.)

No. 44. Einige Erklärungen des Herrn Kriegs- und Domainen-Raths v. Cölln an Herrn v. Held. No. 1. Ein Wort über die Broschüre des Herrn v. Held gegen den Verfasser der Vertrauten Briefe. — Anekdote. — Uebersicht der merkwürdigsten politischen Ereignisse ꝛc. (Fortsetzung.) — (Nebst einer unentgeldlichen Beylage (No. 7.) zum 2ten Bande des Int. Bl., und einem Extra-Blatte, betitelt: An die Hungarn.)

No. 45. Einige Erkärungen des Herrn Kriegs- und Domainen-Rath v. Cölln an Herrn v. Held. No. 2. Ueber meine Bekanntschaft mit Friedrich Buchholz und Herrn v. Held, in Bezug auf die Vertrauten Briefe und Neuen Feuerbrände von Friedrich v. Cölln. No. 3. Ueber die mir von dem Herrn v. Held Schuld gegebene Undankbarkeit gegen den Minister Grafen Hoym in seinem Briefe an F. Buchholz von F. v. Cölln. (Schluß.)

No. 46. enthält die Erklärung des Umschlags und des Kupfers, so wie den Inhalt des zweiten Bandes der Intelligenzblätter.

Dritter Band.

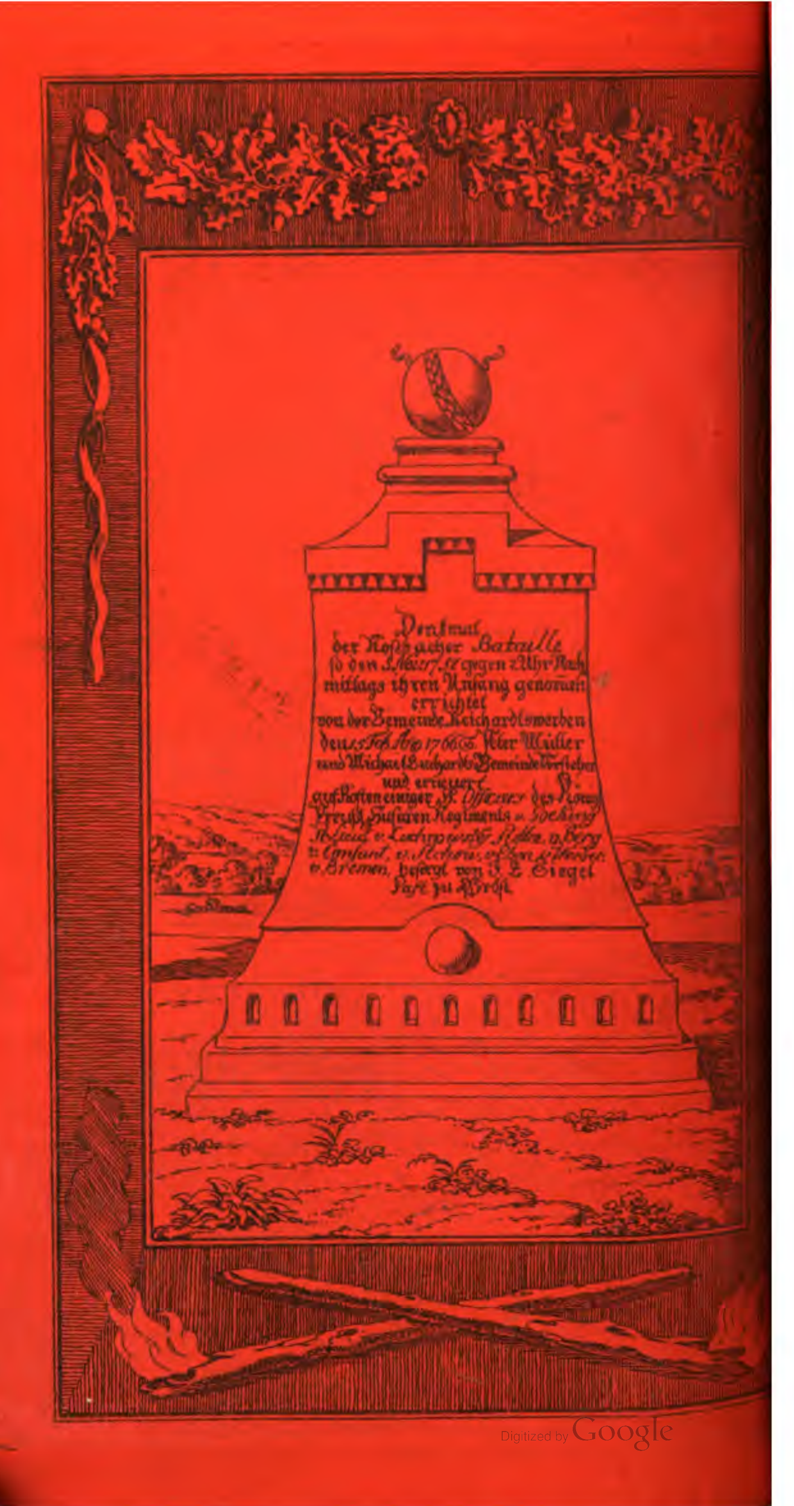
No 1. Ueber die in Schlesien errichteten und noch zu errichtenden ständischen Comitéen — Grundsätze der Politik. — Uebersicht der merkwürdigsten politischen Ereignisse ꝛc. (Fortsetzung.)

No. 2. Ueber die in Schlesien ꝛc. (Schluß.) — Correspondenz-Nachrichten aus Glogau. — Grundsätze der Politik (Fortsetzung.) — Uebersicht der merkwürdigsten politischen Ereignisse ꝛc. (Fortsetzung.)

No. 3. An die Redaction der Vertrauten Briefe über die innern Verhältnisse am preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II. — Grundsätze der Politik (Fortsetzung.) — Uebersicht der merkwürdigsten politischen Ereignisse ꝛc. (Fortsetzung.)

NB. Mit den letzten Nummern des zweiten Bandes werden die ersten Nummern des dritten Bandes ausgegeben. Der Pränumerationspreis bleibt für jeden Band, so lange er nicht geschlossen ist, 1 Thlr. Conventionsmünze. Nach Beendigung desselben tritt der erhöhete Pränumerationspreis, von 1 Thlr. 12 Gr. Conventionsmünze, ein, und später wird nur der Ladenpreis von 2 Thlr. 12 Gr. gelten.

Unent-


Denkmal
der Roßbacher Bataille
so den 5. Nov. 1757 gegen 2 Uhr Nach
mittags ihren Anfang genommen
errichtet
von der Gemeinde Reichardtswerben
und Michael Eckhardt Gemeinde Vorsteher



Neue
Feuerbrände
zum brennen und leuchten.

Herausgegeben

von

dem Verfasser der vertrauten Briefe ꝛc.

Ein

Journal in zwanglosen Heften.

Siebenzehntes Heft.

1808.
Mit K. K. Französischer Censur.

Inhalt.

*) NB. Diese Anrede an dak Publikum enthält eine genauere Angabe der Tendenz eines neuen wichtigen Journals in zwanglosen Heften: Für die protestantische Kirche und deren Geistlichkeit. Das 1ste Heft dieses Journals erscheint in wenigen Wochen, und verdient die Aufmerksamkeit des protestantischen Publikums ganz vorzüglich.

Erklärung des Umschlags.

Die Scenen auf dem Umschlage zu diesem Hefte sind aus dem zweyten Bande der Intelligenzblätter zu den Neuen Feuerbränden entlehnt.

Die Vorderseite stellt folgende Anekdote dar: In der Schlacht bei Jena focht ein sächsischer leichter Reiter tief in der französischen Reiterei. Mehrere Franzosen fielen unter seinen Streichen. Er selbst blutete an mehrern Wunden, als ihn ein starker Hieb über den rechten Arm wehrlos machte. Einige Erbitterte wollten ihn niederhauen; aber einer parirte ihre Hiebe, und rief ihnen zu: „Cameraden, wir sind Franzosen, und der brave Soldat schont den entwaffneten Feind!“ — Damit rettete er dem braven Sachsen das Leben; aber dieß nicht allein, er brachte ihn auch aus dem Gedränge und empfahl ihn einigen Bekannten, welche Gefangene nach Jena brachten, wo er durch chirurgische Hülfe gerettet wurde.

Die Rückseite: Ein Bauer unweit Züllichau erhielt vor einiger Zeit ein Schreiben von seinem Sohn aus Frankreich, welcher mit dem Regiment Zenge gefangen worden war. Er meldete dem Vater: daß ihn ein Landmann in der Champagne zur Feldarbeit gedungen, daß er sich mit der Tochter desselben eingelassen und sie mit Bewilligung des Vaters geheirathet habe, der ihm das Gut verschrieben hätte, da er alt und schwach sey, und seine drei Söhne, welche seit vielen Jahren in den Krieg gezogen, nicht wieder zu sehen erwartete.

In diesem Briefe stand der Name des französischen Bauers, seiner Söhne und das Dorf, wo der Gefangene geheirathet hatte. Da der Alte diese französischen Namen nicht lesen konnte; so bat er einen französischen Einquartirten darum. Dieser las und staunte, man kam durch Hülfe des Predigers des Orts zur gegenseitigen Erklärung, und es fand sich, daß der Einquartirte einer von den Söhnen des Bauers in der Champagne war. Der Franzose wurde gerührt, erzählte, daß seine beiden Brüder schon geblieben wären, und daß er wohl auch nicht viel Hoffnung habe, nach Frankreich zurückzukommen, sein Vater habe es daher recht gut gemacht, daß er dem Schwiegersohn das Gut habe verschreiben lassen.

Von diesem Augenblick an beträgt sich dieser Soldat als Sohn des Hauses, ißt und trinkt die Speisen, welche die übrigen im Hause essen, und hilft mit dreschen und alle Feldarbeiten verrichten, welche vorkommen.

Warum wurden die Preußen von den Pohlen angefeindet?

Beantwortet und verbürgt von einem Augenzeugen.

Die allgemeine Ursache, warum die Preußen von den Pohlen gehaßt wurden, war die nämliche, aus welcher jedes Volk seine Ueberwinder und Unterdrücker haßt, zumal wenn sie, wie hier der Fall war, eine andere Sprache reden und andere Sitten haben. Selbstständigkeit und Unabhängigkeit sind das Ziel, dem schon jeder einzelne Mensch nachstrebt, und durch sie sein Glück zu finden hoft; Selbstständigkeit und Unabhängigkeit sind der heißeste Wunsch aller Nationen, da sie, sehr wenige Fälle ausgenommen, unerläßliche Bedingungen des Wohlstandes und des Glückes der Nationen sind, und da jedes, nicht auf der untersten Stufe der Bildung stehendes, Millionen Mitglieder zählendes und Tausende von Quadratmeilen bewohnendes Volk, in fremder, ihm aufgedrungener, Herrschaft, einen noch größern Schimpf fühlen muß, wenn es sich bewußt ist, alle Fähigkeiten zu besitzen, um sich selbst regieren zu können. Unter den speciellen Ursachen, aus welchen die Preußen von den Pohlen angefeindet wurden, ist die erste: Die vormalige Abhängigkeit Preußens von Pohlen. Es war für die stolze pohlnische Nation ein unerträglicher Gedanke, daß Fürsten über sie herrschen sollten, die eben nicht vor so gar langer Zeit die pohlnischen Könige knieend bitten

mußten, ihnen das Herzogthum Preußen wieder zur Lehn zu geben. Die Pohlen erblickten also fortwährend in ihren preußischen Beherrschern nur die Nachkömmlinge ihrer Vasallen, und maßen also noch immer nach diesem Maaßstabe ihre Pflichten gegen sie. Die Idee, daß die in den deutschen Angelegenheiten mächtig gewordenen Könige von Preußen einst pohlnische Lehnsträger waren, schmeichelte der Eitelkeit der Pohlen so, daß sie das Andenken an dieß Verhältniß in prächtigen, noch jetzt im königlichen Schlosse zu Warschau in den Prunkzimmern aufgehangenen, Gemälden zu erhalten suchten.

Die zweite Ursache lag in der Meinung der Pohlen, daß Preußen bundbrüchig, treulos und verrätherisch gegen sie gehandelt habe, da es, statt Theil am Raube ihres Landes und ihrer Nationalexistenz zu nehmen, vielmehr beides hätte aufrecht zu erhalten suchen, und nöthigenfalls mit gewaffneter Hand vertheidigen sollen. Diese Meinung herrschte in den Köpfen der Vornehmsten so wie der Geringsten der Nation, und alle bezogen sich auf den Bund, welchen Friedrich Wilhelm II. mit der Republik Pohlen geschlossen hatte. Daß diese Meinung irrig war, begründete in den Wirkungen, die sie hervorbrachte, keinen Unterschied. Irrig aber kann man diese Meinung wohl mit dem größten Rechte nennen, da es in der Politik Preußens einen mächtigen Unterschied ausmachen mußte: ob Friedrich Wilhelm II. seine, in dem berühmten Bündnisse eingegangenen, Verpflichtungen gegen eine Republik zu erfüllen hatte, an deren Spitze ein Wahlkönig meist nur figurirte, oder (wie durch die pohlnische Constitution vom 3tem May 1791 bewirkt werden sollte) gegen ein großes Erbkönigreich. So sehr Preußen daran gelegen seyn mußte, eine nicht sehr mächtige Republik, die es durch seinen Einfluß nach Gefallen lenken konnte, zu erhalten, so

sehr hatte es Ursach einen Erbkönig zu fürchten, der die schlummernden Kräfte der pohlnischen Nation zur Einheit sammeln und sie über kurz oder über lang zur Eroberung der preußischen Provinzen benutzen konnte, die sich mit einer langen, von allen festen Pässen und Vestungen entblößten, Grenze nordwärts über Pohlen hinziehen, und die Ausgänge der Flüsse ins Meer und die Häfen enthalten, welche Pohlen zum unmittelbaren Handel mit England, und also zum vortheilhaftesten Absatz seiner Erzeugnisse so sehr gut gebrauchen kann.

Die dritte Ursache war die von Preußen zwar nie laut ausgesprochene, aber doch überall durchblickende Tendenz: die pohlnische Sprache und mit ihr die pohlnischen Sitten nach und nach auszurotten, und dagegen die deutsche Sprache einzuführen. Es ist eine zu bekannte Sache, wie sehr sich ein Volk an seinem Heiligsten und Unveräußerlichsten angegriffen fühlt, wenn man ihm eigenthümliche Sprache und Sitten rauben will, als daß wir uns hierüber auszulassen brauchen. Die wiederholten Befehle des Königs von Preußen, auch mit Anlegung von Schulen in kleinern Städten und auf den Dörfern zu eilen, auch in denselben die deutsche Sprache zur Hauptsprache zu machen, und so zu lehren, daß sie von den Schülern gesprochen werde, sind zwar nur zum allerkleinsten Theile erfüllt worden, allein sie enthüllten doch deutlich die vorhandene Absicht. In Warschau, Lowicz und einigen andern größern Städten ist es wirklich zur Errichtung von Lyceen, Gymnasien und andern Schulen mit besagter Tendenz gekommen, aber obgleich ganze Rieß Papier über die schleunige Anlegung der Schulen in kleinern Städten und auf den Dörfern verschrieben worden sind; so war es doch in keinem einzigen pohlnischen Dorfe, und nur in sehr wenigen Städten bis zur Ausführung gediehen.

So gab es z. B. zu Skierniewice, einer unweit Warschau liegenden Stadt mit 1500 Einwohnern, im Jahre 1806 noch keine Stadtschule, ungeachtet dieser Ort schon seit 1793, und also bis damals schon volle 13 Jahre, preußisch war. Fast alle von 1787 bis 1800 dort gebohrne Kinder sind folglich ohne allen Unterricht geblieben, und in der größten Unwissenheit wie das Vieh aufgewachsen.

Die Sprache in den öffentlichen Geschäften war, zufolge der preußischen Anordnungen, ebenfalls die deutsche. Alle Gesetze erschienen also in deutscher Sprache, und alle Verhandlungen vor Gericht und die Entscheidung in Prozeß-Sachen wurden deutsch abgefaßt. Die Pohlen fanden weder Beruhigung über die Verbannung ihrer Muttersprache, noch über das Mißtrauen gegen die Dollmetscher in derjenigen preußischen Einrichtung: nach welcher alle Gesetze und sonstige öffentliche Bekanntmachungen gleich neben dem deutschen Text eine pohlnische Uebersetzung enthalten, auch den Partheien dergleichen von allen Actenstücken und Urteln gegeben werden mußten.

Wer also ein Staatsamt, vom größten bis zum kleinsten, bekleiden wollte, mußte deutsch lernen. Dieser Umstand und der: daß bei der preußischen Armee in Pohlen deutsch commandirt wurde, und unter den Officieren nur wenige gebohrne Pohlen waren, mußte nothwendig zur Folge haben, daß auch die Söhne des höhern und des Mittelstandes deutsch lernen, und solchergestalt deutsche Sitten und Gebräuche sich immer mehr und mehr ausbreiten mußten. Dieser von der preußischen Regierung sich vorgesteckte Zweck ist zwar von vielen getadelt worden, aber mit großem Unrechte; denn sollte einer deutschen Regentenfamilie, deren Staat zu zwei Drittheilen aus Deutschen bestehet, nicht daran gelegen seyn, in ihrem ganzen Lande deutsch sprechen zu hören und deutsche Sitten und

Gebräuche zu sehen? — Das Band, welches Regierer und Unterthanen umschlingen soll, wird gewiß fester, wenn sie beide die nämliche Sprache reden; und selbst unter den Unterthanen der verschiedenen Provinzen muß die Pflicht, sich gegenseitig zu unterstützen, auch das Möglichste und Theuerste zur Erhaltung der ganzen Staatsmaschine beyzutragen und herzugeben, reger gefühlt werden, wenn ihnen nicht gleich die Verschiedenheit der Sprache beweiset, daß sie sich einst fremd waren. Kurz! ein Staat scheint nie das moralische und politische Ganze seyn zu können, welches er doch seiner Bestimmung nach seyn soll, wenn nicht Sprache und Sitten seiner Einwohner übereinstimmen. Viele meynen; „daß es doch aber wenigstens zu zeitig mit gedachter Einführung der deutschen Sprache, und überhaupt mit dem deutschen Zuschnitte der pohlnischen Provinzen gewesen sey." Wenn sie einmal geschehen sollte und mußte; so war es wohl offenbar am besten, diese Einführung gleich Anfangs bey der Erwerbung der Provinzen vorzunehmen, wo sie einmal schon eine so gewaltige Erschütterung erlitten, daß der Anfang einer allmähligen Entfernung der Muttersprache weniger empfindlich auffallen mußte, als zu jeder andern spätern Zeit.

Die vierte Ursache lag in der Einziehung der geistlichen Güther und Starosteyen. Friedrich Wilhelm II. versprach den Pohlen bey der Besitznahme ihres Landes auf das Feyerlichste, daß es mit den geistlichen Güthern und Starosteyen beim Alten verbleiben sollte, und kaum war ein Jahr vergangen; so wurde dieß heilige Versprechen auf eine nicht zu entschuldigende Weise gebrochen. Es war hierzu kein neu entstandener politischer oder finanzieller Grund vorhanden; sondern niedrige Habsucht und höfische Bestechlichkeit einiger auf den schwachen König Einfluß habenden allein verführten ihn zu diesem ar-

gen Fehlgriffe. Den Starosten, die aus den ersten Familien Pohlens waren, und den Geistlichen, denen es so leicht ist, ihre Gesinnungen dem gemeinen Volke einzuflößen, wurden die Güther genommen, ihnen dafür eine meist unverhältnißmäßig kleine Pension oder sogenannte Competenz angewiesen, und ein großer, viele Million Thaler werther, Theil dieser schönen Besitzungen hochverdienten preußischen Staatsmännern, z. B. Lieutenants, Postmeistern, Güterhändlern und dergl. gegeben, wie aus dem allbekannten schwarzen Register darüber das Nähere bekannt ist.

Aus dem Reste der nicht verschleuderten eingezogenen Güther wurden Königl. Domainen-Aemter errichtet, die an Generalpächter überlassen wurden, woraus die fünfte Ursache des Hasses entstand; vorher hatten die Starosten und die geistlichen Herren ihre Besitzungen größtentheils in kleine Vorwerke getheilt, und diese einzeln verpachtet. Hierdurch hatte der sehr zahlreiche kleinere und unbemittelte Adel Gelegenheit gefunden, mit einem geringen Fond eine Pachtung zu übernehmen und auf diese Art sich und seine Familie zu ernähren. Ein sehr großer Theil dieser unglücklichen adelichen Familien, die in der, wenige Jahre zuvor gewesenen, Staats-Revolution schon aufs Härteste mitgenommen waren, verloren durch die preußischen Generalpachtungen nun vollends den letzten Bissen Brod, und viele von ihnen wurden mit Weibern und Kindern in die gräßlichste Verzweiflung gestürzt.

Das Gesetz erlaubte den Generalpächtern vier Vorwerke selbst bewirthschaften zu können, wegen der übrigen schrieb es aber vor, daß sie in Unterpacht (Sublocation) gegeben werden sollten. Wenn also ein Generalpächter auch strenge die Gesetze beobachtete; so wurden doch allein durch ihn vier pohlnische Familien um ihre kleinen Pachtungen und dadurch um ih-

ren Erwerb gebracht. Die mehresten Generalpächter blieben aber nicht bei der Beobachtung des Gesetzes stehen, sondern da sie sich mit ihrer vorgesetzten Behörde, den Kriegs- und Domainen-Cammern, und insbesondere mit den Departements-Räthen, welche über die Domainen-Aemter die specielle Aufsicht führten, zu verständigen wußten; so behielten sie wohl 6 bis 7 Vorwerke zur eigenen Bewirthschaftung, und vergrößerten also noch dadurch den peinigenden Mangel an einem Unterkommen für die Eingebohrnen.

Die Generalpächter, größtentheils Deutsche, zogen bei den Unterverpachtungen ihre Landsleute wieder den Pohlen vor, und so gingen für letztere beinahe alle kleine Pachtungen verloren, welche sonst mehrere 100 Familien hinlänglich ernährt hatten.

So groß schon an und für sich der Groll war, den alle Pohlen über diese, ihre Landsleute unglücklich machenden, preußischen Einrichtungen empfanden; so wurde er doch dadurch noch sehr vermehrt, daß viele von den deutschen General- und Unterpächtern die bei ihnen frohnenden pohlnischen Bauern mit einer Härte behandelten, wie sie wohl in der rauhern pohlnischen Zeit nicht größer gefunden worden war. Hatte ein armer Bauer mit Schlingen auf dem Schnee ein paar Krammetsvögel gefangen, oder wurde nur bei ihm eine Flinte gefunden; so wurde er dafür halb todt geschlagen. Brachen die schwach gebauten Bauerwagen unter der Last der Bauholzfuhren für den Pächter zehnmal zusammen, und verursachte dieß auch einen Schaden von mehrern Thalern; so gab der Pächter doch nicht seinen eigenen, stärkern Holzwagen, wie dieß sonst die pohlnischen Pächter gethan hatten. Konnten die entkräfteten Pferde oder Ochsen der dürftigen Hofediener die überladenen herrschaftlichen Fuhren nicht weiter schleppen; so ließ der deutsche Pachter doch so lange auf das arme Vieh losschlagen, bis es

vor seinen Augen stürzte und crepirte. Hatte der Frohnbauer Stundenlang mit gekrümmten Rücken für seinen gestrengen Pachter Getraide mit der Sichel geschnitten, und erdreistete er sich nur einmal, ehe das Ackerbeet zu Ende war, sich aufzurichten, und seinen schmerzenden Rücken wieder grade zu machen; so fielen des deutschen Pachters deutsche Helfershelfer mit Kantschuen und Peitschen über den Unglücklichen her, und zerfleischten ihn auf das Unmenschlichste. Diese Züge aus einem Gemälde, welches ins Unendliche ausgemalt werden könnte, sind nicht etwa das Werk der Phantasie, sondern buchstäblich wahre Thatsachen.

Die preußische Regierung hatte allerdings manche Gründe für die Errichtung der Generalpachtungen; Schade war es aber, daß sie ihren übeln Folgen nicht vorzubauen wußte. Jene Gründe waren:

1) weil von den kleinen Pächtern öfters das Pachtgeld nicht zur Verfallzeit zu erhalten ist;
2) weil ihm schon bei geringern Unglücksfällen, die der Generalpachter zu tragen hat, Erlaß bewilliget werden muß;
3) weil man durch die Generalverpachtungen den wahren Ertrag der Domainen sicherer zu erfahren, desgleichen
4) durch die deutschen Pächter, sowohl auf ihren Pachtungen als auch durch ihr zu gebendes gutes Beispiel, in der ganzen Provinz, den Ackerbau und die Viehzucht in größern Flor zu bringen hofte.

Die sechste Ursach ist in den preußischen Einrichtungen des Vorspannstellens, der Fouragelieferungen und des Canton- oder Recruten-Wesens zu finden. Diese Einrichtungen stachen sehr grell gegen die in diesen Fächern üblich gewesenen pohlnischen ab. Die pohlnische Regierung verlangte lediglich zu Kriegsfuhren Vorspann, die preußische aber auch zu Friedenszeiten, für eine un-

zählige Menge immer unterwegs liegender Officianten und Commissarien. In Dörfern, die an den Heerstraßen oder in der Nähe großer Städte lagen, war es keine Seltenheit, daß ein Bauer das einzige Pferdchen, welches er besaß, in einer Woche Zweimal hergeben, und dabey wenigstens Einmal selbst mitfahren mußte. Welche Versäumniß entstand hierdurch in der Wirthschaft! Vom übrigen Schaden wollen wir nicht sprechen, da, die Kriegsfuhren ausgenommen, für jedes Pferd und jede Meile drey Groschen vergütet wurden. Die Fouragelieferungen für die Armee waren zu pohlnischen Zeiten nur sehr unbedeutend, denn von jedem Schornsteine brauchten jährlich nicht mehr als ungefähr eine halbe Dresdner Metze Hafer, und nach Verhältniß nur eben so wenig Heu und Stroh geliefert zu werden. Für die Preußen mußte fünfmal so viel und alles zu einem Preise geliefert werden, welcher kaum der Hälfte des Marktpreises nach gesegneten Erndten gleich kam. Es wurde nämlich bezahlt;

für 1 Berliner Scheffel Hafer		8 Gr.	6	Pf.
— 1 Centner Heu		6 —	4½	—
— 1 Schock Stroh	1 Thlr.	18 —	6	—

Da die preußische Cavallerie in Süd- und Neu-Ostpreußen fast durchgängig nur Escadronweise, folglich sehr weit aus einander, in Garnison lag; so mußten die Pohlen auch zu Friedenszeiten oft 10 bis 12 Meilen mit der Fourage bis zum Orte der Ablieferung fahren. Bey der Ablieferung hatten sie häufige Chicanen über die Beschaffenheit der Fourage zu erfahren, auch wurden sie auf alle ersinnliche Art beym Wiegen des Heu's und Stroh's und beim Abmessen des Hafers betrogen. Die Escadronchefs hatten nämlich die Verwaltung der Cavallerie-Magazine, und also war aller, durch Industrie hervorzubringender, Ueberschuß ein Gewinn für sie. Zwar war bei jedem

Cavallerie = Magazin ein sogenannter Magazinier vom Civilstande angestellt, allein theils erschienen diese Menschen bei der Abnahme der Fourage aus Faulheit gar nicht, theils mußten sie sich gegen die sichtbarsten Bevortheilungen blind stellen, weil sie entweder einen kleinen Theil davon abbekamen, oder ihrer sonstigen Dienstverrichtungen halber, z. B. als Polizeybürgermeister, es mit dem Escadronchef und Commandanten der Stadt nicht verderben durften. Gab es auch einen Escadronchef, der die benannten Chicanen haßte, und sie bei seinem Magazin nicht duldete; so war doch vielleicht kein einziger so gewissenhaft, daß er nicht, statt 2 Berliner Scheffel, vom Bauer einen Warschauer Korzec, welcher ohngefähr 1 Scheffel 1½ Metze Dresdner Maas, und folglich 3 Metzen über 2 Berliner Scheffel hält, abliefern ließ. Diese Art zu messen war so sehr zur Gewohnheit geworden, daß das Unerlaubte dabey gar nicht mehr auffiel. Die Bedrückungen, welche bey den Magazinen in den kleinen Garnisonen vorfielen, waren in den großen Städten, wo die Magazine von lauter Civilpersonen verwaltet wurden, in noch höherm Grade anzutreffen. Weil hier manchmal mehrere hundert Fouragewagen an einem Tage ankamen; so mußten die Abliefernden oft Geld über Geld bieten und zahlen, um nur abgefertigt zu werden, und nicht 2 bis 3 Tage mit Pferden und Leuten an einem theuern Orte liegen bleiben zu müssen.

Was endlich das Cantonwesen anbetrift; so wurde von den Pohlen zur Friedenszeit von Einhundert Schornsteinen jährlich nur ein Recrut ausgehoben, die Preußen aber nahmen aus dem Bürger= und vorzüglich aus dem Bauerstande so viele Leute zu den Soldaten, als nur irgend entbehrlich waren, vielleicht also auf 100 Schornsteine 10 Mann. Denn war der Familienvater noch rührig und hatte er keine große

Wirthschaft; so wurden ihm 3 und mehrere Söhne zu gleicher Zeit weggenommen.

So sehr sich, bei der Größe der preußischen Armee, ein solches Verfahren von preußischer Seite vertheidigen ließ, so sehr fiel es den ungewohnten Pohlen als Tyranney der Regierung auf, und dieß um so mehr, da sie in der preußischen Armee nie ein Mittel zur Vertheidigung des Landes, sondern nur immer zur Unterdrückung ihrer pohlnischen Mitbrüder sehen wollten.

Die siebente Ursach lag in der Ausübung der Justiz. Wohin man sah und hörte, erschallte die bitterste Klage der Pohlen über die preußische Gerechtigkeitspflege. Die mehresten von ihnen wußten zwar sehr gut, (was auch ganz Europa weiß) daß der König von Preußen ein gerechtigkeitsliebender Fürst ist, auch daß die preußischen Gesetze eben so weise und den Processen vorbeugende, oder sie doch zur schnellen Entscheidung bringende, als auch in keinem einzigen andern Lande an Güte und Zweckmäßigkeit übertroffene, Anordnungen sind. „Allein," sagten die Pohlen mit dem vollsten Rechte, „was helfen uns gute Gesetze und Vorschriften, wenn nicht darnach verfahren wird?"

Processe, die zu pohlnischen Zeiten in 14 Tagen entschieden waren, und es nach der preußischen Gerichtsordnung spätestens in einem Jahre seyn sollten, dauerten gewöhnlich 3, wohl auch 5 bis 6 Jahre, und erforderten zur Abwartung der Termine so viele Zeit, und zur Befriedigung habsüchtiger Mandatarien so viel Geld, daß sie zur verheerenden Geißel des Landes wurden. Vorzüglich waren es Erbschafts- und andere Sachen, bei welchen es etwas zu inventiren, zu taxiren oder in das Depositum einzuliefern gab, in denen höhere und niedere Justiz-Behörden sich nicht nur weidlich die Hände wuschen, sondern sich auch ganz offenbar wider die geschriebenen Gesetze laufende Entscheidungen und die plumpsten Betrügereien erlaubten.

Damit diese harten Beschuldigungen nicht aus der Luft gegriffen zu seyn scheinen; so stehe von vielen Beispielen hier eins zum Beweise, worüber ein Freund vom Verfasser dieses Aufsatzes die Originalaktenstücke in Händen hat, und sie auf Erfordern vorzuzeigen sogleich bereit ist: „Der Kreis-Justiz-Rath Wachhausen *), zu Gora bei Warschau, hatte daselbst die Seefischische Erbschaftssache zu reguliren, bei welcher der Justitzcommissarius Lutterkorth aus Warschau Mandatarius der Collateralerben war. Wachhausen glaubte; daß von allen Erben niemand in Person bei der Auction der Mobilien gegenwärtig seyn würde, auch sonst keiner, der ein näheres Interesse bei der Sache hätte, als die Justitzcommissarien. In dieser Voraussetzung ließ Wachhausen von denen, zwar geschwornen, aber jedem seiner Blicke sehr gehorsamen, Taxatoren solche Sachen, die (wie der Erfolg erwies) er an sich zu nehmen Lust hatte, spottwohlfeil taxiren, z. B. eine noch ganz neue Warschauer Halbchaise, die 2 Monate vorher mit 250 Thlr. bezahlt worden war, 40 Thlr. Die Wittwe, welche bei dieser auffallenden Taxation gegenwärtig war, machte dem Wachhausen Vorstellungen darüber, er nahm sie sehr übel auf, und rächte sich durch die ersinnlichsten Chikanen dafür. So ist es, um eine anzuführen, in allen preußischen und pohlnischen Provinzen Sitte, daß alle Sachen, welche die Wittwe am Tage der Taxation auf ihrem Körper trägt, aus der Taxe weg-

*) Unsere Journale sollen ohne persönliche Rücksichten der Wahrheit gemäß das dem Publikum vorlegen, was die Einsender verbürgen. Findet sich daher Jemand durch diesen Aufsatz gravirt; so sind wir bereit, ihm den Namen des Verfassers, welcher uns als rechtlicher Mann bekannt ist, zu nennen. Zur Ehre der preußischen Nation glauben wir aber von diesen hier angeführten Beispielen, wenn sie auch ganz wahr sind, nicht auf das Ganze schließen zu dürfen.

Note d. Red.

bleiben, wenn sie auch sonst dahin gehörten. Gedachte Wittwe hatte an den Taxationstagen nicht das mindeste von Juwelen oder anderm Schmucke an sich, sondern war so einfach angezogen, wie sie es vorher an allen Wochentagen zu seyn pflegte. Demohnerachtet ließ Wachhausen nicht nur das Kleid taxiren, welches sie auf dem Leibe hatte, sondern sie müßte sogar den Unterrock zeigen und die Beschaffenheit ihres Hemdes angeben!!! Nun hätte doch Wachhausen, wenn er eben so klug als frech gewesen wäre, vor dieser Wittwe auf seiner Hut seyn sollen! Keineswegs! Ein deutlicher Beweis, daß er in solchem Fache ein alter Praktikus seyn müsse. Man höre: Unter den taxirten und nun zu verauctionirenden Sachen befand sich ein goldenes Medaillon und ein silberner Präsentirteller. Die Mandatarien der Wittwe und der Collateralerben kamen im Auctionstermine überein, diese 2 Stücke nicht zu verkaufen, sondern sie für die Erben in Natura aufzubewahren. Wachhausen, dem diese Uebereinkunft auf der Stelle bekannt gemacht wurde, und dessen Schuldigkeit es war, sie sogleich am Schlusse des Auctionsprotocolles niederschreiben zu lassen, wußte den Abschluß dieses Protocolls dadurch bis auf den andern Tag zu verschieben, daß er eine zweite, fremde Auction vornahm. Da des andern Tages Wachhausen den Mandatarien, seinem Versprechen zuwider, jenes Protocoll nicht zur Vollziehung in ihre Wohnung schickte; so reiseten sie alle, dem Wachhausen einen so plumpen Betrug nicht zutrauend, von Gora ab und nach Hause. Etliche Wochen darauf verglich sich die Wittwe mit den übrigen Erben dergestalt, daß ihr auch gedachtes Medaillon und der silberne Präsentirteller als Eigenthum zufiel. Sie forderte also beides von Wachhausen in Natura zurück. Mit der dreistesten Miene betheuerte er nun: daß beides in der gehaltenen Auction mit ver-

kauft worden sey. Vergebens rief der Mandatarius der Wittwe ihm die abgeschlossene und ihm zum Protocoll erklärte Ausnahme jener Stücke von der Auction ins Gedächtniß zurück. Wachhausen blieb bei seiner Behauptung und berief sich auf die an die Regierung zu Warschau eingesendeten Auctions-Acten. Die Wittwe und ihr Mandatarius hatten nichts eiligeres, als nach Warschau zu reisen und sich die Acten vorlegen zu lassen. Kaum trauten sie ihren Augen, als sie darin lasen:

1) Das goldne Medaillon und der silberne Präsentirteller waren im Auctionsprotocoll so angesetzt, als wenn sie als die beiden letzten Stücke verkauft worden wären.

2) Der dafür ausgeworfene Verkaufspreis betrug nicht ein Drittel ihres wahren Werthes, und

3) war das Protocoll nicht nur förmlich abgeschlossen, sondern die Unterschrift des Mandatarii der Wittwe war auch von einer fremden Hand ziemlich glücklich darunter nachgemacht.

Sogleich schrieb die Wittwe dem Wachhausen, was sie gefunden, hielt ihm seine offenbare Beraubung des Nachlasses ernstlich vor, und drohte: ihn augenblicklich zu denunciren, wenn er nicht mit dem ersten Posttage die untergeschlagenen Sachen zurück schickte. Statt daß Wachhausen, wenn er sich unschuldig gewußt, die Wittwe hätte gerichtlich belangen und dadurch seinen aufs Empfindlichste angegriffenen guten Namen vor dem Publiko rechtfertigen sollen, antwortete er ihr privatim und suchte sich zu entschuldigen. Nun zeigte die Wittwe die ganze Sache der Regierung zu Warschau, deren Präsident damals von Meyer hieß, an. Nach vielem Erinnern kam endlich die Resolution: „Daß nach dem, vom Wachhausen darüber erforderten und eingangenen Bericht, freilich ihm und dem Actuario einige Irregularitäten in Be-

obachtung der Förmlichkeiten zur Last fielen, weshalb sie auch bereits zurecht gewiesen worden. Die Regierung erwarte also von der Wittwe, daß sie sich, nach reiflicher Erwägung der Umstände, hierdurch zufrieden stellen lassen werde.“ — Hat man wohl je eine solche Entscheidung von einer Regierung gehört, bei welcher eine unter ihr stehende Gerichtsperson denuncirt ist, einen Nachlaß bestohlen zu haben?!

Die Wittwe beschwerte sich nun über diese Resolution der Warschauer Regierung beim Justizministerio zu Berlin, und bewirkte dadurch: daß ihr das noch in Natura vorhandene goldene Medaillon herausgegeben, und daß die Regierung zu Warschau, gegen den von ihr so begünstigten Wachhausen, die fiscalische Untersuchung verhängen mußte. Im Verfolg derselben wurden die Acten, mit der vom Wachhausen fälschlich nachgemachten Unterschrift des Mandatarii der Wittwe, unter dem oben erwähnten Auctionsprotocoll, an das Forum dieses Mandatarii, zu seiner Erklärung darüber, eingesendet. Es wurde ein Termin hierzu angesetzt, die protocollirende Gerichtsperson schrieb in demselben den Eingang zur vorhabenden Verhandlung nieder, schlug dann, in den aus dem Archive der Regierung zu Warschau eingangenen Originalacten das Auctionsprotocoll nach, aber — die falsche Unterschrift war verschwunden. — Daß sich alle Anwesende verwundert ansahen und gewaltig die Köpfe schüttelten, versteht sich von selbst. Bei näherer Untersuchung der Sache fand sich, daß die nachgemachte Unterschrift ausradirt war. Und dieß mußte im Archive zu Warschau selbst geschehen seyn, da jene Acten seitdem nicht wieder nach Gora geschickt worden waren.“

So unerhört dergleichen Vorfälle in andern Ländern seyn mögen, so sehr war man im preußischen Pohlen daran gewöhnt, denn es war gar nichts selte-

nes, daß fiscalische Untersuchungen über Unterschleife und Betrügereien der Königl. Officianten Jahre lang gedauert hatten, und daß dann die Acten darüber, wenn sie zum Spruch vorgelegt werden sollten, — gestohlen waren, „dann wurde aber doch gewiß der Actenaufseher in den finstersten Kerker geworfen und Himmel und Hölle aufgeboten, um die gestohlnen Acten entweder wieder zu erhalten, oder ihren Inhalt auf irgend eine sichere Art auszumitteln, oder die Untersuchung auf Kosten des Actenaufsehers von vorne angefangen?“ Sachte, sachte, lieber rechtlicher Jurist! So hart verfuhr man im preußischen Pohlen nicht gegen Chevaliers d'industrie! — Die ganzen Folgen gestohlner Untersuchungsacten waren: der Registrator (Archivarius) bekam einen schriftlichen Verweis über seine Nachlässigkeit, Denunciat galt für die liebe Unschuld selbst, das ganze Regierungscollegium lächelte bei der Betrachtung: wie weit doch die Menschen hinaus dächten, und der Rath, der die Sentenz abzufassen gehabt hätte, strich sich den Bauch, und sagte ihm: freue dich doch über die Geniestreiche der Adamskinder, denn nun kannst du eine ganze Woche lang täglich drey Stunden länger im Bette liegen! Beiläufig müssen wir hier noch eine Anekdote erzählen, die den in Pohlen beobachteten preußischen Prozeßgang ins hellste Licht setzt. Einer der achtungswerthesten Justitzcommissarien zu Warschau, Herr v. W i n t e r f e l d t, hatte es sich zur unverbrüchlichsten Regel gemacht, jeden sich bei ihm meldenden Klienten zu fragen: „sind Sie Kläger oder Beklagter?“ und dem Kläger jedesmal zu antworten: ich bedaure, daß ich Ihre Sache nicht übernehmen kann; herzlich gern würde ich es thun, und die Angelegenheit zu ihrer Zufriedenheit betreiben, wenn sie Beklagter wären!“

Die achte Ursach, aus welcher die Preußen von den Pohlen angefeindet wurden, ist unstreitig in dem

Be-

Betragen der preußischen Officianten zu finden, welches sie sowohl gegen die Pohlen, als auch in ihrem übrigen Geschäftskreise, desgleichen im Privatleben beobachteten.

Viele von den preußischen in Pohlen angestellt gewesenen Beamten waren von ihren vorigen, in den alten preußischen Provinzen bekleideten, Stellen entweder wirklich schon abgesetzt worden, oder hatten es doch alle Tage zu fürchten gehabt. Sie gingen nach Pohlen und dadurch wuchs über Alles Gras. Noch weit mehrere dieser Officianten hatten in ihren sonstigen Aemtern kaum das liebe Leben, im preußischen Pohlen aber quoll ihnen das Geld Stromweise zu. Man hätte glauben sollen, daß diese, aus einem unsichern und unfruchtbaren Boden Verpflanzten, in der neuen Heimath recht vorsichtig, demüthig und sparsam leben würden. — Weit gefehlt, für die meisten waren solche Tugendpfade zu steil! Fast täglich hörte man: wie hier ein Kassirer mit den anvertrauten Geldern davon gelaufen, dort ein Intendant die Hälfte der Entschädigung für Viehsterben unterschlagen, hier ein Regierungsrath den Termin, zu welchem die Partheien 12 Meilen weit hergereiset waren, bis zum Mittag verschlafen, und dort ein Postmeister Geldbeutel aus der Poststube hatte verschwinden lassen. Ein Inquisitor publicus (Criminal-Untersuchungsführer) machte sich öfters einen Zeitvertreib, der so einzig ist, daß er besonders erzählt zu werden verdient: Wenn er sich eine Bewegung machen wollte; so ließ er in den geräumigen und auf allen Seiten verschlossenen Hof seiner Wohnung eine Parthie von 10 bis 20 Inquisiten bringen. Diesen befahl er im Hofe herum zu rennen, und sich von ihm verfolgen zu lassen. Hierzu war er mit einer Rennschlittenpeitsche versehen, mit der er jeden Gefangenen, den er erreichen konnte, hieb, er mochte nun auf den Kopf oder auf die Beine tref-

sen. Stundenlang währte nun diese neue Art von Hetze, bei der sich der Justiz-Mann immer halb todt lachte, so oft er einem Inquisiten einen rechten Kernhieb, wie er es nannte, beigebracht hatte *). — Nicht nur bei Kreis-Justizräthen und Unterrichtern, sondern sogar bei Justizcommissarien (Advocaten) mußten pohlnische Excellenzen im Vorzimmer und in den kalten Gängen vor den Expeditions-Stuben 3 und mehr Stunden warten, und wurden sie endlich vorgelassen; so fertigten gedachte Herren sie entweder gleich an der Thüre ab, oder ließen sie noch, ohne ihnen einen Stuhl anzubieten, etliche Stunden an den Thüren stehen oder schickten sie gar unverrichteter Sachen nach Hause. Wagte es ein Pohle, diesen übermüthigen Herren auch nur das bescheidenste Wort entgegenzusetzen; so wurde er mit den härtesten Ausdrücken angelassen. Was die von den preußischen Officianten in Pohlen geführte Hauswirthschaft anbetrifft; so hätte man, nach dem Augenschein zu urtheilen, gar nicht meynen sollen, daß sie vorher meistentheils in den so frugalen preußischen Provinzen gelebt hätten, man hätte schwören sollen, sie wären alle aus Wien dahin versetzt worden, so sehr wußten sie was gut schmeckt, und so arg trieben sie es mit der Abgötterei ihres Bauchs **). Einländisches Doppelbier war diesen Emporkömmlingen ein viel zu gemeiner Trank, es mußte englisches Bier, Porterbier,

*) Sollte man auch hier nicht dem Verfasser eine unverantwortliche leichtsinnige fabelhafte Plaisanterie Schuld geben? Wäre dieß; so treffe ihn der Unwille des ganzen Publikums, weil er dann nur die Absicht hatte, Männer lächerlich zu machen, von welchen Wohl und Wehe ihrer Mitbürger abhing. Ist seine Erzählung wahr, warum nennt er denn nicht, wie er Mehrere genannt hat, auch diesen Menschen, damit ihn die allgemeine Verachtung treffe?

Note d. Red.

**) Fehlt an andern Orten auch nicht.

Note d. Red.

Punsch und Ungarwein seyn. Vom letztern kostete jede Flasche, wenn sie auch noch so schlecht war, sechszehn Groschen, ein Preis, für dessen Hälfte man auch überall im preußischen Pohlen eine Flasche recht leidlichen Franzwein haben konnte. So lebten die preußischen Officianten vom pohlnischen Gelde, wenn sie in ihren vier Pfählen allein waren. Lud aber z. B. ein Protocollführer von einer Kreis=Justitzcommission, d. h. ein Mensch, der das ihm dictirte blos mechanisch nachzuschreiben hat und dafür monatlich 10 Thlr. — sage Zehn Reichsthaler, Besoldung ziehet, zwanzig und mehr Gäste zu sich ein; so wurden wenigstens acht Gerichte gegeben und der Champagner floß wie Wasser. In den großen Städten, vorzüglich in Warschau, begnügten sich die jungen Officianten, nicht des Abends auf Einen Ball zu gehen, nein! es gehörte zum Welt- und Modeton, an Einem Abende 5 bis 6 Bälle zu besuchen, auf allen das Eintrittsgeld zu erlegen und etliche Thaler in Getränken zu verzehren, so daß ein solcher, gar oft wiederkehrender bachanalischer Abend einem Cammersecretair, Kalkulator und dergleichen, die etwa 400 Thaler Gehalt und sonst keine Nebeneinnahme hatten, 10 und mehr Thaler kostete.

So wie es in Warschau auf den unzähligen Bällen und bei andern Lustbarkeiten getrieben wurde, so ging es in den kleinen Provinzialstädten auf den Redouten zur Carnevalszeit her. Die Provinz suchte mit der Hauptstadt zu wetteifern! Wie gewonnen so zerronnen, hieß es bei den meisten, denn Leute, die mit 2000 Thlr. einen recht anständigen Haushalt führen konnten, hatten ihren Ausgabeetat auf 6000 Thlr. gemacht, und so jeder andere nach Verhältniß! Menschen, die sich sonst gratulirt hatten auf der ordinairen Post eine Reise machen zu können, hielten sich jetzt Equipage trotz den reichsten Rittergutsbesitzern. Und

wer waren denn diese sich jetzt so brüstende Herren vorher gewesen? — Betrachten wir einmal einige davon! — Der erste ist ein Domainenintendant (Königl. Oeconomie-Inspector), der sich dadurch zu seinem jetzigen Posten qualificirte, daß er im alten Lande in zwei Pachtungen Banqueroute machte, und sich darauf mit seiner Familie Jahrelang so lange mit Kartoffeln nährte, bis Südpreußen occupirt wurde. Der zweite ist ein Polizey-Bürgermeister. Sonst war er Bedienter, hinterher Schreiber der Feldbäckerei, und daher schreibt sich jetzt noch seine so intime Freundschaft mit den Bäckern und Fleischern seiner Stadt. Der dritte ist ein Salz-Inspector. Faulheit und Unordnung wegen konnte er als Kaufmannsdiener keine neue Condition finden, er rief also in seiner Herzensangst, als der letzte Thaler angerissen wurde, den preußischen Mercurius um Hülfe an, und der gab ihm einen Posten beim Salzwesen. Ein Kaufmann muß ja dem andern helfen!

Nach dem Tilsiter Frieden wurde mehrmals auf dem Warschauer Nationaltheater ein Possenspiel mit dem lautesten Beifall gegeben, betitelt: „Die preußischen Officianten in Pohlen. Im ersten Akte sahe man sie auf Bauerwagen mit einem Pferde und einer Kuh bespannt nach Pohlen fahren; Herr und Madame gingen in groben Zeugen wie Spießbürgerleute, und wenn sie sich erquicken wollten, ließen sie sich eine Kanne (Quart) dünnes Bier geben, wozu sie eine Brodrinde aus der Tasche nahmen und sie kauten. Der zweite Akt stellte sie dar, wie sie nach zehnjährigem Aufenthalte in Pohlen aussahen. Da waren sie in den kostbarsten Stoffen modisch gekleidet, fuhren in eigenen prächtigen Equipagen, aßen Austern und indianische Vogelnester, tranken Ungar- und Kap-Wein, und hudelten und betrogen die Pohlen nach

Noten *). Im dritten Akte wurden sie von ihren Despotenthronen heruntergerissen, ihrer unrechtmäßigen Beute entladen und mit Schimpf und Schande, unter dem Hohngelächter des pohlnischen Volks, zum Lande hinaus gejagt!

Discite, exemplo moniti!

Die neunte Ursache ist in der Begünstigung der Juden und der ausländischen deutschen Colonisten zu suchen, worin alle Classen der Landeseingebohrnen eine Hintansetzung und Verachtung ihrer Nation erblickten. Ganz besonders schrieen die pohlnischen Krämer und Kaufleute in den kleinen Städten über die von der preußischen Regierung so berücksichtigten Juden, denn sie litten dadurch, daß die Juden sich in größerer Anzahl etabliren und auch in den, ihnen vorher verschlossenen, Städten wohnen durften, an ihrem sonstigen ganz enormen Profite im Detailhandel ungemein. Vorher schämte sich ein pohlnischer Krämer nicht, für 1 Pfund Käse, was in Warschau 3 Gr. kostete, 12 Gr., und für 1 Pfund Kümmel, 3 Gr. am Werthe, 20 Gr. zu nehmen. Wäre die große Masse des Volks über ihren wahren Vortheil aufgeklärt gewesen; so würde sie auch in dieser Begünstigung der Juden, außer einer allgemeinen Menschenliebe, eine weise Maasregel der preußischen Regierung entdeckt haben, um den unerhörten Uebervortheilungen der pohlnischen Krämer entgegen zu wirken, und dem gemeinen Manne, der alle seine Bedürfnisse an seinem Wohnorte einzeln zu kaufen gezwungen ist, billigere Preise zu verschaffen; allein da der Kaufmann über den Juden schrie, und da das gemeine Volk andere Ursachen zu haben glaubte, um mit der preußischen Regierung unzufrieden zu seyn; so stimmte es den

*) In den letzten Jahren war die Mehrzahl der Officianten nicht schlechter als in den übrigen Provinzen.

Note d. Red.

Kaufleuten, die meist die Tonangeber in den kleinen Orten waren, bei, und schrie auch über die Juden mit. Einige gerechte Ursachen, auf die Juden eifersüchtig zu seyn, hatten die Pohlen allerdings. Gab es z. B. irgendwo vortheilhafte Fourage- und andere Lieferungen; so wurden die Juden offenbar dabei von den preußischen Provinzialbehörden den Pohlen vorgezogen. Es verstehet sich, daß sie dafür in Privat-Contribution gesetzt wurden.

Bekanntlich wurden auch von dem jetzt regierenden Könige von Preußen viele tausend Colonisten aus der Pfalz und aus dem Würtembergschen nach Pohlen gezogen, wo sie nicht nur den zu bebauenden Acker, sondern auch das Inventarium an Vieh, Geräthe, ja sogar ihre Wohn- und Wirthschaftsgebäude umsonst erhielten. Diese Colonisten bewohnen viele nach ihrer Heimath benannte und so stattlich bebaute Dörfer, daß sie gegen die schmutzigen pohlnischen weit abstachen. Diese äußern blendenden Vorzüge der deutschen Colonisten vor den pohlnischen Bauern und die von den letztern angestellte Betrachtung: wie viel Geld die preußische Regierung auf diese Deutschen mehr verwende als auf ihre pohlnischen Unterthanen, erweckte bei ihnen schon längst den bittersten Neid, der dann auch in den letzten Unruhen in so gehässige Thatsachen ausbrach, daß die ganze französische Autorität dazu gehörte, um zu verhindern, daß die pohlnischen Bauern nicht die deutschen Colonisten todtschlugen und ihre Dörfer verbrannten. Aber auch gegen die preußische Regierung selbst wurden die pohlnischen Bauern durch die Begünstigung der Colonisten sehr aufgebracht, denn man hörte sie beständig sagen: „wenn der König nur die Hälfte dessen, was ihm die Deutschen kosten, an uns wenden wollte; so würden wir ihm eben so viel und noch mehr nützen, aber so ziehet er seine deutschen Landsleute uns vor!“ Ich bin selbst überzeugt: daß,

wenn diese Wünsche bei den pohlnischen Bauern erfüllt und wenn ihnen unterrichtete, gewissenhafte und thätige Aufseher gesetzt worden wären, die sie zur bessern Betreibung des Ackerbaues und der Viehzucht angehalten hätten, der preußische Staat dadurch mehr Nutzen, als durch das, bei aller angewandten Vorsicht immer mißlich im Gedeihen bleibende und so ungeheuer viel Geld kostende Coloniesystem, gehabt haben würde.

Die zehnte Ursache endlich, aus welcher die Preußen von den Pohlen gehaßt und sogar tief verachtet wurden, lag in der überall sichtbaren Schwäche der preußischen Civil- und Militairbehörden, insbesondere aber in dem Benehmen der preußischen Armee im letzten Kriege (von 1794) gegen die Pohlen. Pohlnische Hökerweiber maulschellirten auf öffentlichem Markte die preußischen Polizeybedienten, die sich freilich vorher schon durch niedrige Streiche herabgewürdigt hatten, und es geschah den Weibern — nichts; besoffene pohlnische Bürger warfen Abends nach 10 Uhr die Wachtronden aus den Bierhäusern, schimpften sie, nahmen ihnen die Gewehre ab und schlugen sie damit, und das ging ihnen alles so ungerächt hin! — Wer da will, daß ihm der Pohle gehorche und Achtung vor ihm habe, der muß ihm durch ein kraftvolles Betragen Furcht einzuflößen wissen. Darauf verstanden sich im Ganzen die Preußen nicht. Vor etlichen Jahren, ungefähr 1805, waren in Warschau Unruhen, die der niedrigste Pöbel unter dem Vorwande anfing: als hätten die Juden bei der Procession am Frohleichnamsfeste mit Steinen nach der Monstranz geworfen. Es wurden viele Kaufläden der Juden erbrochen und geplündert, die preußischen Wachen, die es verhindern wollten, verhöhnt und gemißhandelt, preußische Officiere von den Pferden gerissen und dergleichen mehr. Kurz! der

Aufstand des Pöbels dauerte drey volle Tage, ehe der dortige Commandant, General von Riets, (der Gouverneur, General von Köhler, war abwesend) mit einer Garnison von mehr als vier Infanterie-Regimentern und mehr als sechs Escadrons Cavallerie denselben stillen konnte. Zuverlässig würden die Franzosen einen gleichen Tumult in drey Stunden stillen; sie würden aber handeln, statt daß die Preußen gute Worte gaben. Das famöse, vergebliche, durch die preußischen Generale Grafen v. Schwerin und v. Klinkowström auszuführende Verfolgen der in Westpreußen eingedrungenen und mit 300 schwer mit Beute beladenen Wagen nach Warschau zurückkehrenden Pohlen, unter den Generalen Madalinski und Dombrowski, im Kriege von 1794, und die noch famösere ebenfalls fruchtlose, mit Schimpf und Schande aufgehobene Belagerung der Stadt Warschau, die nie eine Vestung war, sind zu bekannte und in eigenen Büchern weitläuftig beschriebene Begebenheiten, um sie hier näher anführen zu wollen; allein nachstehende noch ungedruckte und ganz zuverlässige Vorfälle können hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden, weil sie erstens deutlich beweisen, daß die grobe Unvorsichtigkeit in den Kriegsanordnungen, welche 1806 größtentheils den Ruin der preußischen Armee herbeiführte, schon weit früher darin zur Gewohnheit worden war, und zweitens, weil sich dadurch die Geringschätzung der preußischen Militairmacht durch die Pohlen leicht erklären läßt *). Im vorgedachten preußisch-pohlnischen Kriege stand der König von Preußen mit seiner Hauptmacht bei dem Städtchen Biala, unweit der Stadt Rawa und des gallizischen Grenzflusses Pilica. Dem, als Mensch und Soldat

*) Wir wiederholen, was wir in der Seite 18 befindlichen Note sagten.

Note d. Red.

gleich vortreflichen, weder durch Maitressen- noch durch General-Adjutanten-Gunst, sondern durch eigenes Verdienst schnell emporgestiegenen damaligen Seconde-Lieutenant v. Heiligensteedt (vom Husaren-Regimente v. Czettritz, jetzigen Major beim Usedomschen Husaren-Regimente) war das Commando über ein gemischtes Detaschement von 100 leichten Cavalleristen (eigentlich ein Rittmeister Commando) anvertraut, mit dem er fast nichts als das von andern Commandirenden so hintangesetzte Recognosciren vornahm. Eines Tages traf er ein ansehnliches feindliches Corps zwischen genanntem Biala und der Pilica, (auszusprechen Pilitza) so daß nur zwischen ihm und dem preußischen, vom Könige commandirten, Corps ein etliche Stunden breiter Wald lag. Nachdem v. Heiligensteedt die Stellung der Feinde und ihre Stärke erforscht hatte, zog er sich, von leichten pohlnischen Truppen verfolgt, durch erwähnten Wald auf das preußische Corps zurück, welches er einige Tage vorher ein paar Meilen weiter nach Norden im Lager verlassen hatte. Ehe noch v. Heiligensteedt das nach Mitternacht liegende Ende des Waldes erreicht, wird er in einer Entfernung von 100 Schritten gewahr, daß sich dicht an demselben ein anderes ansehnliches Zeltlager erhebt. Er stutzt, und macht seinem pohlnischen Wegweiser den Vorwurf: als habe er ihn verrätherischerweise einem zweiten pohlnischen Lager zugeführt. Der Führer betheuert auf heiligste: daß er unschuldig sey, und daß in der vorliegenden Gegend unmöglich Pohlen stehen könnten. v. Heiligensteedt schleicht sich also selbst näher an das Lager, und als er an dem Anfange desselben angekommen, fragt er einen vorüberlaufenden Kerl (es war ein Packknecht), ob Preußen oder Pohlen in diesem Lager stånden?

Packknecht. Preußen!

v. H. Wo ist denn das Zelt des Königs?

Nach dieser Frage rauscht es gleich in ihrer Nähe in einem kleinen Birkengebüsche, und jemand fragt: „wer fragt nach dem Zelte des Königs?“ Der aus dem Gebüsche heraus- und auf den v. Heiligensteedt zutretende war der König Friedrich Wilhelm II. selbst, der hier sein Zelt hatte aufschlagen lassen. Heiligensteedt machte ihm seinen Rapport über die Stellung und Stärke des Feindes, und erhielt von ihm den Befehl: daß er sich auf der Stelle mit seinem Commando wieder an einen andern Ort begeben sollte. Heiligensteedt stand zaudernd vor dem Könige und war unschlüssig, ob er sogleich wieder fortreiten oder ihm erst sagen sollte: daß er nur der zweite Preuße sey, den er zwischen sich und dem pohlnischen Lager sähe, und ob er ihm also das Gefährliche der Lage seines Zeltes und des ganzen Lagers hinterbringen sollte oder nicht. Er durchschaute sogleich, daß er sich den Haß dessen in vollstem Maaße zuziehen würde, der einen so unpassenden Lagerplatz ausgesucht oder die Bewachung des Lagers so schlecht angeordnet hatte. Endlich faßte er doch den Muth dem Könige zu sagen: daß sein Lager auf der Seite nach dem Feinde zu ohne alle Bedeckung sey, und also den Ueberfällen der Feinde ganz offen stehe. Der König lächelte, schüttelte mit dem Kopf und sagte ihm, daß er sich irre, und daß so etwas eine wahre Unmöglichkeit sey. Heiligensteedt mußte sich mehrmals theuer vermessen, ehe ihm der König Glauben beimaß. Da nun der König nicht weiter an der Richtigkeit seines Rapports zweifeln konnte, so ließ er seinen damaligen Adjutanten, den jetzigen Infanterie General Herrn v. Manstein (der durch den General v. Kalkreuth im Gouvernement von Danzig bei der Belagerung von 1807 abgelöset wurde) rufen. Herr v. Manstein warf gleich die ungnädigsten

Blicke auf den dazumal etwa 25 jährigen Heiligensteedt, lachte über seinen Rapport und über seine Besorgnisse wegen der Unsicherheit des Lagers, und versicherte dem Könige, daß ein ganzes Füsilier-Bataillon den Wald, auf der Seite nach dem Feinde zu, besetzt halte. Heiligensteedt hatte nun einen noch schwierigern Kampf, als den ersten, zu bestehen, um es dahin zu bringen, daß augenblicklich und in seinem Beiseyn die Richtigkeit seiner Angabe untersucht wurde. Es fand sich, daß er Recht hatte, und daß das Füsilier-Bataillon, welches das Lager nach der Waldseite decken sollte, anstatt eine Linie vom Morgen nach Abend zu ziehen, und nach Mittag zu Fronte zu machen, diese Linie von Mitternacht nach Mittag gezogen hatte, und gegen Abend Fronte machte. Herr v. Manstein, der die Bewachung des Lagers angeordnet hatte, erlitt die Beschämung, daß er in dem Rapporte an den König, bei welchem Heiligensteedt gegenwärtig war, den begangenen Fehler eingestehen mußte. Kaum war gedachtes Füsilier-Bataillon so gestellt, wie es vom Anfange an hätte seyn sollen; so wurde es von den, mit großer Macht in dem Wald eingedrungenen, Pohlen angegriffen, und über den Haufen geworfen. Diesem wurde ein zweites Füsilier-Bataillon zu Hülfe geschickt, welches aber kein besseres Schicksal erfuhr. Nur zwei noch ausgerückte Grenadier-Bataillons waren im Stande, den mit der größten Kühnheit vordringenden Feind zurückzuhalten. Da sagte der König zu Heiligensteedt (nach seiner gewöhnlichen Art zu reden) und klopfte ihn dabey auf die Schulter:

„Großen Dienst heute erwiesen, meine Freiheit gerettet, vielleicht Leben; nie vergessen."

Wirklich machte der dankbare König den Seconde-Lieutenant v. Heiligensteedt, da er ihm, als vom russischen General Fersen abgeschickter Courier, die

Nachricht von der gewonnenen Schlacht von Maciewitz (die v. H. mit machte) und von der Gefangennehmung Kosciuskos überbrachte, mit einemmale zum Rittmeister und Escadronchef.

Herr von Manstein konnte seinen Groll gegen Heiligensteedt so wenig mäßigen, daß er ihm bei jeder Gelegenheit ausdrückliche und laute Vorwürfe machte: daß er ihm den entdeckten Fehler nicht im Geheim hinterbracht habe. H. konnte sich sehr triftig entschuldigen, und da er von jeher die Armee, in der er diente, kannte; so versprach er künftig nach seinem Wunsche zu verfahren, wenn nicht Gefahr im Verzuge sey. Eine solche Gelegenheit fand sich bei der schon oben berührten so berüchtigten Belagerung von Warschau. Heiligensteedt streifte mit seinen 100 Cavalleristen überall und meistens auf der Vorpostenkette herum. Einmal fand er, daß alle Vorposten, die das Belagerungscorps decken sollten, nur auf der Ebene standen, kein Mann aber auf der, sich mit vielen Schluchten an das linke Weichselufer etliche hundert Schritte lang hinabziehenden, Abdachung, unter welcher sich noch überdieß, dicht an der Weichsel, ein, mehrere Schritte breiter und ebener gleichfalls ganz unbesetzter, Fußsteig befand, postirt war.

Nun holte Heiligensteedt den Herrn v. Manstein, ritt mit ihm die Vorpostenkette hinunter nach dem Weichselufer zu, und wies ihm nun: daß sie, von allen Preußen ungesehen, die ganze linke Flanke ihres Lagers vorbei, denselben in den Rücken kommen und so das Hauptquartier des Königs und der Prinzen überfallen könnten. Herr v. Manstein wollte kaum seinen Augen trauen, aber v. H. führte ihn gedachtermaßen den ganzen Weg und bewies ihm dadurch factisch: daß es den Pohlen ein Leichtes gewesen wäre, bei der Nacht ganze Bataillons dem preußischen Lager in den Rücken zu schicken, den König und die Prin-

zen aufzuheben, und unter dem auch durch unverantwortliches Stillsitzen dem Hunger ausgesetzten und höchst mißmuthig gemachten Belagerungscorps, ein solches Schrecken zu verbreiten, daß die Soldaten — — sich schwerlich wie die alten, gut angeführten Preußen würden geschlagen haben. Soviel mag vor der Hand hinreichen, meine Behauptung durch Beweise zu unterstützen.

Portugall und dessen Colonien.

Spanien und Portugall, von ihren bisherigen Regenten verlassen, von denen der eine seinen Scepter niederlegte, der andere übers Meer in eine Colonie seines Reichs entfloh, fesselt jetzt die Aufmerksamkeit von ganz Europa mit Recht. Hatte Spanien unter Carl dem Fünften überwiegenden Einfluß auf alle übrigen europäischen Mächte; hing es nur von diesem Kaiser ab, Deutschland seinem Scepter zu unterwerfen, und einen neuen monarchischen Staat daraus zu machen; wollte Philipp der Zweyte durch seine unüberwindliche Flotte ein Reich zerstören, welches jetzt alle Meere durch seine unüberwindlichen Flotten beherrscht; mußte ein ganzer Welttheil seine Reichthümer an den Stufen des Throns der spanischen Herrscher niederlegen; so hatte das kleine Portugall doch unter den Seemächten damals den Ton angegeben, als sie anfingen neue Canäle des Handels zu entdecken, und die Quellen aufzusuchen, welche ihm durch die köstlichsten Produkte der heißen Zonen Nahrung geben sollten. Wer kennt nicht die Namen eines Vasco de Gama, eines Albequerque, Joan de Castro, und Bar-

tholomeus Diaz? Die Portügiesen waren die ersten, welche sich des Compasses und des Astrolabiums bedienten und unbekannte Meere durchkreuzten, welche das Vorgebürge der guten Hoffnung umsegelten, und auf einem bequemern Wege, als aus der Levante, Indiens köstliche Produkte nach Europa brachten. Beide Nationen, Spanier und Portugiesen, sind eben so schnell gesunken als sie emporstiegen, und zwar grade durch eben diese Colonien, welche zu erobern sie sich so sehr anstrengten, und durch deren Produkte sie sich zuerst so sehr bereicherten und vor allen andern Staaten in Europa glänzten. Jene Produkte, so reich, so glänzend, so kostbar sie waren, führten ein langsames Gift bei sich, welches aber desto gewisser tödtet. Sie machten ohne große Mühe reich und lähmten dadurch die Thatkraft ihrer Besitzer. Perus und Brasiliens Gold, welches in Masse nach Spanien und Portugall ging, verlohr hier seinen Werth, weil es nicht durch eine verhältnismäßige Portion Arbeit verdient war, es hörte in Spanien auf, eine dort vorhandene Masse von produzirten spanischen oder portugiesischen Artikeln der Industrie zu repräsentiren, und wurde eine Waare, zuletzt fast das einzige Produkt, welches diese Länder auf die Wagschale des Handels mit andern Staaten legen konnte, und da es durchaus nicht die Bedürfnisse an auswärtigen Produkten überwog; so mußten beide Staaten ärmer und ihre Völker um so träger — unproduktiver werden, als sie immer den Schein für die Sache nahmen. Jetzt sind nun beide Staaten von ihren Colonien losgerissen, und der Prinz von Brasilien hat seinen Thron in dieser Provinz aufgeschlagen. Beide Begebenheiten werden große Folgen haben, Spanien, Portugall und Brasilien erhalten eine neue Richtung. Vorläufig muß in den ersten beiden Reichen der Abgang der jährlich ankommenden Silberflotten große

Sensation, und eine intermistische Armuth erregen; man war zu lange daran gewöhnt. Aber nach und nach wird man hier zuerst den Spaden und den Pflugschaar, und dann den Weberstuhl zu Hülfe nehmen, um sowohl dem fruchtbaren Boden Produkte abzugewinnen und sie zu verarbeiten, als auch mit größerem Vortheil als vorher diese Landeserzeugnisse gegen das Gold und Silber Westindiens umzutauschen. Brasilien wird dagegen schneller cultivirt werden, und seine rohen Produkte ohne allen Ersatz dem Mutterlande nicht mehr hingeben dürfen; es wird hier ein neues Reich entstehen, welches vielleicht in künftigen Jahrhunderten ein Gewicht erhalten kann. Es ist sonderbar, daß das, was jetzt der Prinz von Brasilien ausführte, schon Johann dem Fünften und Joseph gerathen wurde, in Brasilien ihren Sitz zu nehmen. Wir glauben, daß es dem Leser der Feuerbrände interessant seyn wird, folgende interessante Nachrichten von Portugall zu lesen, da es sich der Mühe wohl verlohnt, ein Gemälde dieses sonst wenig bekannten Reichs nebst seinen Colonien darzustellen.

Die Bevölkerung P. ist gering im Verhältniß mit dem so äußerst fruchtbaren Boden, doch ist Spanien bey gleich glücklichem Boden noch mehr entvölkert. Die Trägheit und Unwissenheit der Einwohner, verbunden mit den im Staate herrschenden nachtheiligen Einrichtungen, den Substitutionen und Feudalrechten, wirken der Cultivirung dieses gesegneten Landes entgegen, und sind Schuld daran, daß es sich wegen Mangel an Anbau, fast noch im ersten Zustande der Natur befindet. Die Produkte Portugalls sind die, welche alle südlichen Länder hervorbringen; außerdem findet man noch Eisen-, Zinn- und Steinkohlen-Bergwerke, wie auch verschiedene Arten von Marmor. Das Gebirge von Cintra, dessen Schichten sich von denen ähnlicher Ge-

birge auszeichnen, der Amianth, die Edelsteine und verschiedene andere Seltenheiten der Art, bieten dem Naturforscher vielen Stoff zu Untersuchungen dar. 120 große und kleine Flüsse durchströmen Portugall in den verschiedensten Richtungen; durch zweckmäßige Leitung derselben würde der Boden den äußersten Grad der Fruchtbarkeit erlangen, aber die Portugiesen verstehen nicht den Nutzen der Canäle, und nur der Provinz Entraminho=e=Duero gewähren sie einigen Vortheil. Den andern Provinzen sind die Sümpfe, welche die Einwohner aus unverantwortlicher Trägheit abzuleiten vernachläßigen, eine Quelle pestartiger Krankheiten und damit verbundener außerordentlich großer Mortalität. — Ueberhaupt ist es ein charakteristischer Zug im Gemälde der portugiesischen Nation, daß sie sich lieber dem Elende unterwirft, als durch thätige Anstrengungen dasselbe zu lindern und bald gänzlich aufzuheben. Kaum hinlänglich mit den ersten Bedürfnissen des Lebens versehen, vegetirt der Portugiese in Unwissenheit und Aberglauben fort, statt sein Land zu einem der schönsten Europa's zu bringen, sich selbst Glück, Wohlhabenheit und Gesundheit zu verschaffen. — Es ist gewiß, daß Trägheit eine natürliche Eigenschaft südlicher Völker ist, — sollten aber nicht eben deswegen die Regierungen in Süden doppelt aufmerksam auf die Industrie des Landes seyn, sollten sie nicht schöpferisch in Einrichtungen seyn, wodurch Thätigkeit belohnt, Trägheit bestraft wird? Von dem entworfenen Gemälde des Landes weichen nur einige Distrikte ab, sie sind: Entraminho=e=Duero, ein Theil von Traz=Los=Montes, einige kleine Distrikte von Baira, das rechte Ufer des Tajo, das Gebiet von Lissabon, Setubal, Estremoz und Faro.

Die Bevölkerung Portugalls wird äußerst verschieden angegeben. Die englischen Geschichtsschreiber dieses Reichs berechnen sie 1,800,000, und mit den Colonien

nien auf 3,000,000 Seelen. Andere geben die Volkszahl auf 2,225,000 Einwohner an, und zwar

die Provinz	Entre-Minho-e-Duero	504,000
—	Traz-Los-Montes	156,000
—	Beira	560,000
—	Estremadura	660,000
—	Alentejo	280,000
—	Algarbien	65,000
	Summa	2,225,000

Am richtigsten scheint die Berechnung zu seyn, welche ein englischer Statistiker liefert. Er berechnet die Bevölkerung Portugalls im Jahre 1742, also noch vor dem Erdbeben, auf 1,832,354. — und zwar:

Provinzen.	Kirchspiele.	Feuerstellen.	Seelen.
Entre-Minho-e-Duero	961.	89,460.	553,182.
Traz-Los-Montes	548.	41,608.	128,250.
Beira	1,091.	149,628.	525,120.
Estremadura	319.	80,958.	296,860.
Alentejo	354.	69,223.	265,254.
Algarbien	67.	18,873.	63,688.
Summa	3334.	449,750.	1,832,354.

Büsching stimmt demselben bei, welcher sagt, daß jede Summe über 2,000,000 zu groß für die Bevölkerung Portugalls sey.

Colonien der Portugiesen in Asien.

Es ist unstreitig, daß Asien ein Schauplatz des portugiesischen Ruhm's ist. Sie waren die ersten kühnen Seefahrer, welche es entdeckten, die unerschrockenen Krieger, welche es unterjochten. Beinah ein Jahrhundert hindurch waren sie im unausschließlichen Besitz und Herren des Meeres und der Küsten, welche sich vom rothen Meere und dem persischen Meerbusen, bis nach China, Japan und die lucayischen Inseln erstreckten. Ein so ausgedehntes Reich von einer so schwachen Nation beherrscht, trug den Keim

des Verfalls in sich, und seitdem andere Nationen die neuen Meere beschifften, wurden die Portugiesen eben so schnell wieder fast aus allen ihren Besitzungen vertrieben. Es ist wahr, daß die ersten Eroberer Indiens den Ruhm tapferer und unerschrockener Krieger davon trugen, aber eben so zeigen sie sich auf der andern Seite als höchst grausame, äußerst herrschsüchtige und unersättlich habsüchtige Menschen. Nur diese Laster waren es, welche eine so unbedeutende Nation verleiten konnten, ein neu entdecktes ungeheures Land in militairische Besitzungen zu verwandeln, statt einen Handelsstaat darin zu errichten, welches weit mehr, sowohl dem Interesse der Bewohner Indiens als dem der Portugiesen gemäß war. Dieses ganze ungeheure Reich ist jetzt auf wenig Besitzungen eingeschränkt. Den Portugiesen ist nur die Insel Macao, ein Theil der Insel Zimor, die Stadt Goa und einige Comptoirs, als Chaul, Diu, Daman, Bacain, übrig geblieben. Diese Colonien liefern jährlich nur drei oder vier Ladungen nach Europa, deren Werth im Jahre 1752, wo der Handel durch das Monopol erweitert worden war, nur eine Summe von 3,175,000 Livres betrug. Der ganze Handel von Indien wird von der englischen Compagnie in Bengalen getrieben. Sogar den Handel von China mit Portugall treiben die Engländer, die an Schnelligkeit die Portugiesen bei weitem übertreffen. Ueberhaupt haben die Portugiesen seit ihren, in der Weltgeschichte berühmten, Entdeckungsreisen, durchaus keine Erfahrungen mehr in der Schifffahrt gesammelt, und ihre Unwissenheit darin war der weiteren Ausbreitung ihres Handels ein stetes Hinderniß.

Colonien der Portugiesen in Afrika.

In diesem Welttheile haben sich die Colonien der Portugiesen besser erhalten, und bringen Portugall wenigstens mehr Vortheil als die asiatischen Besitzungen.

Von den Besitzungen der Portugiesen in Afrika, welche sich ehemals von Tanger und Ceuta bis nach dem rothen Meere erstreckten, ist ihnen jetzt noch übrig geblieben: Mazaghan im Königreich Marocco, einige Comptoirs auf der Küste von Guinea, (worunter das beträchtlichste Cachao) — die von Malaguette, das Königreich Congo und einige kleine Forts in Monomotapa, Kilimana, Quiloa, Melinda, Monbaza, Brava und Mozambico.

Das Königreich Congo, dessen König unter Portugall's Schutz steht, und demselben tributbar ist, ist die wichtigste unter den afrikanischen Colonien. — Der Sitz des portugiesischen Gouverneur's ist St. Paul de Loanda, eine Stadt, die von 5000 Weißen und 50,000 Negersclaven bewohnt wird. Außerdem haben die Portugiesen das Fort Massengano, 300 Meilen von der Küste, gebaut, um den Streifereien der Kaffern und anderer barbarischen Völkerschaften Einhalt zu thun. Die Einwohner und Besatzung dieses Forts sind aus Portugall exportirte Verbrecher.

Die vornehmsten Handelsartikel von Congo sind Sclaven, Kupfer, weißer Pfeffer und Zuckerrohr. Im Ganzen bringen auch die afrikanischen Besitzungen der portugiesischen Krone wenig wahren Gewinn. Die Tribute von denen an Portugall zinsbaren Königen, und der Handel der Portugiesen bringen jährlich kaum 1,000,000 Cruzaden ein.

Colonien der Portugiesen in Amerika.

Brasilien, die schönste Colonie der Portugiesen, ist besonders durch die neuesten Zeitumstände interessant geworden, und verdient eine ausführlichere Beschreibung, damit man die Vorzüge dieses Landes kennen und einsehen lerne, zu welcher Größe es durch weise Regierungen gebracht werden könne. Brasilien ist von Norden nach Süden 175 Meilen lang, und von Osten

nach Westen 125 Meilen breit. Es wird gegen Norden vom Amazonenflusse und Guiana, gegen Osten vom Meere, gegen Süden von Rio-Grande, und gegen Westen vom Amazonenlande begränzt. Brasilien wird in allgemeine Hauptmannschaften (Capitania's) eingetheilt, nach welchen sich die Gouverneure nennen. Die Gouverneure, von denen einer den Titel eines Vicekönigs führt, werden auf drei Jahre ernannt, und üben während dieser Zeit Militair- und Civilgewalt aus. — Die Hauptmannschaften, denen oft noch kleinere Gouvernements untergeordnet sind, führen folgende Namen: Para, Maragnao, Mattagrosso, Don Goyazes, Fernambuco, Allerheiligenbay, Rio-Janeiro, St. Paulo. Außerdem giebt es noch zwei unabhängige Gouvernements, welche als kleine Hauptmannschaften angesehen werden können, nämlich die Inseln St. Catharina und Rio-Grande. Brasilien, von der Natur so reichlich ausgestattet, müßte jetzt unstreitig die schönste Colonie der Welt seyn, wenn nicht so viele Hindernisse die Cultivirung desselben aufgehalten hätten, worunter besonders die Verwüstung dieses Landes durch die Holländer, und die 60 Jahre, während welcher Portugall unter Spaniens Oberherrschaft seufzte, zu rechnen ist. Es enthält 12 Städte, 66 Flecken und viele Dörfer, — ein Erzbisthum, 4 Bisthümer und mehr als 800,000 Einwohner, von denen 420,000 Portugiesen oder Creolen sind. — Doch ist bei der Angabe der Volksmenge noch zu bemerken, daß sich die Zahl der Einwohner in den neuern Zeiten außerordentlich vermehrt haben soll.

Es gingen jährlich aus diesem Lande nach Portugall ungefähr 30 Schiffe ab, welche im Durchschnitt eine Ladung von 7 bis 8,000 Kisten Zucker, jede zu 30 Aroba's (ein Gewicht von 25 bis 36 Pfund) 10,000 Rollen Tabak, jede zu 8 Aroba's, — 25 bis 30,000 gegerbte und 4 bis 5,000 rohe Häute — für

mehr als 10,000,000 Diamanten, für mehrere Millionen Goldstaub und gemünztes und ungemünztes Gold, Reis, Cochenille, Sassaparille, Balsam, Würznäglein, Zimmet, Ingwer, Cacao, Vanille, Baumwolle, Indigo, Copahu-Oel, Eben- und Fernambukholz mitbringen.

Die Truppen, welche Portugall ehemals in Brasilien hielt, bestanden aus 8,000 Mann regulairen Truppen, und 40,000 Mann Landmiliz.

Die Hauptmannschaft Para. Die Hauptstadt heißt Belem (oder Para), ein Erzbisthum, liegt an einem Arme des Amazonenflusses, und wird durch eine starke Citadelle, und eine nah gelegene Vestung beschützt. Sie enthält 8 bis 10,000 Einwohner. Es existirt hier eine besondere Gesellschaft für den Handel von Para und Maragnao. Der Hafen ist gut und es können große Schiffe in selbigen einlaufen. —— Die vorzüglichsten Produkte von Para sind Zucker, Caffee, Vanille, Ingwer, Sassaparille und Brasilienholz.

In der Hauptmannschaft Maragnao ist die Insel St. Louis gut bevölkert. Sie enthält 15,000 Einwohner und eine Stadt gleiches Namens mit einer Citadelle, mehreren Forts und einem guten Hafen.

Das Gouvernement Siana, mit einer kleinen Vestung zur Beschützung des Hafens, ist gering bevölkert und treibt wenig Handel. Man zählt darin 10,000 Einwohner.

Das Gouvernement Rio-Grande enthält, außer der Hauptstadt Natala, die Vestung Santos Reyes, eine der besten in Brasilien.

Das Gouvernement Paraiba, welche unter der Hauptmannschaft von Fernambuco steht, liefert den besten Zucker, und enthält ungefähr 20,000 Einwohner.

Das Gouvernement Ithamarça, ebenfalls unter der Capitania von Fernambuco, hat eine Küstenstrecke von 7 Meilen. Man zählt darin 10,000 Einwohner. Die Hauptstadt heißt Nuastra Sennora de la Conception.

Die Hauptmannschaft Fernambuco ist eine der reichsten, und hat eine Küstenlänge von 65 Meilen. Es hatte viele 100 Zuckersiedereyen, Ueberfluß an Früchten, schöne Waldungen und gut angebaute Felder. Die Hauptstadt Olinde, auf einer Anhöhe am Meere, hat eine äußerst reizende Lage.

Das Gouvernement Serzippe del Rey hat 20,000 Einwohner und 25 Zuckersiedereyen, so wie überhaupt Zucker das vornehmste Produkt, und Zuckersiedereyen der vornehmste Zweig der Betriebsamkeit Brasiliens ist.

Die Hauptmannschaft oder Capitania der Allerheiligenbay ist die vorzüglichste. Sie hat ein Oberappellationsgericht (Relacao) und verschiedene kleine Gouvernements unter ihrer Gerichtsbarkeit, und war ehemals der Sitz eines Vicekönigs. Die Hauptstadt ist St. Salvador, eine sehr reiche und schöngebaute Stadt, und sehr gut und stark bevestigt. Sie treibt sehr ausgebreiteten Handel, hat einen äußerst guten Hafen und 60,000 Einwohner. Die ganze Capitania der Allerheiligenbay hat über 120,000 Einwohner.

Das Gouvernement von dos Ilheos, mit der Hauptstadt St. Georg, hat mehr als 20,000 Einwohner. Es ist reich und treibt besonders viel Handel mit Mehl.

Das Gouvernement Porto Seguro mit einer Stadt gleiches Namens und einer andern, St. Antonio, enthält 7 bis 8,000 Einwohner.

Das Gouvernement Espiritu Santo, mit 3 Städten und 25,000 Einwohnern, hat eine Küstenstrecke von 50 Meilen.

Die Hauptmannschaft Rio Janeiro ist die beträchtlichste, und der Sitz des Vicekönigs, eines Erzbischoff's und eines Oberappellationsgerichts. Sie enthält mehr als 100 Zuckersiedereyen. Die Hauptstadt heißt St. Sebastian.

Das Gouvernement St. Vincent ist eins der südlichen. Der vorzüglichste Handelszweig dieser Provinz besteht in Vieh, — worunter besonders Schweine, — und in Branntewein und Zucker. Die Hauptstadt Santos hat mehr als 8000 Einwohner.

Die Capitania St. Paulo, hat eine Hauptstadt gleiches Namens, welche auf dem Berge Paranampiacaba liegt, auf welchem sich eine reiche Diamantgrube befindet. Die Einwohner von St. Paulo, wie auch von dem Bergwerksgouvernement, sind blutdürstig, und schwer zum Gehorsam zu bringen.

Einen nicht unbedeutenden innern Feind hat Brasilien an den Marons (freie oder entlaufene Neger). Sie existiren in diesem Lande in beträchtlicher Anzahl. Sie sind die unversöhnlichsten Feinde ihrer alten Herren, sie besitzen Waffen aller Art, und bevestigen ihre Wohnungen und Lagerplätze durch Pallisaden und Graben. Deshalb sind sie schwer auszurotten, und thun den Colonien vielen Schaden. Der Krieg gegen sie ist gefährlich, weil sie weder Quartier geben, noch nehmen.

Inseln der Portugiesen im atlantischen Meere.

Die Insel Porto Santo liegt unter 33° der Breite. Sie enthält ein Städtchen gleiches Namens, ist 5 Meilen lang und 2 Meilen breit, und zählt 1200 Einwohner.

Die Insel Madera liegt unter dem 32° der Breite. Sie ist 18 Meilen lang und 4½ Meilen breit, und wird in zwei Hauptmannschaften eingetheilt. — Die Hauptmannschaft Machico enthält 2 Städte, Machico und Santa-Cruz, 7 Dörfer und ungefähr 6000 Einwohner. — Die zweite Hauptmannschaft heißt Funchal. Sie hat eine Hauptstadt gleiches Namens, welche durch mehrere Forts vertheidigt wird, und der Sitz eines Erzbischofs ist. Die Stadt Madera besteht aus einer Stadt und 4 Flecken; sie hat 39 Kirchspiele,

zählt 120,000 Einwohner, und ist der Sitz eines Gouverneurs. — Der Haupthandel der ganzen Insel besteht in Honig, Wachs, Gummi, Zucker, Früchten und besonders in Weinen.

Die azorischen oder terzorischen Inseln sind im Jahre 1432 entdeckt worden. Die Flammländer, die sich ihre Entdeckung zueignen, nennen sie die flämmischen Eylande. — Diese azorischen Inseln, deren 9 an der Zahl sind, enthalten ungefähr 80000 Einwohner. Sie könnten besser angebaut werden, und Portugall viele Produkte liefern. Die Inseln haben Rindvieh in Ueberfluß, und vor Zeiten zog man auch eine Menge Maulesel aus denselben nach Spanien. — Die erste von den azorischen Inseln, Santa Maria, liegt unter dem 37° der Breite, und ist 4 Meilen lang und 3 Meilen breit. — Die zweite, San Miguel, ist die, welche man auf der Fahrt von Lissabon nach Amerika erblickt. Sie ist 18 Meilen lang, und 2 Meilen breit, hat über 40000 Bewohner, und ist am stärksten bevölkert. Diese Insel hat einen sehr glücklichen Boden, der aber noch zum Theil ganz unangebaut liegt. Sie enthält eine Stadt, fünf Flecken und 22 Dörfer. — Die dritte Insel, Terceira, hat 18 Meilen in der Länge und 6 Meilen in der Breite. Die Hauptstadt der Insel, Agra, ist der Sitz eines Bischofs. Der Eingang des Hafens befindet sich zwischen zwei ins Meer sich erstreckenden Landspitzen, auf deren westlichen das Schloß St. Jua Baptista, auf deren östlichen das Schloß St. Sebastio liegt. Die Hauptstadt, von einer reizenden Lage und schön gebaut, hat mehr als 10000 Einwohner. Sie ist einer langwierigen Vertheidigung fähig, hat eine zahlreiche Artillerie, und gewöhnlich 500 Mann zur Besatzung. — Die vierte Insel, San Jorge, ist 11 Meilen lang und 1½ Meile breit; sie hat einen kleinen Hafen, und enthält drei Flecken, vier Dörfer und 3000 Einwohner. — Die

fünfte, Graciosa, 3 Meilen lang und 2 Meilen breit, hat zwei Flecken und 3000 Einwohner. — Die sechste, Fayal, ist 9 Meilen lang und 3 Meilen breit. Der Flecken Horta in derselben enthält 4000 in eilf Kirchspiele abgetheilte Einwohner. — Die siebente, Pico, ist 16 Meilen lang und 5 Meilen breit. Sie ist wegen ihres hohen Berges, der, wie einige versichern, 3 Meilen über die Meeresfläche erhaben ist, in einer weiten Entfernung auf der See sichtbar. Diese Insel, welche sehr fruchtbar ist, und besonders Ueberfluß an Cedernholz hat, enthält 2 Flecken, 6 Dörfer und 2800 Einwohner. — Die achte, Flores, unter 39° 40′, hat 2 Flecken, 4 Dörfer und 2000 Einwohnern. Der Hauptort ist Santa-Cruz mit 800 Einwohner. — Die neunte, Corvo, ist von der Insel Flores durch einen Canal geschieden. Sie hat nur 3 Meilen im Umfang, und nicht mehr als 500 Einwohner.

Die Inseln des grünen Vorgebirges, zehn an der Zahl, sind 100 Meilen von diesem Cap entfernt. Sie wurden 1460 von Anton von Stoli, einem Genueser, entdeckt, und man behauptet, sie seyen die alten Hesperiden, deren Plinius erwähnt. Die erste und vornehmste Insel derselben ist St. Jago, welche unter 15° 35′ der Breite und 353° 54′ der Länge liegt. Sie ist 18 Meilen lang und 8 Meilen breit. Die Stadt Ribeira Grande oder St. Jago ist der Sitz eines Bischofs. — Die andern Inseln, die alle unbedeutend und wenig bevölkert sind, heißen: Mayo, St. Lucia, St. Vincenta, St. Antonio, Bautista, del Sale, del Fuego, Brava und St. Niclas. Sie sind arm und treiben wenig Handel. Ihre vornehmsten Produkte sind Reis und Salz.

Die Inseln im Meere von Guinea, vier an der Zahl, sind arm, und haben ein äußerst ungesundes Clima. Die erste, die Insel St. Thomas, liegt nordwärts der Linie, und ihr südlichster Theil hat sechs

Minuten nördlicher Breite, ihr nördlicher Theil 40 Minuten. Sie enthält ungefähr 3000 Einwohner, und hat eine Stadt, welche der Sitz eines Bischofs ist. Die andern, alle sehr unbedeutend, heißen: die Prinzeninsel, Fernao-Po, Aicaba, und haben im Ganzen ungefähr 2000 Einwohner. Die Bevölkerung aller Colonien der Portugiesen berechnet man auf folgende Art:

Die Colonien in Asien .	120000	Einwohner.
Die Colonien in Afrika .	80000	—
Brasilien	800000	—
Madera	70000	—
Azorische Inseln . .	60000	—
Inseln des grünen Vorgebirges	16000	—
Inseln im Meere von Guinea	5000	—
Summa	1,151000	Einwohner.

Ungefähr der sechste Theil dieser Volkszahl besteht aus Portugiesen, oder sogenannten Creolen.

v. P.

Ueber die Vertheidigung und Capitulation der Vestung Hameln im November 1806.

Nie hat wohl ein Krieg die Aufmerksamkeit des Publikums mehr auf sich gezogen, als der so eben beendigte französisch-preußische; aber auch nie sind die Begebenheiten eines Krieges so seltsam, so beispiellos, als eben die des Feldzugs von 1806.

Oestreich und Rußland hatten vereint, aber vergebens, ihre Kräfte aufgeboten, um den weit umfassenden Planen des Kaisers Napoleon Einhalt zu thun. Die erstere Macht erlitt ein beispielloses Un-

glück, das es der wenigen Intelligenz und Energie seiner Anführer zu danken hatte. Ganz Europa staunte über diese unerhörten Schicksale. Aber dieß war gleichsam nur als Vorspiel, als Präparativ der folgenden Zeit zu betrachten.

Preußen hatte bis dahin dem Kampfe ruhig zugesehen; aber itzt trat es in die Schranken des Kampfplatzes. Seit einer Reihe von Jahren war es der müßige Zuschauer der allgemeinen Fehde gewesen, und eben deswegen richtete die Welt ihr Auge auf Preußen, und harrte des Augenblickes, da der entscheidende Schritt gewagt werden sollte. Das preußische Haus hatte von seinem Entstehen an nur ruhmvolle Kriege geführt; an der Weichsel, am Rhein, bey Fehrbellin, auf dem Haff, am Po, kurz überall hatten seine Truppen Beweise von Unerschrockenheit und Tapferkeit gegeben; aber die Krone setzte ihm der einzige Friedrich auf. Noch lebte der Geist Friedrichs im Heere, noch standen viele Anführer an der Spitze der Armee, die in seiner Schule gebildet waren. Aber wer sollte es glauben, daß Männer aus diesen Zeiten den Fall eines so mächtigen Staats so schnell herbeiführen würden! — Daß eine Schlacht verloren geht, daß Vestungen fallen, gehört in die Reihe von Erscheinungen; aber die Art und Weise, die dergleichen Fälle veranlaßt haben, ist einzig, ist beispiellos. Die Mitwelt staunt, glaubt sich träumend, die Nachwelt aber wird glauben, man erzählt ihr eine Fabel, wenn sie in den Annalen der Geschichte aufgezeichnet findet: daß die preußische Monarchie, die so gefürchtet war, in dem Zeitraum von einigen Wochen gänzlich aufgelöset ward; aber was ihr noch unwahrscheinlicher, noch räthselhafter seyn wird, ist: „daß Männer aus dem Zeitalter, aus der Schule „Friedrichs, die schon mit mehr als einem Fuße im „Grabe stehen, daß diese treulos, verrätherisch an ih„rem König, an ihrem Vaterlande handelten.“ Aber

eben die große Aufmerksamkeit, welche das Publikum diesem Kriege widmete, und die traurigen Resultate desselben, haben eine Menge Schriftsteller veranlaßt, die Begebenheiten des Kriegs im Allgemeinen sowohl, als auch im Einzelnen aufzuzeichnen. Zur letztern Klasse gehört nun auch der Syndikus Lüders aus Hameln. Er hat in der Minerva des Herrn von Archenholz, October 1807, einen Aufsatz:

„Die Belagerung der Vestung Hameln im „November 1806"

dem Publikum vorgelegt. Da aber derselbe theils nicht vollständig genug ist; andern Theils auch manche grobe Unrichtigkeiten enthält; so bin ich dadurch bewogen worden, dem Publikum über die Vertheidigung und Uebergabe dieser wichtigen Vestung einige Worte mitzutheilen. Die Auftritte, die sich bey der Uebergabe dieses Platzes in der letzten Nacht zugetragen, haben allgemeine Sensation erregt; ich glaube daher als Theilnehmer dieser Ereignisse es meiner und meiner braven Cameraden Ehre schuldig zu seyn, über das Vorgefallene einigen Aufschluß geben zu müssen, zumal da Herr Lüders öffentlich (S. 19.) alle diejenigen, welche an dieser fameusen Capitulation Theil genommen, aufruft, sich öffentlich zu vertheidigen.

Durch den bekannten Wiener Traktat wurde Hannover mit Einschluß der beiden Vestungen Hameln und Nienburg Sr. Majestät dem Könige von Preußen abgetreten, und von ihm den 1. April 1806 in Besitz genommen.

Hameln ist eine kleine Ackerstadt, liegt fünf Meilen von Hannover in einem Thale am rechten Ufer der Weser, da wo schon einigermaßen der Anfang des westphälischen Thores beginnt. Eine halbe Stunde von der Stadt liegt das aus der Geschichte des sie-

benjährigen Kriegs bekannte Hastenbeck. Die Stadtbefestigung besteht aus acht Bastions, mit Cavalieren, einigen Ravelinen, Lünetten, einem simplen bedeckten Wege, schmalen Glacis, nassen Haupt- und Vorgraben. An Maçonnerie ist wenig zu denken, dagegen haben die sämmtlichen Erdwälle gute Profile, und sind trefflich unterhalten. Kasematten sind wenig vorhanden *). Die einzigen Hindernißmittel dieser Stadtbefestigung besteht in einer beträchtlichen Menge Pallisaden und einem vorzüglich schönen Schleusenspiel, das durch 13 Schleusen und Batardeaux bewirkt wird; das Wasser liefert der kleine Fluß Hamel, die oberhalb der Stadt, dem Ohrberge gegenüber, in die Weser fällt. Auf der rechten Seite der Stadt liegt der Paßberg, der die Stadt dominirt, gegen den man sich jedoch decken kann. Auf dem linken Weserufer liegt der sogenannte Klütberg, ein hoher Felsberg, von dem die Vestung beherrscht wird. Auf der Spitze dieses Berges legte der bekannte Graf Wilhelm von Bückeburg das Fort George an. Späterhin wurden durch den Hannövrischen Ingenieur-General Kunze, in der Mitte dieses Berges, und beynahe am Abhange derselben, noch zwei Forts erbaut. Das Fort George besteht demnach aus drei einzelnen von einander abgesonderten Forts, die aber nach der Stadt zu durch eine Communication, von einer Brustwehr gedeckt, mit einander Verbindung haben. Das Fort No. 1 liegt auf der Spitze des Berges, ist nach dem Tenaillen-System erbaut, hat eine einfache Tenaille, ein Ravelin und zwei kleine Lünetten vor sich; nur ist auf sei-

*) Herr L. sagt zwar Seite 2: Kasematten wären hinreichend vorhanden; nachdem wir aber einige der Artillerie, andere dem Proviantamt eingeräumt hatten, blieben uns für die Besatzung nur so viel übrig, als die Wachten an den Thoren bedurften, wir wären in der Folge genöthigt gewesen, die Sorties zu Kasematten einzurichten.

ner nördlichen Seite durch Minen (bestehend aus einer Gallerie-Magistrale und drey Branchen, von denen die eine aber verfallen ist), gedeckt. Es hat einen eigenen Brunnen, der 675 Fuß Kalenberger Maaß im Felsen tief gehauen ist, eine eigne casemattirte Bäckerei und Gouvernementshaus. — Das Fort No. 2 besteht aus einem hohen gemauerten, aber getheilten Viereck, das durch eine Brücke in Verbindung steht, und besitzt ebenfalls einige kleine Außenwerke und unbedeutende Minen. Das Hauptwerk ist gegen das Fort No. 1. zu sehr schlecht defilirt. — Das Fort No. 3, am Abhange des Berges, ist ein aus ein- und ausspringenden Winkeln bestehendes Werk, hat auch einige kleine Außenwerke, aber von allen drei Forts die besten Gallerien, nur schade, daß das Glacis zu steil ist. — Vom Fort No. 2. nach dem Fort No. 3 zu geht eine unterirrdische bedeckte Comunikation, an derem Ende eine casemattirte Batterie und ein Pulvermagazin befindlich ist. — Sämmtliche drei Forts bestehen aus lauter gemauerten Werken, haben beynahe keine Brustwehren von Erde, treffliche tiefe (versteht sich von selbst, trockene) Graben, ihre eigenen in Felsen abgetiefte Brunnen, und sind sämmtlich mit vielen geräumigen, sowohl Defensions-, als auch Wohncasematten versehen, leider sind dieselben aber sehr feucht. — Von der nördlichen Seite des Forts No. 1. erstreckt sich eine Ebene, die auf circa 300 Schritt unbewachsen, nachher aber bis gegen 750 Schritt (von der Kante des Glacis an gerechnet), mit niedrigem Gehölz, Dornen u. dgl. besetzt ist. Von diesem Punkt an fällt der Berg ab, man findet viele Schluchten, und die ganze zum Theil ziemlich steile Abdachung ist mit schönen großen Eichen und Buchen dicht besetzt. — Der dichte Wald, nachher das niedere Dorngesträuch, und endlich die Minen und die wohl angebrachten Batterien erschweren den Bau der Trencheen und Batte-

rien sehr, wobei der Umstand nicht vergessen werden darf, daß man auf dem kahlen Flecke nicht 3 bis 4 Zoll tief Erde antrifft; darunter ist Felsen. — Die östliche und westliche Abdachung des Klüts ist steil, auf der westlichen Seite mit niedrigem Gesträuch, Dornen, Schleen u. s. f.; auf der östlichen Seite aber mit Dornhecken *) und hohem Laubholze bewachsen; überhaupt sind diese Anpflanzungen so beschaffen, daß ein Sturm so leicht nicht auszuführen ist. Auf jeder von diesen Seiten liegt vor dem Fort No. 2. ein casemattirter Thurm von 24 Fuß im Durchmesser mit Graben und Glacis versehen. Diese Thürme sollen eigentlich nur dazu dienen, Patrouillen aufzunehmen. — Vor der westlichen Seite des Forts No. 3. geht ein ziemlich sanfter Abhang bis gegen die Kapelle. Eben derselbe Fall findet auf der südlichen Seite Statt; hier verwandelt sich aber dieser sanfte Abhang bald in eine steile Abdachung, an deren Fuß die Straße nach Pyrmont läuft. Dieser Weg bildet, so zu sagen, eine Berme, denn gleich darauf kommt das steile felsigte Ufer der Weser. — Auf der Ostseite geht auch vom Klütberge aus ein sanfter Abhang nach der Weser hin, der aber gegen diesen Fluß zu, bald sanft, bald stärker, bald ganz steil ausläuft. Er bildet mehrere Schluchten, und man passirt, um nach dem Fort zu kommen, mehrere Hohlwege.

Während der französischen Occupation in den Jahren 1803 bis 1806, wurden eine Menge Pallisaden gesetzt, bei der Schleuse in der Stadt, welche der Schiff-

*) In der Kunst, Dornenhecken anzulegen, haben es die Hannoveraner weit gebracht, sie flechten die Aeste so dicht und so künstlich, daß es unmöglich ist, durchzudringen, auch verursacht das Rasiren dieser Hecken unendlich viel Schwierigkeiten.

fahrt wegen existirt, ein neues Erdwerk mit einem trokkenen Graben erbaut. Beim Ausbruch des Kriegs von 1805 vermuthete man, daß die vereinten Engländer, Schweden und Russen einen Angriff auf Hameln unternehmen würden, deswegen wurden die Gärten rasirt, die Gegend inondirt, vor dem Fort No 1. zwölf neue Fladderminen à 25—30 Pfd. Pulverladung, und auf dem östlichen Abhange des Klütberges zwey neue Redouten erbaut, von denen die eine uns noch unvollständig überliefert wurde. Bei der preußischen Besitznahme wurde für nöthig erachtet, die Fortifikation des Forts George zu erweitern. Auf der nördlichen Seite des Forts No. 1. existirte kein Glacis mehr; auf der ganzen westlichen Seite fand gar keine Flankenvertheidigung Statt, es wurde dem Feinde nur Frontalfeuer entgegen gesetzt, deshalb wurde vor der Mitte des Forts No. 2. eine vorne abgestumpfte Kaponiere angelegt, die kasemattirt ward, allein nur bis zur Wölbung gedieh. Man war nachher genöthigt, die Zwischenräume der Kasematte mit Erde auszufüllen, und eine Erdbrustwehr darauf zu setzen. Eben so fand sich, daß das Fort No. 3. Gefahr liefe, von drei Seiten zugleich angegriffen zu werden, denn einmal konnte ein Angriff auf der südwestlichen Seite, von der Kapelle her, erfolgen; zweitens konnte der Feind unbemerkt auf der Pyrmonter Chaussee vordringen, und vermittelst einer Schlucht auf dem südlichen Abhange eine Attaque unternehmen; die dritte Angriffskolonne endlich ging auf der Chaussee noch mehr vor, und zog sich links, ebenfalls durch eine Schlucht gedeckt, auf die östliche Seite dieses Forts. Um dieses nun zu verhindern, und die Streitkräfte des Forts No. 3. nicht zu vereinzeln, wurde quer über die Pyrmonter Chaussee (bei deren Schlucht ein zweyter Angriff erwähnt worden ist), eine Coupure für drei Kanons mit einem 18 Fuß breiten und 14 Fuß tiefen Graben, dessen

Escarpe

Escarpe mit Mauerwerk bis zum Horizont bekleidet war, und über den eine Zugbrücke, die nach unten im Graben in einem Brückenkeller aufging, führte, erbaut. Die Brücke und überhaupt der Graben erhielt ihre Seitenvertheidigung durch eine Kasematte, die im Lichten eine Länge von 69 Fuß und eine Breite von 15 Fuß enthielt, aus Mangel an Zeit aber nicht gewölbt, sondern mit 12—15 Zoll starken eichenen Balken, und sodann mit 2—3 Fuß Erde bedeckt war. Zu noch mehrerer Vertheidigung dieses Punktes, und hauptsächlich, um eine Brücke, welche über die kleine Humme führt, bestreichen zu können, wurde parallel mit der Brustwehr der Coupure, in der Entfernung von 80 Fuß ungefähr, auf dem Absatz der Abdachung ein Epaulement für zwey Zwölfpfünder und 30 Infanteristen aufgeworfen. Und eben so wurde der sanfte Abhang nach Süden vom Fort No. 3. an der Lisiere der steilen Böschung mit einer Flesche mit Flanken couronnirt. In dieser Flesche waren zwey Bankbatterien für zwei leichte Kanons; diese Flesche hing durch eine Pallisadirung mit dem Fort No. 3. zusammen, und war dadurch gegen einen Anlauf einigermaßen gedeckt; sie hatte überdem vor der rechten Façe und Flanke einen kleinen Graben. Von den Schleusen war die eine völlig unbrauchbar, deswegen wurde eine neue erbaut, und zu deren Deckung statt des verfallenen Epaulements eine Redoute für einige Kanonen und 2 bis 300 Mann, mit einem, zum Theil aufgemauerten, nassen Graben umgeben. In diesem Werk befand sich ein leichtes Wachthaus *).

Dieß sind nun die neuen Werke, deren Herr L. S. 3. erwähnt, und zu deren Bau der König erst 20000 Rthlr., nachher aber noch 5000 Rthlr. zulegte.

*) Diese Redoute nennt Hr. L. immer ein Blockhaus, wiewohl sie nicht die geringste Aehnlichkeit mit einem Blockhause hatte.

Bei der Besitznahme der hannövrischen Lande durch die Truppen Sr. Maj. des Königs von Preußen, wurde das Regiment Prinz von Oranien, vormals Götze, beordert, die Vestung zu besetzen; zugleich erhielt der Major von Menz von der Artillerie den Befehl, mit seinen drei zwölfpfündigen Batterien dort einzurücken; von Seiten des Ingenieurcorps übernahm der Major von Engelbrecht mit den Lieutenants von Böhn, von Sallet und Wenzel die Vestung. — Der Generalmajor von Schöler, zugleich Brigadier im Ingenieurcorps, welcher bis jetzt Commandant der Vestung Wesel gewesen war, wurde in dieser Qualität nach Hameln versetzt. Die Vestungs-Artillerie-Compagnie des Major von Grossin, welche bisher in Wesel garnisonirt hatte, erhielt Hameln zu seiner Garnison, das Feld- und Friedens-Proviantamt aus Wesel wurde nach Hameln verlegt. Zum eigentlichen Vestungsbau wurde der Capitain Markoff als Ingenieur de la Place, und die Lieutenants von Ebermeyer und von Rhaden bestimmt.

Vermöge der Wiener Convention, ließ jede Macht das ihr zugehörige Geschütz und Munition in den respektiven Vestungen zurück; wir fanden dem zufolge 18 metallene und etliche 30 eiserne Kanonen von verschiedenem Caliber, die noch von den Hannoveranern herrührten, und eine ziemlich beträchtliche Quantität gutes Pulver und Munition.

Den 22. Mai marschirten die drei zwölfpfündigen Batterien, nachdem sie ihr Geschütz in der Vestung zurückgelassen hatten, über Magdeburg nach Berlin, um zum Corps des Generals Grafen von Kalkreuth, welches gegen die Schweden und Engländer in Pommern stand, zu stoßen.

Den 11. Juni ging der Major von Engelbrecht mit seinen drei Lieutenants nach Nienburg.

Ende Mai rückte ein Commando vom Mineur-Corps aus den schlesischen Vestungen, bestehend aus dem Capitain Rück, Lieutenant v. Malachowsky, 1 Junker, 3 Unterofficieren und 33 Mineurs, in die Vestung ein; wovon aber bald darauf 1 Unterofficier und 6 Mann nach Nienburg detaschirt wurden, und 5 Mann desertirten. Um eben diese Zeit wurde der Artillerielieutenant Tiedeke beauftragt, die erforderliche Anzahl von Geschütz und Munition für die Vestung und das Fort George zu bestimmen. Seinen Angaben gemäß, erhielten wir für die Vestung 73, und für das Fort 75 Stück, aus den Berliner und Magdeburger Arsenalen, worunter 20 ganz neue Tempelhoffsche Mortiere sich befanden, nebst der gehörigen Munition. — Die Angabe des Hrn. L., daß der Transport und das Emplacement des Geschützes und Munition an 300000 Rthlr. gekostet hat, ist wohl nicht ganz richtig.

Den 13. August erhielten wir die officielle Nachricht: daß zwischen den Cabinettern von Berlin und Paris Differenzen obwalteten, daß vielleicht der Ausbruch eines Kriegs zu erwarten sey, und dem zufolge die Vestung mobil gemacht werden müßte. — Demnach wurden sogleich Contrakte mit Lieferanten wegen Füllung der Magazine abgeschlossen, und mit der größten Thätigkeit an der Verproviantirung, wie auch am Emplacement des Geschützes, gearbeitet. — Wie schon vorhin erwähnt worden ist, sind die Kasematten des Forts George sehr feucht. Das Pulver, welches wir bei der Uebernahme vorfanden, wurde deshalb in Luftpulvermagazinen, der Conservation wegen, untergebracht; zufolge dieser Nachricht aber wieder in die Kasematten vertheilt. — Das Regiment Prinz Oranien hatte 14 Tage zuvor den Befehl erhalten, nach seiner eigentlichen Garnison Berlin zurückzumarschiren; erhielt aber itzt den Befehl, zur Besatzung in Ha-

mehr zu verbleiben. — Zugleich wurde die Garnison durch die dritten Musketier-Bataillons der Regimenter von Schenk, von Tschammer, von Hagken und Churfürst Hessen, ein Commando von 36 Pferden unter dem Lieutenant von Santha von Köhler Husaren, und ein Commando von der Feldartillerie unter dem Major Schulz und 3 Lieutenants verstärkt. Die beiden Bataillons von Hagken und Churfürst Hessen waren durch Desertion sehr geschwächt, deshalb wurde im Paderbornschen und Münsterschen stark rekrutirt, und diese Bataillons, die mit 100 bis 120 Mann in die Vestung eingerückt waren, auf 800 Mann gebracht. — Auch sollten aus dem im Lande noch befindlichen Hannöverischen Militair 6000 Mann ausgehoben werden, und diese neben dem preußischen Traktament ihre halbe hannöverische Pension beziehen; zu diesem Ende wurden auch die Lieutenants von Alten und von Hammelberg, vom Regiment von Hagken, nach Hannover geschickt, um dieß Geschäft zu besorgen; dieser Befehl wäre auch in der That erfüllt worden, wenn nicht die unglückliche Schlacht den hannöverischen Ständen, die sich itzt von Preußen independent glaubten, andere Gesinnungen eingeflößt hätte. Der Obrist von Caprivi, vom Regiment Prinz Oranien, wurde vom Könige zum Commandanten des Forts George ernannt. — Die Weser herauf nach Holzmünden und hinunter nach Preußisch-Minden, wurden Officiere mit Commando's abgeschickt, um von den Bewegungen des Feindes etwas zu erfahren zu suchen, Spione aufzuheben, und im Fall der Noth, die auf der Weser befindlichen Fähren, Kähne und andere Fahrzeuge, entweder nach Hameln zu transportiren, oder sie zu versenken. — Die Ersatzmannschaften der Regimenter v. Treuenfels und v. Strachwitz, welche im Hannöverischen gestanden hatten, fanden ihre respektiven Regimenter hier auch nicht mehr,

hatten auch keine Nachricht von der Direktion ihres Marsches, daher verleibte sie der Commandant der Garnison ein, und vermehrte dadurch die Stärke derselben um 300 bis 350 Mann. Die Vestungs-Artillerie-Compagnie des Major von Grossin, und das Commando des Major Schulz war allein zur Bedienung des Geschützes nicht hinreichend, es wurden also der Artillerie die beiden dritten Musketier-Bataillons von Hagken und Churfürst Hessen zugetheilt, in der Folge auch noch per Compagnie einige Mann von der ganzen Garnison, und per Bataillon 2 Officiere der Artillerie als Gehülfen zugegeben. Der Major von Grossin machte für diese Infanterie Officiere einen kleinen Unterricht durch den Druck (auf seine eigne Kosten, ohne dafür einen Groschen Entschädigung erhalten zu haben) bekannt, und vertheilte denselben unter die Officiere und Unterofficiere.

Den 15ten October erhielten wir den Parolebefehl d. d. Erfurt den 9ten October, mithin auch die Nachricht von der erfolgten Kriegserklärung. An diesem Tage liefen von mehrern Seiten die erfreulichsten Nachrichten über den glänzenden Sieg ein, den der Prinz Louis, wiewohl mit Verlust seines Lebens, über den Feind errungen haben sollte. — In der ganzen Gegend hatte man Tags zuvor eine Kanonade gehört, zwei Kaufleute, die aus Paderborn über Hexter kamen, erzählten uns zuerst von diesem Vorfall. Die Freude über diesen Sieg, welchen das Gerücht immer bedeutender und glänzender machte, war so groß und so allgemein, daß die Soldaten, welche beim Bau der oben bemerkten Coupure arbeiteten, versicherten, diese Nachricht wäre ihnen willkommner, als wenn sie für diesen Tag doppeltes Tagelohn erhielten. Aber leider wurde diese Nachricht den folgenden Tag sehr verbittert, denn wir erhielten par Estaffette aus Leipzig Briefe, die uns den Verlust der Schlacht anzeigten.

Den 17ten indeß wurde uns wieder angezeigt: Prinz Louis sey geschlagen und geblieben, Fürst Hohenlohe sey zu seinem Soutien nachgerückt, habe aber nicht reüßirt, darauf habe General Rüchel das Gefecht erneuert, die geschlagenen Truppen hätten sich hinter ihm wieder gesammelt und dadurch wäre dem Feinde der Sieg nicht nur allein entrissen, sondern er wäre so glänzend und so bedeutend gewesen, daß der Feind nur durch Anzündung mehrerer Oerter seinen Rückzug habe bewerkstelligen können. So wurde nun eine frohe Bothschaft durch eine Hiobspost verdrängt, und diese mußte wiederum der allgemeinen Freude Platz machen. Endlich erhielt den 18ten der General von Schöler vom Obrist von Scharnhorst einen Brief, der uns mit den traurigen Ereignissen bekannt machte. Daß die Folgen dieser verlornen Schlacht aber so schrecklich, so entscheidend seyn würden, das ahndete niemand. — Ohngefähr acht Tage nach der Schlacht kamen Versprengte von mehrern Regimentern an, am zeitigsten aber der Regimentsquartiermeister des Regiments Schenk. Seinen Aussagen nach, waren von der ganzen Armee nicht 10,000 Mann übrig geblieben, vom ganzen Corps Officiere von Schenk existirten vielleicht nicht 5 oder 6 mehr; indeß bekanntlich hat die Furcht keine Grenzen. Der Lieutenant von Schönholz vom Regiment Churfürst Hessen war mit seinen Schützen abgeschnitten, hatte aber das Glück, mit seinen Leuten glücklich Hameln zu erreichen. Obgleich in der ganzen Gegend der Befehl erlassen war, sämmtliche Versprengte zu sammeln, und dieselben nach Göttingen, Hannover, Hildesheim, Hameln oder Nienburg zu bringen; so war es doch der General Schöler, welcher diesem Befehl schnurstracks zuwider handelte und grade zu erklärte: er würde keinen Mann aufnehmen.

Den 25sten October erschien General von Lecoq mit seinem Corps unter den Kanonen des Forts George; dasselbe bestand: aus dem ersten und zweiten Bataillon Regiment von Lettow, ersten und zweiten Bataillon Regiment von Hagken, vier Compagnien vom zweiten Bataillon Regiment Grävenitz *), Füsilier-Bataillon von Yvernois, zwei Compagnien vom Jäger-Regiment, Dragoner-Regiment v. Osten, 45 Pferden Regiment v. Pletz Husaren, einer halben reitenden Batterie unterm Lieutenant Wilhelmy. Aber noch denselben Tag schickte General Lecoq das Dragoner-Regiment Osten, das Füsilier-Bataillon Yvernois und die beiden Jäger-Compagnien fort. Den folgenden Tag früh um acht Uhr wurde Lärm geschlagen, das erste Bataillon Prinz Oranien erhielt Befehl: zum Corps des Generals von Lecoq zu stoßen, dagegen sollte das Regiment Hagken zur Besatzung bei uns bleiben. Um 10 Uhr brach General Lecoq mit seinem Corps auf, allein er mochte ohngefähr zwei Meilen zurückgelegt haben, als er die Nachricht erhielt, das fernere Vordringen sey unmöglich, da der Feind bereits in zu starker Masse zu weit vorgerückt sey, daher beschloß er umzukehren. Denselben Abend rückte auch schon die Bagage des Corps in die Stadt ein, das Corps selbst cantonirte in den umliegenden Dörfern, und bezog den folgenden Tag auf der östlichen Seite des Forts ein Lager, das leicht fortificirt wurde.

Der Herzog von Weimar hatte den 17ten October von Heiligenstadt aus dem General Lecoq den Befehl zugesandt, den 27sten October in der Gegend von Havelberg einzutreffen, um dort zu seinem Corps zu stoßen. Den 24sten October erhielt der Herzog von Weimar in Gardelegen vom General Lecoq die Nachricht:

*) Die fünfte Compagnie dieses Bataillons stand in Nienburg unter dem Major von Dreßler.

daß derselbe den 27sten, seinen Befehlen gemäß, in Tangermünde eintreffen würde; gleich darauf aber erhielt der Herzog einen zweiten Courier, der ihm meldete: General Lecoq würde in Hameln bleiben.

Den 4ten November stieß das Dragoner-Regiment von Osten, das Füsilier-Bataillon von Yvernois und die Jäger in der Gegend von Gadebusch zum Corps des Generallieutenant von Blücher. Das Bataillon Yvernois hat nachher, unter den Befehlen des Herzog von Braunschweig Oels, an der bedeutenden Affaire vor dem Burg-Thore bey Lübeck thätigen Antheil genommen, und stark gelitten. Das Dragoner-Regiment Osten wurde, durch die vom General Blücher zu Rattau geschlossene Kapitulation, gefangen, die Füsiliere von Yvernois und die Jäger aber schon den 16ten November in den mörderischen Gefechten in und bei Lübeck zum Theil aufgerieben, zum Theil gefangen. Um diese Zeit hatte der Lieutenant Hellwig vom Regiment Pletz Husaren einen großen Theil der gefangenen Garnison von Erfurt befreit, ohngefähr 300 Mann von diesen, vom Regiment von Schenk, kamen nach Hameln und verlangten vom General von Schöler wieder organisirt zu werden, der General entschloß sich endlich, sie dem Regiment Hagken einzuverleiben; allein dieser Vorschlag gefiel ihnen nicht, weil dieß Regiment in Münster seinen Kanton hatte, und aus sehr unsichern Leuten bestand. Die Bemühungen des braven Officier-Corps vom dritten Bataillon von Schenk, an deren Spitze sich der würdige Obrist von Renzel befand, vermochten sie denn endlich, diesen Vorschlag anzunehmen.

Den 5ten November wurde die neu erbaute Redoute an der Schleuse zum erstenmal durch den Lieutenant von Reichenau mit 2 Unterofficieren und 25 Schützen vom Regiment Hagken besetzt.

Den 7ten November Mittags um 12 Uhr ließ der General von Schöler den Lieutenant v. Rhaden, vom Ingenieur Corps, rufen. Der Vestungsplan lag auf dem Tische. Er zeigte ihm verschiedene Punkte auf den Courtinen, Bastions ꝛc. wo er Posten ausgesetzt zu haben verlangte, überließ im Ganzen aber ihm die Aussetzung der Schildwachten. Zu derselben Zeit brachte eine Ordonanz des Generals Lecoq dem General Schöler die Nachricht:

„Der Feind habe diese Nacht das Dorf Albendyssen „passirt, sey in Anmarsch gegen die Vestung, und „habe bereits einen Dragoner von den Vorposten „aufgehoben."

Ein Beweiß, wie sehr man bemüht gewesen ist, von den Unternehmungen des Feindes Erkundigungen einzuziehen. Gegen 1 Uhr wurden wir von der Annäherung des Feindes durch die Lärmkanonen des Forts George benachrichtigt. Der König von Holland rückte von der Westphälischen Seite gegen uns vor, und sollte nach Aussage einiger Gefangenen (die einige Tage darauf eingebracht wurden) gegen 20000 Mann stark gewesen seyn. Beim Dorfe Groß Berkel faßte er Posto und schickte ohngefähr 1000 Mann Cavallerie und etliche 100 Mann Infanterie vor, um eine Recognoscirung *) gegen das Fort zu unternehmen. Das Gros des Corps blieb bei Groß-Berkel stehen, es schickte zwei Kanonen vor, die aber nichts effectuirten. Der General Lecoq schickte, unsrer Seits dagegen das erste Bataillon Oranien unterm Major von Bibra, die Schützen dieses Bataillons unterm Lieutenant von Zennert, ein Commando von circa 36 Füsilieren und Jägern unterm Lieutenant von Treskow,

*) Dieser Ausdruck findet jetzt für eine kleine Expedition vielen Beyfall, weil: wenn die Unternehmung mißglückt, das Publikum sich darunter eine kleinere unbedeutendere Affaire denkt, er ist mithin der Ehre des unglücklichen Theils viel convenabler.

vom Bataillon Yvernois, ein Commando Dragoner und Husaren circa 70 bis 80 Mann unter dem Lieutenant von Massow und Fähndrich von Zawatski, vom Regiment Osten *) und zwei Kanonen von der halben reitenden Batterie unterm Lieutenant Wilhelmy, dem Feinde entgegen. Die Kavallerie, Schützen, Füsiliers und Jäger rückten bis gegen das Dorf Klein-Berkel vor und scharmuzirten mit den feindlichen Kavallerie-Vorposten und Tirailleurs. Der Major v. Bibra postirte sich nicht weit von der Flesche (deren Seite 49 erwähnt ist), und maskirte die beiden Kanons. Gegen halb 3 Uhr wurde er von einem Holländischen Dragoner-Regiment angegriffen. Der Major ermahnte seine Leute, ruhig zu bleiben und genau auf sein Commando Acht zu geben; als die Dragoner sich gehörig genähert hatten, commandirte er ganz gelassen: Bataillon fertig! — — — t'. an! dieß wartete aber die Kavallerie nicht ab, sondern kehrte um. Unsere Artillerie zog sich durchs Bataillon vor, und schickte dem Feinde eine Kartätschensalve nach, die auch von guter Wirkung war. Unsere Kavallerie und leichte Infanterie hatte bei der Ueberlegenheit des Feindes einen heissen Tag. Hätten wir das Detaschement von Osten noch bei uns gehabt; so konnte dieser Tag vielleicht sehr folgenreich werden. Indeß muß man gestehen, daß die einzelnen nur sehr schwachen Commandos ihre Schuldigkeit vollkommen erfüllt haben, und selbst der Feind hat ihnen diese Gerechtigkeit widerfahren lassen. — Die ganze Affaire fiel unter den Kanonen des Fort George vor, und dem wohl unterhaltenen gut dirigirten Feuer des groben Geschützes vom Fort aus haben wir es zu danken, daß der Feind, trotz aller seiner Ueberlegenheit, keine Vortheile über uns errun-

*) Diese kleinen Commandos waren sämmtlich zur Deckung der Bagage zurück geblieben, welche den Dragonern und Füsilieren nicht gefolgt war.

gen hat. Zwischen 4 und 5 Uhr zogen sich beide Theile zurück. Unser Verlust war unbedeutend, wir verloren an Todten: 2 Schützen, und an Blessirten, 2 Schützen, 3 Füsiliers und einige Dragoner; ebenfalls wurden auch einige Dragoner vermißt. — Jedoch hat der Feind ungleich mehr verloren, welches wir der Wirkung des groben Geschützes zu verdanken hatten, wozu noch das hinzu kommt, daß er in größeren Massen vorrückte. Sein Verlust würde noch bedeutender gewesen seyn, wenn der Lieutenant Blumenröder von der Artillerie, welcher dieselbe auf dem Fort No. 3 commandirte, nicht zu menschenfreundlich gegen die Bauern gedacht und gehandelt hätte. In der Kanonenschußweite lag die Berkelsche Warte, ein Wirthshaus zum Dorfe Klein-Berkel gehörig, hinter diesem Gehöfte versteckten sich stets kleine Trupps sowohl feindlicher Infanterie als auch Kavallerie, und suchten da den Moment wahrzunehmen, unsern Leuten in den Rücken zu kommen. Dieß bemerkten wir deutlich vom Fort aus, wir ersuchten daher den Lieutenant Blumenröder, diese Warte anzuzünden, allein er lehnte unser Ansuchen jederzeit mit dem Bemerken ab: „soll „ich diese Familie, die schon so viel gelitten hat, un„glücklich machen, und sie total ruiniren, um vielleicht „einige Feinde zu tödten!“ — Hätten doch manche Commandanten so raisonnirt, die alles abbrannten und verwüsteten, und sich hernach gleich bei der ersten Aufforderung ergaben, wie dieß z. B. bei Nienburg der Fall war *).

Den 8ten November Vormittags sahen wir deutlich: daß mehrere feindliche Detaschements auf dem Ohr-Berge hin und her marschirten, auch daß einzelne Officiere auf- und abgingen, woraus wir schlossen: daß dort wahrscheinlich Allignements bestimmt und Batterien erbaut werden würden. Wir störten sie in-

*) Der 2te Band der Intelligenzblätter z. d. N. F. Br. enthält die Vertheidigung des Generals Strachwitz, wegen der Uebergabe von Nienburg.

deß nicht im Mindesten, da der Commandant aufs Ausdrücklichste alles Feuern verboten hatte, damit die Munition nicht vergeblich verschleudert würde.

Zwischen 11 und 12 Uhr hörten wir in der Entfernung ein Kleingewehrfeuer; da dasselbe aus der Gegend von Ohsen herzukommen schien; so vermutheten wir mit Recht: daß der Lieutenant von Santha, vom Regiment Köhler Husaren, welcher zur Deckung der dasigen Fähre dort postirt war, mit dem Feinde engagirt sey.

Den 9ten November Mittags zwischen 2 und 3 Uhr fuhr der Feind auf dem Ohr-Berge eine Haubitze auf, um die neue Flesche, vor dem Fort 3, zu ängstigen; nach drei vergeblichen Würfen, welche nur die Hälfte bis zwei Drittheil der Distanz erreicht hatten, zog er sie jedoch wieder zurück.

Bald nach 4 Uhr wurde Lärm geschlagen. Der Lieutenant Santha war bei Ohsen so gedrängt worden, daß er sich nach der Vestung zurückziehen mußte, indeß wurde er so heftig verfolgt, daß wir uns genöthigt sahen, um ihn zu retten, ihm ein Commando entgegen zu schicken. Kaum war er glücklich in die Stadt gekommen, als der Marschall Mortier auf der Chaussee, die von Hannover kommt, stark vorrückte und das Osterthor forciren wollte, und in der That drangen auch einige Franzosen bis ans äusserste Barriere vor. Da aber sowohl das rechte als auch das linke Ufer der Chaussee, welche bei weitem tiefer als die Chaussee selbst liegen, unter Wasser gesetzt waren; so war der Marschall genöthigt, nur en Colonne auf dieser Chaussee vorzugehen. Unser leichtes Geschütz wurde augenblicklich auf die exponirten Werke zusammengebracht, und dadurch dem Feinde ein so bedeutender Schade zugefügt, daß er genöthigt ward, sein Vorhaben aufzugeben. Beim Einrücken in unsre Quartiere brachte der Lieutenant Schmidt, Adjutant des

Generals Schölers, dem Lieutenant von Rhaden die Ordre: sich ans Mühlenthor zu verfügen, wo er 1 Officier und 40 Mann finden würde, diese sollten an der Walkmühle postirt werden. — Diese Walkmühle lag vor dem Mühlenthore, auf dem halben Wege nach der Schleusenredoute. — Greift nun der Feind diese Redoute an, und glaubt der dasige commandirende Officier sich nicht stark genug, dem Angriff gehörig widerstehen zu können; so soll das Commando von der Walkmühle zu seinem Soutien nachrücken; ist aber im andern Fall die feindliche Macht diesen beiden vereinten Posten überlegen, so daß die Schanze verloren gehen muß; so soll sich die Besatzung der Redoute zur gehörigen Zeit nach der Walkmühle zurückziehen, und mit diesem Posten die Vestung zu erreichen suchen. Weil nun die Infanterie Officiere die Gegend nicht genau genug kannten; so wurde der Lieutenant Rhaden beordert, sie gehörig zu instruiren und die nöthigen Anordnungen zu treffen. — In der Walkmühle erfuhr der Lieutenant Rhaden, daß die Affertsche Warte, vor dem Osterthore, mit einem schwachen Posten, höchstens von 10 Mann, besetzt sey. Bei dem Rapport, welchen derselbe nun dem General Schöler abstattete, erwähnte er dieser Nachricht, und bat den General, ihm einige Leute zu erlauben, um diesen Posten aufheben zu können; der General hörte aber auf alle Vorstellungen nicht im geringsten, sondern begnügte sich ihm zu sagen: Wozu nutzt das? Was helfen mir die paar Mann? Ich bin froh, wenn mich der Feind in Ruhe läßt, ich werde nicht mit ihm anbinden u. s. f. — Während diesem Gespräch rapportirte der Major von Beaufort, vom Regiment Hagken, daß man ein Zimmern und Hämmern auf der Weser hörte, daß ferner der Feind seit einer geraumen Zeit über die Weser setzte. — Der General Schöler befahl hierauf dem Major Beaufort und Lieutenant Rha-

den, sich genauer von allen Umständen zu informiren. Sie gingen hierauf auf den Wall und nach der großen Weserbrücke, hörten auf beiden Punkten ein großes Geräusch und sahen auch von da aus, daß Mannschaften auf Kähnen mit Laternen auf der Weser auf- und abfuhren. Der Thorschreiber am Brückthor versicherte ihnen, daß dieß bereits seit länger als einer halben Stunde statt fände. Als sie dem Commandanten davon Bericht abstatteten, fragte er sie: was wohl die Absicht des Feindes seyn könnte? — Der Major Beaufort meynte: Der Feind würde wahrscheinlich viele Fahrzeuge zusammen gebracht haben, auf denen er die Weser herunter fahren würde, um etwas gegen die Stadt zu unternehmen. Der Lieutenant Rhaden widersprach indeß dieser Behauptung grade zu, und zwar aus folgenden Gründen: Der Ort, wo der Uebergang geschieht, ist oberhalb des Ohr-Berges, diesseits des Berges streifen unsre Patrouillen umher, würde nun der Feind die Weser hinunter fahren wollen; so würde er von den Patrouillen entdeckt, beunruhigt, und dadurch bewogen werden, sein Vorhaben aufzugeben. Hierzu kommt noch, daß der Feind bei der Coupure vorbei muß, das Plänkern und Feuern der Patrouillen würde die Coupure, das Epaulement und die Flesche allarmiren, welche ihm seine Unternehmung noch mehr erschweren würden. Vielmehr ging die Meinung des Lieutenant Rhaden dahin: An dem Ort, wo das Geräusch herkommt, fällt die Hamel in die Weser, der Feind setzt also wahrscheinlich dort Truppen über, welche längs der Hamel nach der Schleusenredoute marschiren, diesen Posten forciren und die Inundation vernichten werden, um alsdann leichteres Spiel gegen die Stadt zu haben. — Der Commandant trat der Meinung des Majors Beaufort bei, befahl diesem, nach dem neuen Thor zu gehen, und von dort eine Compagnie nach dem bedeckten Wege

an das Mühlenthor zu schicken, um jeden Anfall mit Macht zurück zu drängen. Der Lieutenant Rhaden wurde nach der Coupure und Fort 3 geschickt, er sollte dort alles allarmiren, Haubitzgranaten, oder Leucht- und Brandkugeln werfen lassen, um vielleicht etwas entdecken zu können. — Für Leuchtkugeln war die Distanz zu groß, und einige geworfene Haubitzgranaten bewirkten auch nichts weiter, als daß einige Wachtfeuer verloschen. Auf dem Fort No. 3 erfuhr der Lieutenant Rhaden: daß ein Bauer aus dem Dorfe Berkel die Nachricht überbracht hätte: der Feind würde den 10ten des Morgens zwischen 3 und 5 Uhr einen Sturm auf die Vestung und das Fort George zugleich wagen. Der Lieutenant von Malachowsky war mit dieser Nachricht vom Fort No. 3 aus an den Commandanten geschickt worden. So ungereimt und lächerlich dieselbe auch war, da ein jeder, der das dasige Terrain nur einigermaßen kennt, gleich einsieht, wie vielen Schwierigkeiten ein solches Vorhaben unterworfen ist; so maß der General Schöler dieser Neuigkeit doch vollkommnen Glauben bei, und befahl deshalb auch sogleich: daß die beiden Posten von der Schleusenredoute und Walkmühle sich in die Stadt zurückziehen sollten. Dieß Verfahren, was von so vielen, und namentlich auch von Herrn Lüders, so laut getadelt worden ist, kann einigermaßen doch gerechtfertigt werden. — War die Nachricht von dem Sturm gegründet; so ist es klar, daß die Redoute, wenn sie auch von beiden Posten vertheidigt würde, in feindliche Gewalt gerieth, die Besatzung war also verloren. Da nun die Redoute, besetzt oder unbesetzt, für uns verloren war; so wollte der Commandant doch wenigstens die Mannschaft retten; hierzu kam noch die Besorgniß: wenn der commandirende Officier die Unmöglichkeit von dem längern Besitz der Redoute einsieht; so wird er sie verlassen, es kann aber kommen, daß der Feind ihn stark drängt und

mit ihm zugleich in die Vestung kommt. Von 10 Uhr des Abends an, hörte das Getöse auf der Weser auf.

Den 10. November mit Tagesanbruch bemerkten wir vom Fort George aus: daß der Feind in mehreren Colonnen von Ohsen aus nach Afferde und dem Paßberge marschierte; auch zugleich, daß er im Besitz der von uns verlassenen Schleusenredoute sey. Der General Lecoq schickte gegen 7 Uhr des Morgens dem Lieutenant Wilhelmy den Befehl: zu versuchen, ob er mit seiner siebenpfündigen Haubitze diese Schanze erreichen könnte; auch fing die Artillerie vom Fort No. 3, und von den Bastions 3, 4 und 5 aus der Stadt an zu spielen, um den Feind aus diesem Werke zu delogiren; indeß alle Versuche waren vergeblich, die meisten Haubitzgranaten gingen zu weit, und keine einzige erreichte die Schanze, so daß wir um 5 Uhr des Abends mit dem Feuern einhielten. — Zwischen 10 und 11 Uhr zogen sich mehrere feindliche Cavallerie- und Infanterie-Detaschements auf den Paßberg rechts und links, die denn aber sogleich von unsrer Artillerie begrüßt wurden. — Mittags nach 1 Uhr erschien der General Loison (nachher Gouverneur von Münster, und alsdann Chef des Belagerungscorps vor Colberg) in Begleitung mehrerer Generale und Officiere, vor dem Mühlenthore, und forderte im Namen des Königs von Holland die Vestung zur Uebergabe auf. Der Lieutenant und Adjutant Schmidt führte ihn in die Vestung, und beging dabei den Fehler, ihn und sein ganzes Gefolge mit offenen Augen zum Commandanten zu bringen *). — Gegen 4 Uhr verließ General Loison

*) Obgleich das Verbinden der Augen mehr eine Formalität, und in manchen Fällen eben nicht von erheblichem Nutzen ist; so ist es, meiner Meinung nach, doch sehr anzurathen, und niemals zu unterlassen. Denn wenn der Feind auch die Vestung gehörig kennt, wie dieß bei Hameln der Fall wär; so kennt er doch nicht das Emplacement des Geschützes, er weiß

Loison die Stadt wieder, ohne etwas ausgerichtet zu haben. — Gleich nach seiner Ankunft wurden die sämmtlichen Generals und der Oberst von Caprivi als Commandant des Forts George zum General Schöler beordert. Der General von Wedel, der beim Corps des Generals Lekoq stand, erschien nicht, weil er mit der Capitulation nichts zu thun haben wollte; dasselbe geschah auch von Seiten des Oberst Caprivi. General Lekoq verlangte für sein Corps freien Abzug, und wollte die Vestung ihrem Schicksale überlassen; diesen Vorschlag nahm jedoch General Loison nicht an, und deshalb zerschlug sich das Geschäft. Während dieser Unterhandlung griffen die Tirailleurs vom Corps des Marschalls Mortier uns an, schlichen sich unter Begünstigung der noch bis itzt stehengebliebenen Gartenhäuser, Hecken und Bäume an die Vestung, und richteten ihr Hauptaugenmerk insbesondere auf unsere Artilleristen, ohne indeß ihren Endzweck zu erreichen. Unserer Seits wurden ihnen die Schützen des Regiments Hagken, unter den Lieutenants von Eyb und von Reichenau, entgegengeschickt. Das unbedeutende Scharmützel dauerte bis gegen 5 Uhr, unser Verlust bestand in 2 todten und 1 blessirten Schützen. — Abends gegen 7 Uhr erschien der General Loison zum zweitenmal vor der Vestung. Sobald das Corps Offiziere dieß erfahren hatte, versammelte es sich sogleich vor dem Commandantenhause. Der General Wedel und Oberst Caprivi hatten ihre

ferner nicht, wie stark die Thore besetzt sind ꝛc.; überdem macht es auf den gemeinen Mann keinen guten Eindruck, denn er kennt diesen Gebrauch; findet er nun, daß er unterlassen wird; so glaubt er gleich, man wende nicht alles an, um sich gehörig zu vertheidigen, oder man sei schon bereit zu capituliren; hiezu kommt noch, daß im Anfange dieses Kriegs so viel von der Treulosigkeit und Verrätherei der Anführer gesprochen wurde.

Erklärung vom heutigen Nachmittage wiederholt, und erschienen wiederum nicht. Die Obersten von Renzel (Commandeur des dritten Bataillons von Schenk), von Heyn (Reg. von Oranien) und von Oerthel (Reg. v. Lettow), und die Majors von Froreich (Commandeur des dritten Bataillons von Tschammer) und von Elltern (Commandeur des dritten Bataillons von Hagken), sprachen sehr laut gegen die Capitulation; nur der einzige, Oberstlieutenant v. Hammelberg (Commandeur des Regiments v. Hagken), stimmte für die Uebergabe, nachdem die Festung erst drei Tage vom Feinde eingeschlossen war; und einen solchen Mann rühmt Hr. Lüders, indem er von ihm sagt: „Ich habe mitunter manchen vortrefflichen Mann „als ehrenvolle Ausnahme unter dem Officiercorps „kennen gelernt, warum sollte ich nicht den würdigen „Oberstlieutenant von Hammelberg nennen, der den „Soldaten mit dem Gelehrten, dem Hofmann, dem „Staatsmann so schön vereint *).“ Endlich schien es, als ob der Oberstlieutenant von Hammelberg den Sieg davon tragen würde, den er erhielt den Befehl: den General Loison zum König von Holland nach dessen Hauptquartier zu Erzen (zwischen Hameln und Pyrmont) zu begleiten, und dort mit dem Könige eine Capitulation abzuschließen. Als er nach seinem Quartiere gehen wollte, traten wir ihm sämmtlich in den Weg, der Major von Haym, Capitain v. Schauler, Lieutenant von Eyb (Reg. v. Hagken), der Adjutant von Cieselsky (Reg. Schenk), und der Lieutenant v. Rhaden (Ing. Corps), nöthigten ihn, in die Ordonanzstube des Commandantenhauses zu treten. Sämmtliche übrige Officiere folgten dahin. Hier war es, wo wir nun den Hrn. v. H. fragten: ob es ge-

*) Wahrscheinlich wird Hr. v. Hammelberg im Hause des Hrn. Lüders, wo er einquartiert war, sich sehr genügsam bezeigt haben.

gründet sei, daß wir capituliren würden? Zugleich baten wir auch um die Gründe, die den Commandanten zu diesem Schritt bewogen hätten. Die Unglücksfälle von Saalfeld, Jena, Prenzlau, Lübeck, die Uebergabe von Stettin, Küstrin und Magdeburg sollten als Entschuldigung dienen. Die Bedingungen der Capitulation waren folgende:

„Die Vestung, das Fort George mit sämmtlichem „Geschütz, Munition, Proviant und Kassen sollen so„gleich Sr. Maj. dem Könige von Holland übergeben „werden. Die Officiere und Gemeine bleiben im Besitz „ihres Eigenthums, und erhalten freien Abzug mit „Ober- und Untergewehr, inclusive des Bataillonsge„schützes, aber ohne Munition, weder für die Artille„rie noch fürs kleine Gewehr. Die Generalität und „alle Officiere marschiren auf einer Straße; vom Feld„webel aber abwärts unter Königl. Holländischer Es„korte auf einer andern bis Leipzig, wo wir die fer„nern Befehle des Kaisers Napoleon abwarten sol„len: ob wir frei zum König gehen dürfen, oder ob „wir das Gewehr strecken müssen."

Wir stellten sämmtlich in ziemlich lebhaften Ausdrücken dem Oberstlieutenant das Unsinnige und Ehrenwidrige dieser Capitulation vor. Eine Vestung, die im besten Zustande ist, mit einer zahlreichen Garnison von beinahe 10000 Mann, mit 200 Kanonen, ansehnlichen Magazinen, itzt schon zu übergeben, itzt da der Feind erst drei Tage vor der Vestung steht, da er noch keine Kanonen gegen die Werke gerichtet hat. — Und was gehen uns die übrigen Unglücksfälle und Uebergaben an? Der König hat uns nicht hieher gesandt mit der Ordre: daß, wenn die und die Vestungen fallen, wir auch capituliren sollen; vielmehr wäre es die Pflicht eines jeden Officiers, und hauptsächlich die eines Commandanten, den ihm anvertrauten Posten bis aufs äußerste zu vertheidigen. — Aber alle diese Vorstellun-

gen halfen nichts, Hr. von Hammelberg gratulirte uns vielmehr zu einer so ehrenvollen Capitulation. — Hiedurch aufgebracht, erklärten wir ihm endlich: daß wenn einer oder der andere das Glück hätte, zu Sr. Majestät dem Könige zu gelangen; so würde er oder sie darauf antragen: daß dem der Kopf vor die Füße gelegt wird, der diese ehrenwidrige Capitulation zu Stande gebracht hat. — Hr. v. H. fand sich sehr beleidigt, und wunderte sich außerordentlich, daß wir als Subaltern-Officiere es wagten, gegen unsere Obern eine solche Sprache zu führen. Wir ließen uns dadurch jedoch keinesweges irre führen, sondern wiederholten ihm diese Aeußerung noch einmal. —

Herr von H. begleitete indeß nebst seinem Adjutanten, dem Lieutenant v. Böhler, den General Loison ins Hauptquartier Erzen, und erschien auf den folgenden Morgen den 11. Novbr. um 8½ Uhr, von mehreren französischen und holländischen Officieren begleitet, vor der Coupure, und verlangte dort eingelassen zu werden. Der Lieutenant v. Döring (vom Reg. Lettow), der daselbst die Infanterie, und der Lieutenant von Collany (vom Reg. Hagken), welcher die Artillerie commandirte, schlugen ihm sein Gesuch geradezu ab, mit dem Bemerken: der Oberst von Caprivi, als Commandant des Forts, hätte es ausdrücklich verboten, keinen Parlementair durch die Coupure passiren zu lassen; der Oberstlieutenant wollte aber eine schriftliche Ordre des Generals Lecoq vorzeigen, der zufolge ihm dieser Weg vorgeschrieben war. Auf diese Erklärung wurde die Zugbrücke heruntergelassen, und die sämmtlichen Herren passirten die Coupure, wobei Hr. v. H. noch die Complaisance hatte, den französischen und holländischen Officieren zu gestatten die ganz neue Anlage gehörig in Augenschein zu nehmen. Unsre Vorstellungen vom gestrigen Abend hatten in

deß so viel bewirkt, daß keine Capitulation zu Stande gekommen war. Die französische und holländische Begleitung des Oberstlieutenants v. H. kehrte bald wieder zurück. Dafür erschien gegen Mittag schon wieder ein neuer Parlementair. An diesem Tage wurde das zweite Bataillon von Oranien, welches bis dahin das Fort besetzt hatte, durch das dritte Bataillon von Schenk abgelöset. Da indeß der Oberst Caprivi befürchtete, es möchte doch wohl endlich einem der vielen Parlementairs gelingen, den General Schöler zu einer Uebergabe zu verleiten, er nun darin nicht einstimmte, und ihm ein Bataillon zur fernern Vertheidigung des Forts zu wenig schien; so schickte er dem zweiten Bataillon Oranien den Befehl zu, wieder aufs Fort zurückzukehren. Den Officieren und Gemeinen war dieser Befehl äußerst willkommen, denn alle brannten vor Begierde, der Welt zu zeigen, daß in ihnen der alte wahre preußische Muth und Geist noch nicht erloschen war. An dieses Bataillon schlossen sich eine Menge Officiere von andern Bataillons an, die von gleichem Eifer beseelt waren. — Indeß erregte dieser Auftritt allgemeine Sensation, und da der General Schöler befürchtete, es möchten noch üblere Scenen sich ereignen, so schickte er dem zweiten Bataillon Oranien den Befehl zu, sogleich nach der Stadt wieder zurückzukehren; versprach indeß, daß er an keine Capitulation denken wollte. — Den Nachmittag wurden eine Menge Zimmerleute und andere Soldaten unter kleiner Bedeckung aus der Vestung geschickt, um die Gartenhäuser, Hecken und Bäume zu rasiren. Diese waren bis itzt verschont worden; indeß da man Tags zuvor bemerkt hatte: daß der Feind sich derselben zu unserm Nachtheile bedient hatte; so waren wir zu dieser Maaßregel gezwungen. In der Nacht vom 11. zum 12. Novbr. wurde die Coupure angegriffen, indeß waren alle Bemühungen fruchtlos. —

Den 12. November zog sich der Marschall Mortier mit seinem Corps von Hameln ab, und ging nach Hamburg. Bey der Parole wurde folgendes bekannt gemacht:

„Da die vom Feinde gemachten Propositionen wider unsern Willen und unter der Würde der preußischen Waffen sind; so wird hiemit der Garnison bekannt gemacht, daß alle Unterhandlungen mit dem Feinde abgebrochen sind. Es kann also jetzt nur die Rede von einem unerschütterlichen Muth, Ausdauer in Ertragung aller Mühseligkeiten, welche eine Belagerung mit sich bringt, Entsagung aller Bequemlichkeiten, verbunden mit einem festen Vertrauen der Untergebenen zu ihren Obern, seyn.“

Aber war es nicht ganz natürlich, daß dieser Befehl ein allgemeines Gelächter erregen mußte? Persiflirte der Commandant dadurch sich nicht auf die beste Art? Was wollte er denn eigentlich mit diesem Parole-Befehl sagen? Hatten ihm seine Untergebenen nicht schon hinlängliche Beweise ihres Unwillens wegen dem Capituliren gegeben? Wenn er so richtige Grundsätze von Ehre hatte, warum gestattete er: daß sich die feindlichen Parlementairs vier Tage lang unaufhörlich so abwechselten, als wären sie gleichsam als Posten bey uns ausgesetzt gewesen? — Leider änderten sich die Gesinnungen des Generals Schöler sehr bald; denn am Nachmittag dieses Tages erschien der Regiments-Chirurgus Schebe, vom Regiment Oranien, und der Apotheker Westrumb bei ihm, welche ihm eine Specifikation derer Medikamente vorlegten, welche auf dem Fort George während einer Belagerung von drei Monaten erforderlich wären; allein der Commandant fand es für gut, dieß Gesuch abzuschlagen, mit der Bemerkung: wenn das Fort auf 14 Tage mit Arzneien versehen sei; so sei dieß hinlänglich. — Auch hatte an diesem Tage die erste Confe-

renz Statt, welche auf Befehl der Generale v. Schöler und v. Lecoq angeordnet war, und bei der sämmtliche Generale, Artillerie- und Ingenieur-Officiere zugegen seyn sollten.

Den 13. Novbr. Die üble Witterung, welche eingetreten war, verhinderte das fernere Campiren; daher sah sich der General Lecoq genöthigt, das Lager, welches sein Corps am Fuß des Klütberges bisher aufgeschlagen gehabt hatte, abzubrechen, und seine Truppen in die Stadt zu verlegen. — Ebenfalls entfernte sich auch der König von Holland mit seinem Belagerungscorps, der König ging für seine Person vor der Hand nach Münster; und ein Theil des Corps bezog zwischen Fischbeck und Hessen-Ollendorf Cantonirungsquartiere.

Den 19. Novbr. wurde die zweite Conferenz angesetzt. Kaum war die Sitzung begonnen, als vom Neuenthor gemeldet wurde, es sey ein Parlementair vor diesem Thore. Nach vielen Debatten, ob er eingelassen werden sollte oder nicht, wurde endlich beschlossen, ihn zum Commandanten zu führen.

Den 20. Novbr. Morgens gegen 9 Uhr ritten die Generale von Schöler und v. Lecoq in Begleitung mehrerer Stabs- und Subaltern-Officiere unter Bedeckung eines Husaren-Commando, unterm Lieutenant von Santhay, nach Wehrbergen. Abends gegen 5 Uhr kamen sie wieder zurück. Kaum waren sie in der Vestung wieder angelangt; so erscholl von allen Seiten das Geschrey:

„Wir haben capitulirt."

Keiner traute seinen Ohren, und Niemand wollte diesem Gerüchte Glauben beimessen; aber gleich darauf erschien sein Adjutant, und brachte den staunenden Officieren den Befehl: sich ja aller unerlaubten Reden und Gespräche über die geschlossene Capitulation zu enthalten, weil dieß der General Savary, mit wel-

[illegible] die Uebergabe unterzeichnet war, [illegible] worden würde. — Sogleich versammelten sich die meisten Officiere der Garnison, um zu berathschlagen, was in diesem kritischen Zeitpunkte zu thun sey. — Endlich that der Lieutenant von Hugo (vom Reg. Lettow), den Vorschlag: die fehlenden Officiere zu suchen, und dann insgesammt zum Commandanten zu gehen, um ihm folgende zwey Fragen vorzulegen:

1) Welche Gründe den Commandanten bewogen haben, schon jetzo zu capituliren?

2) Aus welchen Punkten die Capitulation bestehe?

Genügt uns nun seine Antwort nicht, (welches wohl nicht der Fall seyn wird); so wollten wir uns sämmtlich der Uebergabe widersetzen, und einen andern Staabsofficier zum Commandanten machen. — Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall, und augenblicklich wurde zu seiner Ausführung geschritten. — Als wir beim Commandanten angekommen waren, stutzten wir; doch der Lieutenant Hugo ermannte sich zuerst, und auf die Frage des Commandanten: „Was wollen Sie, meine Herren?“ antwortete er mit einem festen Tone: „Der Oberst von Derthel hat uns zu sich beschieden.“ — Obgleich dieß wohl der Fall war, denn jeder Commandeur sollte die ihm untergebenen Officiere mit der Capitulation bekannt machen; so erfolgte doch diese Antwort nur aus dem Grunde, weil wir die Gesinnungen des Oberst Derthel kannten, und auf seine Unterstützung sicher Rechnung machen konnten. — Der Lieutenant Rhaden machte hierauf den General mit der Absicht unsers Hierseyns bekannt. — General Schöler sowohl als auch General Lecoq, fanden sich über dieß Betragen sehr entrüstet, und waren gar nicht gesonnen, uns Rede und Antwort zu geben; doch als sie sahen, daß wir von unserm Vorhaben nicht abgingen; so bemühten sie sich uns zu beruhigen, und

suchten, uns über die geschlossene Capitulation zufrieden zu stellen. — Doch dieß genügte uns nicht; der Lieutenant Rhaden nahm das Wort, und äußerte in ziemlich lebhaften Ausdrücken dem Commandanten sein Befremden, daß schon itzt die Vestung übergeben sey. — Die beiden vorhin genannten Generale wollten diesen Schritt durch die Unglücksfälle von Jena, Prenzlau, Lübeck, Magdeburg, Stettin, Cüstrin und Spandau beschönigen und rechtfertigen; dabei bemühten sie sich, uns zu überreden: Kaiser Napoleon sey bereits in Posen, Glogau sey über, und Breslau, Schweidnitz und Graudenz würden belagert. Auch erfuhren wir, daß in Charlottenburg am Frieden bereits gearbeitet würde. Mithin wäre es besser, dem Könige würden eine Menge Menschen und eine wohlhabende Stadt erhalten, als daß man sie ohne Nutzen aufopferte. — Nachdem wir nun nicht im Stande waren, den Commandanten zu bewegen, in unser Gesuch einzuwilligen, und dem General Savary zu melden: daß die ganze Garnison mit der Capitulation unzufrieden, und schlechterdings nicht gesonnen sey, dieselbe anzuerkennen; so erklärten wir ihn für unfähig, die Ehre zu genießen, fernerhin Commandant einer preußischen Vestung zu seyn. Demnach trugen wir die Befehlshaberstelle dem General Lecoq an. Dieser erklärte aber: daß er das Vertrauen in seinem ganzen Umfange erkenne; aber gegenwärtig nicht mehr im Stande sey, diesen Posten anzunehmen, da die Capitulation bereits unterzeichnet sey. — Nun offerirte der Lieutenant Rhaden dem General Wedel die Commandatur; allein da auch dieser es ablehnte, und unser Betragen für höchst subordinationswidrig erklärte; so wurde einstimmig und einmüthig der Oberst Oerthel zum Commandant der Stadt, und Oberst Caprivi zum Commandant des Forts erwählt. Der Eifer, dem Könige und Vaterlande nützlich zu seyn,

und ihre Ehre zu behaupten, auf der einen Seite, so wie andrerseits der gerechte Unwille über das pflichtvergessene Betragen des bisherigen Commandanten, verleitete mehrere Officiere den Degen zu ziehen, um den General Schöler zu durchbohren, jedoch gelang es mehreren andern diesen Schritt zu verhindern.

Während sich dieses alles ereignete, hatten die Gemeinen auch die Nachricht von der Uebergabe erhalten und zugleich erfahren: daß sich die sämmtlichen Officiere derselben widersetzten. Die Garnison bestand meist aus Westphälingern und [illegible], (denn nur die 4 Compagnien von Grävenitz waren Schlesier, und das Regiment Hagken Münsterländer), diese beyden Provinzen haben von jeher Beweise ihrer Treue, Ergebenheit und Anhänglichkeit an das Königliche Haus gegeben. Auch jetzt verleugneten sie ihren Charakter nicht. Fast alle Soldaten verließen ihre Quartiere, versammelten sich auf den Straßen und öffentlichen Plätzen und murrten laut über die schändliche Uebergabe, vorzüglich gaben sie ihren Unwillen sehr laut, und vornehmlich vor dem Commandantenhause, zu erkennen. — Hierdurch, und hauptsächlich durch den letzten Schritt der Officiere, geriethen die Generale Schöler und Lecoq in nicht geringe Verlegenheit und Besorgniß. Sie fragten uns sogleich, was denn die eigentliche Absicht unsers Hierseyns veranlaßt hätte? Nachdem wir ihnen dieß nun nochmals äußerten; so erklärten sie sich gleich bereit, unser Verlangen zu erfüllen, jedoch unter der Bedingung: General Schöler bleibt Commandant, die Officiere sollten sich in der Stadt vertheilen, die Bursche beruhigen und ihnen versichern, daß nicht capitulirt würde. General Lecoq erhielt vom General Schöler den Auftrag, augenblicklich den General Savary von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen, und ihn zu ersuchen, ja nicht morgen nach der Festung zu kommen, um dieselbe

zu besetzen, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, von einem lebhaften Feuer empfangen zu werden. — Wer war froher als wir, unsern Entzweck so schön erreicht zu haben, aber eben dieß Uebermaaß von Freude war Schuld; daß wir gar nichts bewirkten. — Einige von uns ahndeten gleich nichts Gutes, sie riethen daher: das Zimmer des Commandanten nicht eher zu verlassen, bis der Brief an den General Savary geschrieben, wir ihn durchgelesen und dann eigenhändig versiegelt hätten; dieser Antrag wurde aber leider verworfen, und dieß war die Quelle unsers Unglücks. Aber wer hätte es auch ahnden können, daß wir jetzt von Neuem betrogen, verrathen würden. — Der General Lecoq versicherte, es wäre für den Offizier, welcher diesen Brief dem General Savary überbringen würde, die äusserste Gefahr, daher mußten die Officiere loosen, und das Loos traf den Lieutenant v. Hugo, Regiment v. Lettow.

Da einmal von dem Briefe gesprochen ist; so werde ich gleich den ganzen Verlauf der Sache mittheilen, obgleich er erst späterhin bekannt worden ist. Wie schon gesagt worden, so verlangten die Officiere, daß gar nicht capitulirt werden, und dieß war es, was dem General Savary gemeldet werden sollte; statt dessen schrieben ihm aber die beiden Herren Generale, die Officiere sowohl als auch die Gemeinen wären mit der unterm heutigen Tage zu Stande gekommenen Capitulation unzufrieden und zwar, weil erstlich die Officiere nach wie vor ihr Traktament verlangten, und zweitens sollten die Gemeinen nicht kriegsgefangen seyn, sondern frei in ihre Heimath zurückkehren dürfen. — Es sey mir verstattet, hier einige Worte, und zwar meine Ansichten über diese beiden und hauptsächlich über den ersten dieser Punkte, mittheilen zu dürfen. — Man findet in vielen ältern und neuern Capitulationen den Punkt: „Die Offi-

„ciere und Gemeine behalten ihr Eigen„thum;" auch wohl den: „Die Garnison mar„schirt frei ab, verpflichtet sich aber in der „und der Zeit nicht zu dienen." — Eben so findet man auch schon in frühern Zeiten die Fälle, daß Officiere auf ihr Ehrenwort entlassen worden sind, aber jetzt schien es fast Hauptbedingung zu seyn, daß die Officiere aufs Ehrenwort entlassen werden, und nach wie vor ihr Gehalt bezogen. Ist man einmal in der traurigen Lage, daß eine Vestung übergeben werden muß; so muß der Befehlshaber und jeder Officier das Schicksal der Gemeinen theilen. Werden diese kriegsgefangen fortgeführt; so kann und darf sich der Officier diesem Uebel nicht entziehen. Der Gemeine hat im Grunde keine Belohnung zu erwarten, für alle seine Mühseligkeiten, für die Aufopferung seiner Gesundheit und seines Lebens, und muß er nicht gänzlich die Liebe zum Dienst und Anhänglichkeit an den Regenten verlieren, wenn er sieht, daß bei dem unglücklichen Ausgange einer Begebenheit er nur allein der leidende Theil ist? — Ich glaube fast mit Bestimmtheit sagen zu dürfen: manche Vestung wäre im Verlauf des jetzt beendigten Kriegs nicht so schnell gefallen, wenn die Franzosen nicht wohlweislich diese beiden Punkte als Hauptpunkte aufgestellt hätten. Und die Gouverneurs und Commandanten haben sie gleich genehmigt um — wie man im Deutschen zu sagen pflegt — den Officieren den Mund zu stopfen, und sie zufrieden zu stellen. — Doch wieder zur Sache. Der Lieutenant Rhaden erhielt vom General Schöler den Befehl, dem Obrist Caprivi von dem, was jetzt geschehen war, Nachricht zu geben, und ihn zu ersuchen, alle Posten ꝛc., die er vielleicht eingezogen haben möchte, wieder gehörig zu besetzen. — Als nun der Lieutenant Rhaden sich seines Auftrages entledigt hatte, und eben das Fort 1 verließ; kam der Lieutenant

v. Wussow mit einem Schreiben des General Schöler an den Obrist Caprivi, des Inhalts:

„Lassen Sie Sich von den jungen Officieren nicht „bethören, das Fort wird sowohl wie die Stadt „morgen übergeben.

v. Schöler.“

P. S. „Den Lieutenant Rhaden arretiren Sie „sofort als Rebellen und Rädelsführer.“

Wollte nun der Obrist Caprivi diesen Befehl in Ansehung des Lieutenant Rhaden nicht Folge leisten, oder glaubte er, daß dieser schon wieder nach der Stadt zurückgekehrt sey, genug er antwortete dem Commandanten: der Lieutenant Rhaden hat bereits das Fort verlassen. — Ueberdem erklärte das Corps Officiere des Regiments Lettow, die von diesem Vorfall unterrichtet worden waren, dem General, daß sie jedes Leid, welches dem Lieutenant Rhaden zugefügt würde, rächen würden.

Die Gemeinen, aufgebracht über die Capitulation, noch mehr aber erhitzt durch den zu häufig genossenen Branntwein, (wie dieß bey dergleichen Gelegenheiten, wenn es angeht, gewöhnlich der Fall ist), rottirten sich zusammen, erbrachen die Thüren von mehrern Magazinen und plünderten dieselben. Verschiedene Officiere bemühten sich die erhitzten Menschen zu besänftigen und sie zur Ruhe und Ordnung zurück zu bringen, aber alle Bemühungen waren fruchtlos, am ärgsten war es auf dem Münsterkirchhofe, wo einige Officiere sich beinahe Mißhandlungen aussetzten. — Nachdem die Unordnungen zu sehr überhand nahmen, wurde Lärm geschlagen, die Soldaten, die aber schon vorher nicht mehr auf die Befehle der Officiere gehört hatten, sondern alle mit dem Bemerken abwiesen: wir sind verrathen, wir sind verkauft, und besser, daß wir aus den Magazinen noch Vortheile ziehen, als daß sie den

Franzosen in die Hände fallen, achteten auf diesen Ruf auch nicht. Nach Verlauf einiger Zeit sammelten sich denn endlich die Soldaten bei ihren Compagnien, aber kaum rapportirten die Adjutanten, daß ihre respektiven Bataillons complet wären; so erhielt die Garnison den Befehl, wieder aus einander zu gehen. Der Lieutenant von Hammelberg, vom Regiment Hagken, welcher der Artillerie zugetheilt war, (s. S. 52) hatte schon früher seine Artilleristen versammelt, und mit ihnen die ihm vom Anfang der Vertheidigung an bestimmten Werke besetzt und alles in Bereitschaft gehalten, um den Feind, wenn er etwa anrückte, sogleich begrüßen zu können, kam dieses eigenmächtigen Verfahrens wegen noch in Arrest, wurde aber bald wieder entlassen. — Die Leute rottirten sich zum zweitenmal zusammen, es wurde wieder Lärm geschlagen und die Garnison von neuem versammelt, aber eben so schnell als das erstemal wieder entlassen. — Dieß war nun das Signal zu einem allgemeinen Aufstand. Anfänglich rückten die Soldaten in großen und kleinen Trupps vor die Wohnung des Commandanten, schossen ihm die Fenster ein und wollten ihn umbringen, doch bald vertheilten sie sich in der Stadt und suchten die Quartiere derjenigen Officiere auf, von denen sie vorher gemißhandelt worden zu seyn glaubten. Alle Vorstellungen, Anstrengungen, Bitten der Officiere halfen nichts, sie wurden ausgelacht, verspottet, und um den Mißhandlungen zu entgehen, mußten sie sich entfernen, denn die Soldaten glaubten in jedem Officier einen Feind zu sehen. Das Feuern wurde nun immer allgemeiner, die Leute schossen auf allen Straßen, aus den Häusern, dabei stürzten sie in die Häuser, verlangten Branntwein und betranken sich je länger je mehr. Das eine Branntwein-Magazin wurde von ihnen erbrochen, die Fässer zerschlagen, und der Branntwein

von der Erde aufgefassen. An Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung war gar nicht zu denken; wo ein Licht sich zeigte, da durchlöcherten die abgeschossenen Kugeln augenblicklich die Fenster. — Der Uhrmacher König litt am meisten, bei ihm brach ein Trupp Soldaten ein, und nahmen ihm unter andern, wenn ich nicht irre, 52 goldene und silberne Uhren mit Gewalt fort. — Beschreiben läßt sich diese Scene nicht, ein Jeder wird sich einen Begriff der Angst und Noth machen können, wenn ich sage, daß über 8000 Mann jeder an 50 scharfe Patronen in dieser Nacht verschossen hat.

Ein wahres Glück, daß sie in der Betrunkenheit nicht an das Pulvermagazin dachten, sonst wäre die ganze Stadt total ruinirt worden.

Die einzige Hoffnung war auf den Anbruch des Tages gerichtet, gegen 7 Uhr des Morgens legte sich endlich das Feuern, nachdem es von 10 Uhr des vorigen Abends gedauert hatte.

Bey diesen unruhigen Auftritten hatten einige Soldaten und Bürger, auch einige Frauenzimmer das Leben verloren, mehrere waren schwer und leicht blessirt, am übelsten war ein Feldwebel vom Regiment Hagken zugerichtet.

Nachdem nun der größte Theil seine Patronen verschossen hatte und keine andern mehr erhalten konnte, zerschlugen sie ihre Gewehre; erst machten sie den Lauf unbrauchbar und dann zerbrachen sie den Gewehrkolben, ein gleiches geschah mit den Säbeln und Patrontaschen.

An Besetzung der Thore und übrigen Wachen war nicht mehr zu denken, diese waren längst verlassen, die Thore wurden von den Soldaten mit Gewalt geöffnet und die Hälfte der Garnison verließ die Stadt.

Hin und wieder fiel noch ein Schuß, doch diesen einzelnen Unordnungen machte die Ankunft der Holländer ein Ende.

Den ersten November gegen 9 Uhr rückte ein kleines holländisches Dragonercommando in die Vestung, ihm folgten die holländischen Jäger, nachher Infanterie Regimenter und endlich einige Regimenter Franzosen. — So fiel denn eine Vestung mit vom ersten Range, deren Werke noch im trefflichsten Zustande sich befanden, mit einer zahlreichen Garnison von beinahe 10000 Mann, schönen Magazinen sowohl von Proviant als auch von Munition; über 200 Stück Geschütz fielen dem Feinde in die Hände, und das alles ohne Noth. — Die Capitulationspunkte, stimmen mit denen aller übrigen gefallenen Vestungen überein, nur folgende zwei Punkte machen eine Ausnahme:

1) Verlangte General Schöler, daß wenn eine oder die andere preußische Provinz beim Friedensschluß abgetreten würde; so ist der neue Landesherr verbunden, die Officiere, die noch zu dienen im Stande und aus dieser Provinz gebürtig sind, wieder anzustellen, denen Invaliden aber eine Pension zuzusichern.

2) Die Subaltern-Officiere der Garnison erhalten als Reisegeld 4 Louisd'or in Golde, diese Summe aufzubringen, wurde der Stadt eine Contribution von 1000 Thlr. in Golde auferlegt.

Die Stadt hat auch allerdings diese Summe entrichten müssen, doch bei der Vertheilung passirten wiederum Menschlichkeiten, denn nur einige wenige Officiere erhielten 20 Thlr., manche 15, andere 13, 7 u. s. f., viele gar nichts; die etwas bekamen, erhielten es noch dazu in Preußischen Groschen.

.....n.

Interessante

Interessante Notizen über Spaniens Lage.

Wir haben unsere Leser schon im eilften Hefte dieser Blätter auf Spanien aufmerksam gemacht, und die bewegenden Ursachen angegeben, welche dieses von der Natur so begünstigte Land an den Rand des Abgrundes führen müssen.

Wir sagten schon damals Seite 66—67:
„Die jetzige politische, den europäischen Staaten „eine Umwälzung drohende Krisis, wodurch Spa„niens Marine mit allem Handel, und was hier „noch Industrie genannt werden konnte, zu Grunde „gerichtet ist, wird höchst wahrscheinlich in diesem „Staate eine Revolution entstehen lassen, wodurch „derselbe eine ganz andere Richtung bekommen wird."
Seite 88:
„Spanien kann nur gerettet werden, wenn es sein „unsinniges Abgaben-System ändert, und daraus „eine Grundsteuer bildet, die den Adel, die Geist„lichkeit und jeden Grundbesitzer nach einerlei Maaß„stab trifft; wenn das Grundeigenthum mehr ver„theilt wird (die Geistlichkeit besitzt Zweidrittel davon), „und nicht in so wenigen Händen ist; wenn man „alle den Ackerbau (die Mesta), und den Handel „(los Gremios) drückende Monopole und Privile„gien aufhebt; wenn man alle indirekte Abgaben nach „einem gerechten Maaßstabe erhebt; wenn man, ver„bunden mit Frankreich, England zu vernichten „strebt, und Portugall mit sich vereinigt, um Herr „der Küsten zu werden. Wie wollte aber die jetzige „Regierung, an deren Spitze nicht der König, son-

„dern der Friedensfürst steht, der selbst ein großer
„Guthsbesitzer ist, diese große Metamorphose herbei-
„führen können? Nur durch eine Revolution wird
„es vielleicht dahin kommen u. s. w.“

Ein Staat, der auf unvernünftigen Grundprinzi-
pien ruht, muß stets eine Revolution erleiden, denn
alles Widernatürliche hat keine feste Dauer. Die Re-
form muß entweder nach und nach von oben kommen,
so wie in Preußen, vom großen Churfürsten bis zu
Friedrichs Tode, oder in Rußland durch Peter
den I., Catharina die II., Peter den III. und
Paul den I., oder von unten, wie in Frankreich,
England und Nordamerika, oder von außen, als wir
jetzt erleben, wo von Frankreich neue Constitutionen
für so viele Staaten ausgehen.

Spanien ist nach den Vorgängen bei Hofe dazu
ebenfalls bestimmt, seine Regeneration Frankreich ver-
danken zu müssen. — Wir sehen zwar, daß die Na-
tionalität des spanischen Volks Napoleons Plänen
widerstrebt; dieß würde lobenswerth seyn, wenn das
spanische Volk so aufgeklärt wäre, sich selbst ohne Ein-
fluß fremder Gewalt reformiren zu können: da diese
partiellen Aufstände aber nur das Werk der Geistlich-
keit zu seyn scheinen, welche ihre ungeheuren Vorrechte
zu verlieren fürchtet; so haben sie in den Augen des
denkenden Kopfes keinen Werth, und es ist dabei nur
das arme Volk zu bedauern, welches für die Sache
seiner Despoten streitet. — Dieß Widerstreben wird
aber wohl nicht lange mehr dauern, und dann wird
Spanien vielleicht bald wieder (wenn es alle verjähr-
ten Mißbräuche abstreift), als ein Staat unter den
übrigen glänzen. — Sollten seine Besitzungen in den
fremden Welttheilen auch in fremde Hände fallen; so
dürfte die Trennung Spaniens von den Goldminen
Peru's seinem Volke wieder neue Kräfte geben, denn
der Besitz derselben war die erste Ursache von dem

Verfall dieses Staats. — Billig müssen wir unser weiteres Urtheil suspendiren, bis wir die Constitutions-Urkunde sehen werden, welche jetzt in Bayonne von den versammelten Ständen entworfen wird, und der innere Krieg beendigt ist. — Vorläufig wollen wir aber unsere Leser nach des berühmten Bourgoings Unterricht mit den Spaniern und ihrem Militairwesen bekannt machen.

Der den Spaniern ehemals, vorzüglich durch die Mauren, und durch ihre Staatsverfassung gegebene Charakter, ist jetzt nicht mehr vorhanden, und es sind nur noch einige Züge davon übrig geblieben. Die Spanier haben alle einen unumschränkten Monarchen, eine Religion, in ihrer Literatur einerlei Geschmack, weshalb sie noch vor vielen andern Nationen, besonders den Deutschen, einen eignen Charakter bilden. — Der Nationalstolz, der heute noch die Spanier charakterisirt, schreibt sich von der glänzenden Zeit Carls I. und Philipps II. her, wo diese Monarchen, durch Peru's Goldminen bereichert, Europa in Furcht und Schrecken setzten; sie nahmen damals den Charakter der Eroberer zwar an, weil es ihnen aber an Genie fehlte, vermochten sie ihn nicht durchzuführen. — Dieser Glanz der spanischen Monarchie ist zwar verschwunden, er hat sich aber der Nation aufgeprägt, und sie hat das Gefühl davon behalten. — Daher die Gravität und der Stolz des Spaniers, der sich noch immer in seiner alten Rolle dünkt; seine Ausdrücke im Reden und Schreiben haben stets eine übertriebene Wendung, und gränzen an Prahlerei. — Der Geist der Sprache ist schwülstig, wodurch jener Anstrich noch gehoben wird; er hat seinen Ursprung in der morgenländischen Denkungs- und Empfindungsart, welche die Mauren nach Spanien brachten. — Dieser den Spaniern eigene Nationalstolz erhebt sie aber über alles Gemeine und Niederträchtige. Daher ist der Spanier

nicht schwatzhaft, nicht zuvorkommend; er geht nie entgegen, sondern er erwartet; er ist nicht höflich, aber auch nicht falsch; er verspricht wenig, aber dieß leistet er gewiß. — Dieses ernste Wesen in der äußern Haltung ist dem Hange zur Fröhlichkeit nicht entgegen. Man hat den Spaniern Trägheit vorgeworfen; dieser Vorwurf kann aber nur auf die Castilianer passen, die für ihre Thätigkeit keinen Zweck haben. Allein er ist ungerecht, wenn von den Küsten Cataloniens, von Valencia, von den Gebirgen Biscaya, von la Mancha und Andalusien die Rede ist. Dagegen trifft den Spanier der Vorwurf der Langsamkeit nicht mit Unrecht. — Der Spanier, von Natur überlegend, vorsichtig und bedachtsam, entflammt sich nur bis zum Enthusiasmus, wenn sein Stolz, wenn seine Rache aufgereizt werden. Daher sehen wir sie (und das gilt auf die jetzige Periode ganz vorzüglich), welche die bedachtsamste, langsamste Nation in Europa ist, die heftigste werden, wenn eine große Begebenheit sie aus ihrer gewöhnlichen Ruhe bringt, und der Herrschaft ihrer Phantasie unterwirft.

Bourgoing braucht hierüber folgendes Bild, S. 12, des 2ten Bandes der deutschen Ausgabe bei Mauke in Jena:

„Betrachtet den Löwen. Sein Gesicht ist so bedacht„sam, wie sein Schritt. Er bewegt sich nicht ohne „Absicht. Er schreyt sich nicht vergebens heiser. „So lange man seine Unthätigkeit in Ehren hält, „liebt er Stille und Frieden. Fordere ihn heraus! „er schüttelt seine Mähne; ein blutgieriges Feuer „entflammt seinen Blick; er brüllt dumpf, und du „erkennst in ihm den König der Thiere.“

Die Mischung von Indolenz und Heftigkeit erzeugt den Muth, und er ist den Spaniern eigen. Seitdem Spaniens Staatsverfassung in sich zusammenfiel, schlief

er ein. Die erste Herausforderung wird ihn wieder wecken.

(Napoleon wird die Spanier weniger durch seine Armee, als durch die Constitutions-Urkunde besiegen, die der Griffel seiner Weisheit diktiren wird, indem er, den Nationalcharakter beachtend, die Regierung aus den Spaniern selbst hervorgehen lassen, und ihnen eine Verfassung geben wird, wodurch nach Art der Cortes sie selbst Theil an der Staatsverwaltung nehmen, was ihrem Stolze schmeichelhaft seyn muß.)

Noch immer hat der Spanier Liebe für seine Nationaltracht; man wollte sie vor 26 Jahren abschaffen, eine Revolution war die Folge davon, und diese stürzte den Minister, der den Vorschlag gemacht hatte. In einigen Provinzen ist der dreischneidige Dolch noch immer an der Seite des Landmanns. In Andalusien wird er nur zu oft als das Werkzeug einer blutgierigen Rache gebraucht. — Jene Eigenthümlichkeiten des spanischen Nationalcharakters erklären das Wohlbehagen der Spanier an der Rondalla, an den Pedreades, und an den Stiergefechten. Das erstere ist der Kampf zwischen zwei Truppen von Musikanten, welche zur Belustigung der Zuschauer, bloß um ihre Herzhaftigkeit zu beweisen, sich mit Feuer- und Seitengewehr bekämpfen. Das zweite ist ein Kampf mit Schleudern. Das dritte ist bekannt. Die Begierde der Spanier nach solchen Kämpfen ist übertrieben, sie bilden Festtage für die ganze Nation. Ja Bourgoing sagt selbst darüber:

„Wehe der Keuschheit des armen Mädchens, das „aus Geldmangel nicht dabei erscheinen könnte; ihr „erster Verführer ist sicher derjenige, der ihr den „Zutritt dazu verschafft."

Eine so große Heftigkeit und Hang zum Vergnügen dem Spanier auch eigen ist, so wenig neigt er

sich zur Verschwendung und zu Ausschweifungen. Er ist nüchtern und mäßig. Diese Nüchternheit hat theils in dem Clima, theils in der davon abhängenden Leibesconstitution der Spanier ihren Grund. Der Spanier hat einen starken, nervigten, von der brennenden Sonne ausgetrockneten, Körper, der Mangel und Ueberfluß, und alle Extreme in dem Zuviel oder Zuwenig verträgt. Alle Lebensmittel, besonders das Fleisch, enthält in diesem Himmelsstrich mehr Kraft, wie in jedem andern. Es ist selten ein betrunkener Spanier zu sehen, und doch ist ihr Landwein kräftiger, geistiger und berauschender wie der Ausländische. — Es ist aber natürlich, dieß anscheinende Phänomen, denn was das Vaterland hervorbringt, daran ist der Körper von Jugend auf gewöhnt. Der starke spanische Wein paßt ganz für den feurigen spanischen Körper. — So schildert Bourgoing den Spanier, auch sagt er noch viel Gutes von den Weibern, welches aber nicht hierher paßt. Ich gehe lieber zu dem spanischen Militair über: Man hatte alle Achtung für dieses Militair seit mehreren Jahrhunderten, besonders wußte Alba seine Heerscharen geltend zu machen. — Dieser Respekt dauerte bis zum Jahr 1784, von da hörte man aber nichts mehr von diesem Militair bis zum Kriege mit Portugall, worin der Graf Wilhelm von Bückeburg, als englischer und portugiesischer Heerführer, demselben alle Reputation nahm. Seitdem (besonders da die zurückkehrenden Bückeburgschen Officiere die abentheuerlichsten Erzählungen von diesem Militair machten) hat man kaum gewußt, daß es existirt. — Dennoch ist Spaniens Militairmacht um deshalb nicht zu verachten, weil besonders schon von Ximenes eine sehr gut construirte Landmiliz in Castilien etablirt wurde. — An der Spitze des spanischen Militairs standen zwei General-Capitains. — Für das Oeconomische sowohl als zur Verwaltung der Justiz

war der Kriegsrath vorhanden. — Die spanische Infanterie bestand aus 44 Regimentern, welche, inclusive der Königl. Garden von 4200 Mann, 60000 Mann betragen sollten. Diese Truppen waren nicht vollzählig und betrugen in Europa kaum 30000 Mann. 1776 waren 32 Bataillone außerhalb Europa. — In Spanien war der Soldatendienst freiwillig, es fanden Werbungen statt, und der Spanier sträubte sich gegen den Infanteriedienst. — Doch die regulairen Truppen sind es nicht, wodurch Spanien sich auszeichnet, sondern seine Landmiliz, welche aber nur in Castilien organisirt ist. Sonderbar! Soldaten, welche in dem übrigen Europa größtentheils den Einwohnern und ihren Cameraden ein Gespött waren, stehen dort in allgemeiner Achtung. Das Vorurtheil gegen Landmilizen kam besonders in Deutschland von der falschen Idee her, daß der Soldat mehr im äußern Glanz, in seiner Haltung, Dressur und Kunstfertigkeit, den Werth habe, als in andern Dingen, als in der Liebe für das Vaterland und seinen Dienst. — Frankreichs Nationalgarden und ein funfzehnjähriger Krieg mußte erst die deutschen Fürsten und ihr Parademilitair belehren, daß der Gott der Schlachten weniger auf Zolle und Striche, als auf den Muth seiner Söhne sähe. — Die spanische Landmiliz besteht aus 42 Regimentern, deren sich Ximenes bediente, die Cortes zu demüthigen. — Diese Truppen sind sich mehr oder weniger nahe, je nachdem die Gemeinde volkreich ist oder nicht. Die Regimenter führen ihren Namen von dem Hauptort, wo sie sich jährlich auf einen Monat versammeln und in den Waffen üben, wo sie auch so, wie in Kriegszeiten, Sold erhalten. Die übrige Zeit leben diese Soldaten von ihrer Hände Arbeit. — Die Rekrutirung geschieht unter den qualificirten Subjekten durch das Loos. — Diese Truppen haben ihren besondern Inspektor, und ihre Obersten werden aus den angesehen-

sten Bürgern des Cantons gewählt. Ihnen ist eine grosse Gewalt verliehen, sie können die Untergebenen am Leibe strafen, und von ihren Aussprüchen findet nur durch den Kriegsrath eine Appellation an den König statt. — Die Landmiliz wird dem regulairen Militair vorgezogen, und sie hat sich dieses Vorzugs in allen Kriegen würdig gezeigt. — Der spanische Soldat hat überhaupt (dieß zeigt schon der National-charakter) alle Eigenschaften, welche ihn zu einem guten Soldaten machen, er besitzt Muth und Ausdauer. — Daß die spanische Armee in dem Kriege mit Portugall ihren vorigen großen Ruhm einbüßt, lag weniger in der ihr abgehenden Bravheit, als in der schlechten Anführung, vorzüglich aber in einem Frieden, der ein halbes Jahrhundert währte.

Die spanische Cavallerie besteht in 14 Regimentern Cürassiers, einer Brigade Carabiniers und 8 Regimentern Dragonern; das Regiment enthält 4 Escadrons, die Escadron 150 Mann, dieß gäbe 13200 Mann, wenn die Truppen vollzählig wären, es sind aber kaum 8000. — Man hatte angefangen einen Theil zu Fuße dienen zu lassen, wodurch alle und jede Cavallerie verdorben wird. — Die spanische Cavallerie, besonders die Carabiniers von la Mancha, ist eine der schönsten, welche es giebt; dieß hat besonders seinen Grund in der schönen Raçe der spanischen Pferde. Seitdem aber in Spanien, bei Hofe und in den Provinzen, besonders in den höhern Ständen, die Maulesel so viel gelten; so hat dieß auf die Pferdezucht einen üblen Einfluß gehabt, und die ehemals berühmten andalusischen Stutereien werden in neuern Zeiten sehr vernachlässigt.

Die spanische Artillerie ist nicht so sehr vernachlässigt gewesen, als man geglaubt hat. Sie bestand aus 5 Bataillons. Sie hatte ihren eigenen Inspekteur, so wie die andern Truppenarten.

Was auch diese Waffe bedarf, Spanien bringt es hervor. Es giebt Bleywerke zu Linares im Königreiche Jaen, Kupferminen zu Rio-Tinto, und Stückgießerien zu Barcellona und Sevilla. Biscaya und die Pyrenäen geben Eisen, wovon man zu Bierganes und La Cavada Kanonen gießt. Die Kriegsmunition von Gußeisen liefert Eugui und Muga. Feuergewehre werden in Guipuzova fabrizirt. Die Catalonischen Gewehre von Plasenzia sind berühmt. In Toledo verfertigt man Degenklingen. — Auch an Pulver ist kein Mangel. Spanien ist reich an Salpeter. La Mancha und Arragonien liefern ihn ganz vorzüglich. In Madrid befindet sich eine sehr ansehnliche Fabrik davon. Der hier fabrizirte Salpeter wird auf den Pulvermühlen in Valenzia, Merzia und Granada verarbeitet; sie liefern jährlich 11000 Zentner Pulver. Es ist von ganz vorzüglicher Güte.

Es giebt auch in Spanien ein eigenes Ingenieurcorps und selbst eine Schule für die Taktik. — Die letztere schildert Bourgoing als ganz vorzüglich zur Bildung tüchtiger Officiere geeignet. — So viel über diese Truppen.

Wer zweifelt, daß Spanien, jetzt der Schöpferhand eines großen Mannes anvertraut, bevölkert von 11 Millionen Menschen, denen weder Anlagen noch Charakter abzusprechen ist, sich bald erheben und blühen wird? Unter einem Himmelsstrich belegen, der die üppigste Vegetation befördert, voll von schiffbaren Strömen, größtentheils vom Meere umfaßt, darf es mit Frankreich vereint oder verschwistert keine Kriege in seinem Innern mehr fürchten. Nimmt man hierzu, daß das Reich der Mönche hier aufhören und die Hölen der heiligen Hermandad für immer verschlossen werden; so kann man mit Zuversicht hoffen, daß dieser Theil von Europa seiner größern Cultur entgegen gehe.

v. C.

Waren die Montirungs-Kammern der Preußischen Compagnie-Chefs in Südpreußen ihr Privat-Eigenthum?

Entschieden von dem Hrn. Kriegsminister Fürsten v. Poniatowsky.

Der Major des Regiments von Tschepe, Herr von Sydow, theilte uns einen merkwürdigen Fall mit, welcher obige Frage gnügend beantwortet. Wir legen ihn dem Publikum vor, und beschränken uns nur auf die in dem Aufsatze des Herrn von Sydow angeführten Thatsachen.

Die pohlnischen Behörden, eilen die bedeutende Menge vorgefundener Prozesse zu entscheiden. Diesem rühmlichen Eifer, wodurch in einer unglaublich kurzen Zeit, laut öffentlichen Bekanntmachungen, 4377 Prozesse abgeurthelt und verglichen waren, verdankt auch der Herr Einsender die schnelle Beendigung seiner Rechtsangelegenheiten, welche er in folgenden Worten selbst erzählt:

„Bekanntlich war in unserer Armee die Einrichtung, daß jeder Compagnie-Chef Vorräthe von allen Montirungsstücken auf seine Kosten halten mußte. Sie waren sein Eigenthum, und nur dasjenige war als Königliches anzusehen, was der Soldat trug und schon zum Gebrauch hatte, ja es wurden sogar dem Compagnie-Chef die kleinen Montirungsstücke, welche dadurch, daß sie der Soldat schon im Gebrauch hatte, königliches Eigenthum geworden waren, erst dann nach dem Etat bezahlt, wenn sie schon abgetragen waren. Sobald die Armee ins Feld rückte, ließ jeder Compagnie-Chef diese Vorräthe, welche er nicht alle mitneh-

men konnte, in seiner Garnisonstadt zurück, dieß war auch der Fall bei mir. In meinen Garnisonen Lissa und Fraustadt, ließ ich mehrere dergleichen Vorräthe, die ich mir hatte anschaffen müssen, und selbst einen Theil meiner Mobilien."

„Bey dem Ausbruche der Insurrektion in Süd-Preußen wurden nicht so schnell die Königl. Cassen genommen, als man auch schon die Montirungs-Kammern der Compagnie-Chefs plünderte. Natürlich betraf dieß allgemeine Loos auch mich. Unter Anführung eines gewissen Opitz, damals noch Königl. preuß. Justizcommissarius, und eines gewissen Ziegler's wurden meine Sachen von einem Haufen Bauern in Beschlag genommen, obschon jedes Privateigenthum unter dem Schutze des französischen Kaisers stand."

„Nach dem Frieden suchte ich, als der König von Sachsen in Warschau war, bey diesem gerechten Monarchen eine Entschädigung von 1241 Rthlr., und wurde von ihm an den Kriegsminister Fürsten Joseph Poniatowsky gewiesen, welcher mir folgende Resolution gab:

„Auf Euer Gesuch, d. d. Glogau den 17ten Novbr.
„v. J., in welchem Ihr die Retradition oder eine
„Entschädigung der von Euch bei Lissa und Frau-
„stadt durch das pohlnische Militair eingebüßten
„Effecten nachgesucht habt, wird Euch hiermit zur
„Resolution ertheilt, daß dieser Verlust lediglich den
„unglücklichen und allgemeinen Ereignissen des Krie-
„ges zuzuschreiben ist, und würde, wenn dergleichen
„Schäden jetzt ausgeglichen werden sollten, deren
„Vergütung unmöglich irgendwo auszumitteln seyn.

Warschau, den 1sten März 1808.

Auf Sr. Königl. Majestät allerhöchsten Specialbefehl.

An — Joseph Fürst Poniatowsky.

den Königl. Preuß. Major
von Sydow.

„Auf die hierauf gemachte und durch Beweise unterstützte Vorstellung: daß meine Effecten nicht durch das pohlnische Militair, sondern laut Original-Beweis durch vier, sich selbst so genannte, Castellane, von Kryzky, von Grabowsky, Opitz und Ziegler, die nicht hierzu authorisirt gewesen, genommen und nach der Zeit nach Posen in das Zeughaus gesandt und dort für das pohlnische Militair benutzt worden wären, erhielt ich eine zweite hier beigefügte Resolution:

An den Königl. Preuß. Major Hrn. v. Sydow.

„Auf Ihre unterm 14ten d. aus Glogau eingesandte „Vorstellung habe ich die Ehre zu erwiedern: daß „nachdem die, Denenselben auf Befehl Sr. Königl. „Majestät in Betreff Ihrer gemachten Forderung „zugekommene Resolution, auf den Bericht des Di„visionsgenerals sich gründet, welcher die bei Lissa „und Fraustadt erbeuteten Effecten als ein Königl. „Gut ausdrücklich angiebt, zur Besitznehmung welcher „der Krieg das volle Recht darbiethet, Ihnen daher „nichts anderes erübriget, als auf der Allerhöchsten „Entscheidung zu beruhen. Indem ich solche hier„mit erneuere, versichere ich zugleich Dieselben mei„ner steten Gewogenheit.

Warschau, den 21sten März 1808.

Joseph Fürst Poniatowsky."

„Als Antwort reichte ich zur Widerlegung der in vorstehender Resolution angeführten Gründe ein:

a) Ein Attest von meinem commandirenden General und Gouverneur in Schlesien, Sr. Excellenz dem Herrn Generallieutenant von Grawert, worin dieser bezeugt: daß kein Compagnie-Chef, wenn er ins Feld rückt, Königl. Eigenthum zurückläßt, sondern alles, was in der Montirungskammer bleibt, es habe Namen wie es wolle, sey sein Privateigenthum.

b) Ein Attest von Sr. Excellenz dem französischen Gouverneur Mons. d'Verrieres, welcher erklärt: daß das Privateigenthum unter dem Schutze des Kaisers Napoleon gestanden habe, und daß solches jederzeit von den französischen Truppen respectirt worden sey. Er füge hinzu: seine Meinung wäre, daß entweder die Sachen in Natura zurückgegeben oder der Werth derselben ersetzt werden müßte.

Ersteres bewies daher mein Eigenthum, Letzteres das Recht, dieß zu erklären. Ich bemerkte noch dabei: daß, wenn der Krieg das Recht, Beute zu machen, giebt, dieses nur den Soldaten mit den Waffen in der Hand zustehe, daß ich kein öffentliches oder königl. Gut gehabt, daß, als meine Sachen genommen wurden, weder ein pohlnischer Divisionsgeneral noch ein pohlnischer Soldat dort existirte, Opitz aber dazu nicht berechtigt war, und überdieß auch mein König damals noch keinen Krieg mit seinen Unterthanen hatte."

„Folgende dritte Resolution machte aber allen weitern Gegenvorstellungen ein Ende:

Mein Herr Major!

„Sr Königl. Majestät von Sachsen ꝛc. mein allergnädigster König und Herr, haben mich beauftragt, „Ew. Hochwohlgebohren zwei Schreiben d. d. 21sten „Febr. und 6ten April a. c. dahin zu beantworten:

Daß die zur Montirung, Armatur und sonstigen Bedürfnissen gehörigen Effecten eines im Kriege wirklich befangenenen Soldaten, mithin alles, wenn auch ein Officier, zu dessen Compagnie sie gehören, etwas von dem Seinigen dazu gelegt hätte, während des Krieges, der Beute, bei welcher keine Entschädigung statt findet, unterzogen sind.

„Worüber ich Ew. Hochwohlgebohren fernerweit zu be-
„scheiden und meiner Achtung zu versichern die Ehre
„habe."

Warschau den 19ten April 1808.

Joseph Fürst Poniatowsky.

An
den Königl. Preuß. Major
Herrn von Sydow.
zu Glogau.

„So war ich denn beschieden, aber doch so glücklich, ohne Prozeßkosten und mit der Bezahlung des theuren Postgeldes davon zu kommen."

Wir finden es nicht rathsam, mehr als das, was hier gesagt ist, aus des Herrn Major von Sydows Aufsatze einzurücken. Er appellirt an Sr. Majestät den Kaiser Napoleon, weil er sich bei dem Ausspruche nicht begnügt, „welcher," nach seiner Meinung „ein Kriegssystem einführen soll, wodurch das Privateigenthum des Soldaten, vielleicht 100 Meilen weit von ihm, ein Gegenstand der Beute wäre."

Von unserer Seite wäre es anmaßend, etwas über den Ausspruch des eben so gnädigen und gerechten als weisen Friedrich August zu sagen. „Mit väterlicher Huld umfaßt ja die Liebe dieses allgemein „verehrten Monarchen, das ganze Land, so wie jeden „einzelnen Hülfsbedürftigen. Sein edles Herz hilft „jeder Klage ab und läßt keinen Unglücklichen ungetröstet von sich. Sein Wille spricht durch Seine „Staatsdiener, die Er als treue und weise Männer „zu den wichtigen Posten berief, um Gerechtigkeit zu „üben und jeden Unterthan zu beglücken, wo es in der „Macht des Fürsten steht. Sachsen blüht vor allen „andern Staaten Deutschlands durch Seine Huld, „Seine Mildthätigkeit, Seine väterliche Sorgfalt, „Seine Opfer für das Wohl des Landes. Er erkennt „in Seinen Dienern die wahren Diener der Gerech-

„tigkeit, die, unbestechlich und frei von Vorurtheilen, „täglich bewähren, daß in ihnen der Geist wirkt durch „pünktliche und weise Beobachtung der ihnen obliegen„den Pflichten, den Wunsch ihres edlen Fürsten zu „erfüllen, und die Bewohner des ihnen anvertrauten „Landes zu beglücken." — Sollte dieß nur von Sachsen gelten nicht auch von Pohlen? Möchte Herr von Sydow uns beistimmen, selbst da seine Forderung — über deren Recht- oder Unrechtmäßigkeit zu urtheilen wir dem Publikum überlassen — nicht erfüllt worden ist, vielleicht nicht erfüllt werden konnte. Aber auch Pohlen ist nicht mehr, was es war. Schon jetzt fängt Pohlen an das zu werden, was Napoleon und Friedrich August von ihm erwarten. Kämpft auch jetzt dieser Staat bei seinem Wiederaufleben noch mit manchen Mängeln; so wird doch Friedrich Augusts Fürsorge durch seine Diener allen abhelfen lassen, und Gerechtigkeit wird Zufriedenheit und blühenden Wohlstand erzeugen. Gnügt aber dem Herrn von Sydow mit Andern diese Hoffnung nicht; so tröste ihn jetzt das von ihm bemerkte Schreiben von Friedrich dem Unsterblichen über die Nichterfüllung seiner Wünsche:

Mein lieber Lieutenant von Wedel!

In Pohlen ist nicht viel zu holen, indessen werde ich Eure gerechte Forderung durch meinen Generallieutenant von Lossow unterstützen lassen. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Friedrich.

Doch auch hier wiederholen wir: Pohlen ist nicht mehr, was es damals war. Armuth des Staats kann zu keinen Ungerechtigkeiten gegen Einzelne verleiten, wenn es dem Fürsten und seinen Dienern wahrer Ernst ist, jedem sein Recht zu geben, wie es von Friedrich August und dem Kriegsminister Fürsten Poniatowsky zu erwarten steht.

D. Red.

Ueber den Zeitgeist.

Man schreibt und spricht jetzt so viel über den Zeitgeist, daß es nicht unwichtig scheinen möchte, zu prüfen, was man unter diesem Worte verstehe. In der Regel bezeichnet man damit die Gesinnungen, die Denkart, die Meinungen eines jeden Zeitalters. Daraus geht hervor, daß der Zeitgeist nicht etwas Festes, Bleibendes sey, sondern daß man mit diesem Worte die Vor- oder Rückschritte der Völker oder der Menschheit in gewissen Beziehungen bezeichnen wolle. Wir sehen in der ganzen physischen Natur ein beständig fortdauerndes Bestreben, sich zu verändern, eine Bewegung, ein Ineinanderwirken der Kräfte. Mit jedem Augenblicke wechselt die physische Natur ihre Formen, und giebt uns daher an jedem Tage — in jeder Jahreszeit andere Erscheinungen. Aufblühen und Absterben, Wachsen und Vergehen, Leben und Tod reichen sich in Absicht der Formen, der Natur immer gegenseitig die Hand in dem Kreißlaufe ihres Wirkens. — Bei diesem ewigen Wechsel der Formen veredelt aber auch die Natur ihre Gestaltungen; Veredlung des Ganzen ist der eigentliche Zweck dieses Formenwechsels. Der Kreislauf der Natur bleibt daher nicht ewig auf derselben Stufe, sondern erhebt sich unmerklich immer höher und höher bis zu einem gewissen Punkt. Dieser Punkt ist da, wo alle Gestaltungen der Natur diejenige Vollkommenheit erlangt haben, deren sie auf diesem Planeten fähig sind. Man darf nur in verschiedenen Perioden die Gestaltungen ein und desselben Erdstrichs mit einander vergleichen,

um

um sich diese Wahrheit deutlich zu machen. Was war die physische Natur in unserm deutschen Vaterlande vor anderthalb tausend Jahren? Eine Gruppe von Wäldern und Sümpfen, mehr geschickt, der Aufenthalt wilder Thiere als cultivirter Menschen zu seyn. Man vergleiche diese Ansicht mit seiner jetzigen, und man wird das Fortrücken der physischen Natur zur Veredlung nicht verkennen. So wie die physische Natur in ihrer Veredlung fortschreitet, so ist es auch in Absicht der moralischen, denn beide gehen aus einer und derselben Grundkraft — aus einem und demselben Prinzip hervor. — Aber, wird man mir einwenden, die Natur hat den jetzigen bessern Zustand nicht aus sich selbst hervorgebracht. Menschenhände haben diese Wälder in Ackerland — diese Sümpfe zu fruchtbaren Wiesen und Gärten umgestaltet. Menschen haben durch ihren Geist Institutionen gegründet, durch welche sie ihr Geschlecht intellektuel und moralisch veredelten.

Was ist denn aber der Mensch? Ist er nicht auch ein Produkt der schaffenden Natur? Wo soll der Geist in ihm herkommen, wenn nicht die Natur seinen Körper belebte?

Er — der Mensch — ist das Werkzeug, in welches die schaffende Kraft der Natur das Streben nach dem Höhern, nach dem Bessern legte — er ist das Werkzeug, dessen sich die Natur bedient, um ihre Fortschritte darzustellen. — Durch ihn veredelt sie ihre Formen, und er selbst schreitet zur Veredlung fort, mittelst der geistigen Triebe, die sie in sein Wesen legte. Wir schreiben diese Triebe, welche die Natur dem Menschen zur Vervollkommung seines Wesens gab, nicht der physischen, sondern der moralischen Natur in ihm zu. Die Verschiedenheit dieser beiden Naturen des Menschen liegt aber blos in den Aeußerungen, ihr Ursprung ist ein und dasselbe Prinzip. Nur ein menschlich organisirter Körper ist zu menschlichen

Handlungen fähig. — Durch seine moralische Natur wird also der Mensch stets zu seiner Veredlung getrieben, und die Aeusserung dieses Triebes zum Fortschreiten ist es, was den Zeitgeist ausmacht. Es ist diese Sehnsucht nach einem bessern Zustande, welche den Zeitgeist bildet. Dieser Geist muß daher auch, wenn die Menschen in ihrer Entwickelung fortschreiten, in jedem Jahrhundert — in jeder bedeutenden Periode — bei jeder Generation verschieden seyn. Er muß sich verschieden aussprechen, nach dem Grade des Fortschritts, den ein oder das andere Volk sich angeeignet hat. — Nach diesem ist also der Zeitgeist das Streben der Menschen zum Höhern, Bessern, Vollkommenern, ein Streben, welches sich aus dem Wesen des Menschen durch keine menschliche Macht heraus reißen läßt, weil es die Natur in diese Gattung ihrer Geschöpfe gelegt hat. — Kann aber nicht die Gewalt die Wirkungen dieses Zeitgeistes hemmen, indem sie diejenigen aus der Gesellschaft der Menschen verbannt, die ihm huldigen, die ihn verkündigen? — Die Gewalt hat es in ältern Zeiten versucht, denn blutete nicht der Stifter des Christenthums selbst unter ihren Streichen? Mußte er nicht den Märtyrertodt leiden, für die Wahrheiten die er verkündigte? Die ersten Christen wurden durch die damals noch heidnischen römischen Kaiser verfolgt. Die Geschichte des Mittelalters zeigt uns, wie nachher selbst die Christen, als die Beobachtung der Lehren Jesu bei ihnen schon zu einer bloßen Form geworden war, diejenigen verfolgten, welche der Gottheit in einer andern Form die schuldige Anbetung bezeigten. Aber nicht blos die religiöse, sondern auch die politische Gewalt zählt ihre Schlachtopfer, und es sind deren nicht wenige. — Aber immer ward jeder vergossene Blutstropfen eines Märtyrers des wahren Zeitgeistes zu einem Samen, aus welchem der Wahrheit neue Vertheidiger hervorgingen.

Kann man diesen Zeitgeist erkennen? Allerdings; denn der Geist schafft sich einen Körper, um sich darzustellen. Der Zeitgeist spricht sich in Institutionen aus, die sein Gepräge tragen müssen, weil sie sein Werk sind. Sobald also der Geist seine Schöpfungen gegründet hat, stehen sie sichtbar für Jeden da, und es kommt nur auf die Kraft des Sehenden an, den Geist dieser Schöpfungen zu begreifen. — Aber kann man nicht auch den Zeitgeist erkennen, ehe er durch seine Schöpfungen uns sichtbar wird? Auch dieses. Aber nicht ein Jeder wird ihn erkennen. Der Zeitgeist, ehe er sich in seinen Schöpfungen offenbaret, ist ein rein geistiges Wesen. Nur Geister vermögen Geister zu erkennen. Der Mensch also, welcher den Keim seines Geistes, den er von der Natur empfing, in sich zum geistigen Wesen entwickelt — der Mensch, welcher dem ihm einwohnenden Geiste eine moralische Größe angebildet hat, der wird den Zeitgeist empfinden — er wird ihn durch das geistige Gefühl erkennen, noch ehe er sich in seinen Schöpfungen den körperlichen Sinnen erkennbar macht. — Wer hierüber mit sich selbst im Reinen zu seyn wünscht, der frage sein inneres Bewußtseyn nach dem Grade moralischer Größe, der in ihm entwickelt ist. Moralische Größe spricht sich in allgemeiner Menschenliebe — in der Fähigkeit zu Aufopferungen für das Ganze aus. Fühlt er sich fähig, dem Wohl des Ganzen ein ihm theures Gut zu opfern; so hat er seinen Geist entwickelt, er besitzt einen Grad moralischer Größe, der sich nach dem Verhältniß des Opfers bestimmt, zu welchem er ohne äußern Zwang — ohne Nothwendigkeit von seiner Seite fähig ist. Leben und Eigenthum sind die Güter, an welchen der Mensch im Allgemeinen hängt, sie haben für ihn verschiedene Grade des Werths. Wer sein Leben wie Codrus freiwillig aus eigener Wahl dem Wohl des Ganzen opfern kann, hat einen höhern Grad moralischer Größe,

als der, welcher sein Eigenthum bietet, aber das Leben sich reservirt. Jesus opferte sein Leben für die Wahrheit zum Wohl der ganzen Menschheit — seine moralische Größe hatte einen höhern Gegenstand, als die des Codrus, der für das Heil seines Vaterlandes sein Leben opferte. — Wer aber nicht zur Aufopferung eines ihm theuern Guts ohne Zwang sich fähig fühlt, der leiste nur immer Verzicht auf das richtige Erkennen des Zeitgeistes, ehe er sich in seinen Schöpfungen offenbaret hat. Wie will er, dessen Geist an der Sinnenwelt hängt, einen Geist erkennen, der über das Sinnliche hinaus liegt? Wie will der Egoist richtig würdigen, was der Geist des Fortschritts, der in der ganzen Natur weht, verlangt? Was geht ihn, der nur auf sein Wohlseyn denkt, die Menschheit an? — — Wir haben gefunden, daß der Zeitgeist sich in seinen Schöpfungen offenbaret. Diese Schöpfungen sind die Institutionen — die Einrichtungen der Menschen, die wir vor uns sehen, sowohl in politischer als religiöser Hinsicht. Diese Institutionen sprechen den Geist des Jahrhunderts aus, das sie erzeugte. Den Geist der vergangenen Zeit kann also ein Jeder kennen, aber nicht so den Geist der jetzigen Zeit, denn er hat sich noch nicht überall durch sichtbare Schöpfungen verkündiget, er kämpft noch zum Theil mit dem Geiste der vorigen Jahrhunderte.

Wer indessen nicht vorsetzlich seinen Blick von den Zeitbegebenheiten verschließt, der kann aus dem, was der Zeitgeist bereits sichtbar gemacht hat, seine Tendenz leicht erkennen. — Ich erlaube mir, mein Urtheil darüber zu äußern, ohne einem Andern meine Meinung aufdringen zu wollen. Die Tendenz des jetzigen Zeitgeistes scheint es zu seyn, in ganz Europa das Recht in die Stelle der Gewalt zu setzen, oder mit andern Worten, die Gewalt so weit zu veredeln, damit sie zum Recht übergehe, und zwar nicht allein

zum Recht bei den Individuen, sondern auch in den Völkern. Wo die Gewalt ihre Natur nicht freiwillig verläugnen kann, wo sie gewaltthätig ihr geglaubtes Recht vertheidiget, da tritt der Zwang und die Zerstörung ein; auf Trümmern und Ruinen behauptet der Zeitgeist seine Rechte. Wo die Gewalt nicht aus freier Wahl ihre Natur ablegen will, da zwingt das eiserne Gesetz der Noth ihr das Recht auf, um ihre Natur dadurch zu veredeln. — Was ist aber Gewalt, was ist Recht, worin besteht ihr Unterschied? Die Gewalt ist auf Ungleichheit — auf Stufen mehr oder minderer Gewalt basirt, das Recht auf Gleichheit. Die Gewalt erkennt nur ihren alleinigen Willen als Gesetz an, das Recht kann nur den allgemeinen Willen als Gesetz anerkennen. Die Gewalt will für sich blos Rechte — für Andere Pflichten; das Recht will gegenseitige Pflichten. Die Gewalt erkennt keine Schranken, als die sie sich selbst setzt, das Recht fordert ein Gleichgewicht zwischen dem Starken und Schwachen; es fordert eine Bürgschaft, daß die Gewalt als Stärke sich so beschränke, daß der Schwache — der Mindermächtige von ihr keinen Misbrauch der Gewalt — keine Unterdrückung zu fürchten hat. — Wir sehen daher in den neuern Institutionen, welche der Geist der jetzigen Zeit geschaffen hat, überall die bisherige Gewalt des Adels über seine übrigen Mitmenschen vernichtet, und durch Constitutionen die Gleichheit aller Menschen vor dem Gesetz gesichert. Alle haben gleiche Rechte, gleiche Pflichten gegen den Staat — alle gehorchen denselben Gesetzen. Da, wo der Zeitgeist seine Schöpfungen bereits angefangen hat, ist es nicht mehr erlaubt, daß ein Mensch den andern als sein Eigenthum betrachte; daß er ihn als lebendiges Ackerinstrument verbrauche, und ihm dadurch Zeit und Mittel zu einer Cultur raube, die ihm die Natur als Zweck gesetzt hat; es ist nicht mehr erlaubt, dem Leibeignen aus

Mitbruder den Gebrauch seiner Vernunft zu entziehen, damit er sein Elend weniger fühle. Die Verhältnisse, welche sonst den Adelichen, oder einen von ihm besoldeten Justitiar, zum Richter in seiner eigenen Sache gegen seine Unterthanen machten, sind zertrümmert; das Talent darf nicht mehr lebenslang im Staube kriechen, wenn es seine Ahnen nicht herzählen kann; der Vornehme, der Protectionirte darf die Gesetze, die für den Bürger gelten, nicht mehr ungestraft beleidigen; denn sie gelten auch ihm. Die Fonds, die Auszeichnungen, die unsere Vorfahren zu Belohnung des Verdienstes stifteten, sind nicht mehr blos für eine Caste — sondern dem Verdienst in jedem Stande offen. Wir sehen ferner in den neuen Monarchien überall Constitutionen, durch welche erst eine wirkliche Monarchie möglich wird. Ich weiß nicht, ob man einen Staat, welcher ganz dem Willen eines Einzigen hingegeben ist, eine Monarchie mit Rechte nennen kann, wenn nicht durch eine Constitution das Verhältniß zwischen Regent und Unterthan auf gegenseitige Rechte und Pflichten begründet ist. Wenigstens findet die Vernunft zwischen der Form einer Monarchie ohne Constitution, und einem despotischen Staat keinen Unterschied, obschon er im Wesen, welches von der Individualität, von der Bildung des Regenten abhängt, sehr verschieden seyn kann. Diese Constitutionen sichern der Nation das Recht, an der Gesetzgebung Theil zu nehmen. Nicht mehr der alleinige Wille des Regenten, und der von ihm abhängigen Minister erschafft die Gesetze, denen die Nation gehorchen soll, sondern ihre Zustimmung wird erfordert — man thut noch mehr, man überläßt der Nation selbst die Modificationen, die nähern Bestimmungen derselben, damit ihr Wille — gleichsam der allgemeine Wille sich darin erklären könne. Nicht mehr eine Caste, sondern alle nützliche Stände des Staats werden als Glieder der

Nation geachtet, man kennt den Auswurf nicht mehr, der sonst nur Pflichten, aber keine Rechte hatte, man giebt ihm Rechte, damit auch er in Stand gesetzt werde, sich zu veredeln.

In kirchlicher Hinsicht sieht man Duldung (die bisher schon hoch angerechnet wurde, und bei weitem nicht allgemein war) dem gleichen Rechte Platz machen. Andersdenkende, welche die Gottheit in einer andern Form anbeten, werden nicht mehr ausgeschlossen von den Rechten aller Staatsbürger, mit denen sie gleiche Pflichten tragen. So sind die Institutionen beschaffen, welche der Geist des jetzigen Zeitalters seine Körper bildete. Wird nicht jeder Unbefangene zugeben müssen, daß die Tendenz des Zeitgeistes, die sich in ihnen offenbart, dahin gehe, die Gewalt zum Recht zu veredeln?

Indem ich dieses schreibe, kommt mir das April-Stück der Zeitschrift: Minerva, zu Gesicht, in welchem Fragen in Sokratischer Manier zur Untersuchung nützlicher Wahrheiten aufgestellt sind, die den Zeitgeist betreffen. Man sieht es ihrer Stellung an, daß der Herr Verfasser zu denjenigen gehört, die keinen Zeitgeist glauben; indessen will ich ihm das Gefühl zutraun, daß er unparteyisch ist, zu prüfen, und das Bessere zu ergreifen, wenn er findet, daß er im Irrthum ist.

Auf die erste und zweite dieser Fragen: ob sich der Zeitgeist erkennen lasse? enthält das? was ich bereits gesagt habe, meine Antwort. Die dritte und vierte Frage: ob die Meßkunst den Körper des Zeitgeistes messen; ob sie seine Tendenz mit mathematischer Gewißheit berechnen könne, beantwortet sich zum Theil auch schon durch das Vorhergehende, und ich führe hier blos noch folgendes an:

Die Meßkunst hat sich noch nie damit beschäftiget, die Wirkungen eines mit einem geistigen Wesen belebten Körpers zu messen, sondern sie hat dieß stets der

Philosophie überlassen. Die Meßkunst macht nur Körper, in sofern sie als unbelebte Massen wirken, zum Gegenstande ihrer Ausmessungen und Berechnungen, und noch nie hat sie es unternommen, die Tendenz vom Körperwesen zu berechnen, in denen nur der Geist die Tendenz angeben kann. Also nicht die Meßkunst, sondern die Vernunft wird den Körper des jetzigen Zeitgeistes vergleichen können, wenn derselbe erst überall seine Körper, seine Institutionen gebildet hat. Jetzt ist dieß noch nicht möglich, weil der Zeitgeist das ruhige Gedeihen seiner Schöpfungen erst von der Gewalt erkämpfen muß. Dann, wenn dieser Kampf geendiget; wenn die Institutionen des Zeitgeistes von der Gewalt und den Widersachern des Guten nicht mehr gestört — ruhig werden gedeihen können, dann erst wird eine Vergleichung möglich seyn, welcher Geist edler war, ob der Geist der vorigen, oder der des jetzigen Jahrhunderts; dann erst wird es sich sichtbar zeigen, ob die Natur, welche den Zeitgeist bildete, die Menschheit in ihrer Entwickelung vor oder rückwärts getrieben hat.

Die fünfte und sechste Frage läßt sich ungefähr so fassen: Wenn der Zeitgeist etwas Gutes, ein Engel und kein Teufel ist, warum spricht er sich blos im Zerstören aus? Kann der neue Phönix des Glücks nur aus Trümmern hervorgehen? — Ein anscheinend wichtiger Einwurf, wenn man versteht, was der Hr. Verfasser damit sagen will, aber dennoch leicht zu heben. Man frage nur: Ist das Zerstören die Schuld des Zeitgeistes, oder ist es eine nothwendige Folge von dem Entgegenwirken der Gewalt, von dem Widerstreben derselben gegen den viel mächtigern Zeitgeist? Die Antwort ist nicht zweifelhaft. Wo keine Gewalt dem Zeitgeiste entgegenwirkt, wird er ruhig das Bessere bauen, und das Einreißen der Natur überlassen. Was nicht von ihr ist, zerstört sich mit der

Zeit von selbst. — Wer trägt nun also die Schuld, daß der neue Phönix des Glücks nur aus Trümmern hervorgehen kann? Doch wohl nur die Gewalt, welche sich der mächtigern Natur in ihrem Fortschritt zum Bessern entgegensetzt. Die Gewalt verkennt den Zeitgeist und ihre eigene Kraft, sie glaubt sich stark genug, die Altäre zu vertheidigen, welche der Geist voriger Jahrhunderte ihr errichtet hat; sie vertheidiget sie so lange, bis nichts mehr davon da ist, als Trümmer, um dem Zeitgeist, ihrem Feinde, für seine neuen Schöpfungen nichts übrig zu lassen.

Die siebente Frage betrifft nicht den Zeitgeist, ich übergehe sie daher hier, obschon ihre Beantwortung eben so leicht als natürlich ist, und gehe zur achten, neunten und zehnten Frage über, die sich in folgende eine auflösen lassen: Was ist wohl die Ursache der Begeisterung, in die uns die Betrachtung der Denkmäler des Alterthums versetzt? Der Verfasser hält dafür, daß es entweder die Verwunderung sey, daß unsere Voreltern bei den wenigen Hülfsmitteln, die sie hatten, nicht Thiere blieben, oder der veränderliche Sinn der Menschen, welcher zerstört, um zu schaffen, und schafft, um zu zerstören. Von diesen beiden Dingen ist aber keins die Ursache unserer Begeisterung. Wir finden in den Denkmälern des Alterthums das Erhabene einer frühern Cultur des Geistes, die unter der Aegide der Freiheit bei den alten Völkern in kürzerer Zeit gedieh, als bei uns. Dieß reißt uns zur Bewunderung hin, weil wir uns keiner gleich schnellen Fortschritte bewußt sind. Wer diese Erklärung nicht gelten lassen will, der frage sich nur selbst: Warum zeigen despotische oder hierarchische Staaten, in denen jedes Forschen Contrebande ist, nicht auch Alterthümer auf, die uns begeistern? Warum sind gerade Griechen und Römer die Völker, deren Werke wir bewundern? Warum sind es gerade die Völker, welche den Zeitgeist

größtentheils erkannten, und ihre Einrichtungen nach seinen Fortschritten bildeten? Zeigt uns das Reich der Juden, eines Volks, welches durch seine Religion an das Alte gebunden war, und daher den Zeitgeist nicht beachtete — etwas Aehnliches? Wird die türkische Despotie wohl etwas aufstellen, das die Bewunderung der Nachkommen anziehen kann? Der veränderliche Sinn der Menschen kann keine Miturfache dieser Bewunderung seyn. Der thierische Mensch, der Mensch im rohen Zustande der Gewalt, mag vielleicht blos zerstören, um zu schaffen, er mag blos schaffen, um zerstören zu können. Der vernünftige Mensch aber ahmt der Natur nach. Er zerstört nur dann, wenn die alte Schöpfung durchaus einer neuen nicht Raum geben will, wenn sie egoistisch genug ist, um alle Kräfte der Natur sich allein und ausschließlich anzueignen. Dann bleibt ihm nichts übrig, als diese Raubpflanze auszujäten, den Baum umzuhauen, welcher jeden Keim neben sich erstickt, ohne selbst Früchte zu tragen.

Was der Herr Verfasser in der eilften Frage sagen will, verstehe ich nicht; die zwölfte aber spricht vollkommen den Geist der vorigen Jahrhunderte aus. Sie läßt sich ungefähr dadurch ausdrücken: ob es nicht fixe Idee ist, wenn man alles aus einem Prinzip herzuleiten sucht? Da ihre Beantwortung dem Gegenstande dieser Abhandlung analog ist; so will ich solche hier versuchen.

Wenn wir einmal so glücklich seyn sollten, ein Prinzip zu finden, aus welchem sich alle Erscheinungen erklären lassen, ohne zu Wundern, oder übernatürlichen Wirkungen unsere Zuflucht zu nehmen; so würden wir mit diesem Prinzip Wahrheit in allen Beziehungen gefunden haben, denn alle Erscheinungen sind Wirkungen von Ursachen; diese Ursachen sind wiederum Erscheinungen von andern Ursachen, und so geht

es fort bis zu einem nothwendigen ersten Prinzip. Der Hang, Alles aus einem Prinzip herzuleiten, ist folglich Trieb der Natur, und das Zeichen eines richtig forschenden, ächt philosophischen Geistes, nicht fixe Idee eines Schwärmers. Man darf sich indessen nicht wundern, wenn sich Menschen finden, welche die wahre Philosophie gern als Schwärmerei bezeichnen möchten. Ihnen erscheint jede sublime Idee als Schwärmerei, weil sie selbst, zu sehr an die Sinnlichkeit gefesselt, sich nicht dahin zu erheben vermögen. Es ist für den sinnlichen Menschen gar zu wohlthätig, sich in seiner Behaglichkeit nicht stören zu lassen, viel zu scheinen, ohne etwas zu seyn; und dieser Zweck kann nur erreicht werden, wenn es der Wahrheit nicht gelingt, den Schleier zu lüften. Die Verkehrtheit der Menschen hat deshalb zu allen Zeiten gern Vorurtheile genährt, denn sie begünstigten die Gewalt und die Sinnlichkeit. So steinigten unsere Ur-Urväter schon die Propheten; so verketzerten, verdammten, vertrieben und tödteten unsere Urväter fast alle die Männer, denen die gerechtere Nachwelt den Preis außerordentlicher Geistesgaben zuerkannt, und Monumente errichtet hat. — Die übrigen dieser Fragen haben auf den Zeitgeist keinen Bezug. Ihre weitere Beantwortung könnte leicht meine Leser ermüden, ich gehe daher zu einer Betrachtung über, die der Geist vergangener Zeiten mir darbietet.

Der dreißigjährige Krieg machte Deutschland beinahe zur Wüste, und warum? Der Zeitgeist, welcher den Menschen immer vorwärts zu einer höhern Veredlung treibt, hatte seinen Forschungstrieb so weit entwickelt, daß er die Fessel der hierarchischen Kirchengewalt in allen staatsbürgerlichen Beziehungen fühlte. — Diese Gewalt aber, statt dem Zeitgeiste die Hand zu bieten, und seine Frucht zu pflegen, setzt sich ihm entgegen. Gleich einer Rankpflanze will sie nicht gestatten, daß

der neue Baum sich neben ihr entwickele. Sie bietet alle Kräfte auf, um den Zeitgeist zu unterdrücken, allein vergebens, wie immer, wenn die menschliche Gewalt mit einer Naturkraft in Kampf zu treten wagt. Die Kirchengewalt grub sich durch ihren Widerstand selbst das Grab ihrer Größe. — Nur sehr wenige kannten die eigentliche Tendenz dieses verwüstenden Kriegs. Die mehrsten hielten ihn für einen Kampf um das Mein und Dein, für einen Kampf um Provinzen und Städte, der eigentlich blos Neben- oder Hülfszweck war, um den Hauptzweck desto nachdrücklicher verfolgen zu können. Selbst viele derjenigen, welche die eigentliche Tendenz dieses Kriegs wohl kannten, hielten dennoch die Kirchengewalt, für welche sie sich aufopferten, für die Religion selbst. Sie glaubten der Gottheit ihren Arm zu leihen, unterdessen sie in der That gegen die Ordnung, gegen den Geist kämpften, den die Gottheit in die Natur gelegt hatte, um das Menschengeschlecht zu veredeln. — Es ist für Regenten, Staatsmänner und Gesetzgeber äußerst wichtig, den Geist der Zeit richtig zu kennen, ihn richtig zu würdigen. Die wenigsten unter ihnen glauben aber einen solchen Geist. Wo dieß der Fall ist, da helfen keine Beispiele, wenn sie auch noch so nahe liegen; sie bekämpfen ihn so lange, bis dieser mächtige Geist sie selbst und ihre Entwürfe zertrümmert. Wer aber seinen Geist zu der Einsicht erheben kann, daß der Schöpfer der Natur eine solche Einrichtung gegeben hat, durch welche das Menschengeschlecht sich immer mehr und mehr veredelt, der wird es nicht wagen, etwas Unvollkommenes gegen das Bessere in Schutz zu nehmen, und seine Kräfte zu dessen Vertheidigung zu opfern. Er wird im Stande seyn, den Geist der Zeit zu erforschen, denn mit Gewißheit kann er annehmen, daß er nicht etwas Schlechteres will, sondern das Bessere. — Um aber das Bessere richtig

zu erkennen, nicht das Gute für Schlecht, und das Schlechte für Gut — nicht Gewalt für Recht — und Recht für Gewaltthätigkeit zu halten; so muß er selbst seinem Geiste eine moralische Größe angebildet haben, die ihn über sich selbst, über seinen eigenen Vortheil, über seine eigene Sinnlichkeit, über seine eigenen Neigungen erhebt. Auf dieser Stufe moralischer Größe wird ihm die Tendenz des Zeitgeistes schon bemerkbar werden, ehe noch irgend eine sichtbare Schöpfung durch ihn hervorgeht. Auf einem hohen Standpunkte wird er derjenige seyn, der die Schöpfungen des Zeitgeistes ordnet. — So wie alles, was aus der Hand der unbearbeiteten Natur kommt, ebenfalls noch roh, noch unbearbeitet ist; so erscheint auch der Zeitgeist in seinen ersten Aeußerungen oft als das Kind der rohen Natur. Der Weise, dessen Geist eine sichere Umsicht, eine moralische Größe erlangt hat, wird bald das Wahre des Zeitgeistes selbst aus den rohen Aeußerungen herausheben; er wird dieses Wahre pflegen, ihm die Hand reichen, das Rohe an demselben veredeln, und so die Absicht der Natur befördern helfen. — Wo solche Männer aber mangeln, oder unwirksam an den Staub gefesselt sind, — wo der Zeitgeist nicht erkannt oder mißverstanden wird, da muß jeder Fortschritt zum Bessern der Menschheit große Opfer kosten, da kann er nur mit Blut und Lebensopfern errungen werden. — Wo aber die moralische Größe den Thron umgiebt, da wird das Glück der Menschheit gedeihen. Soll aber moralische Größe den Thron umgeben; so muß sie unter uns seyn. Laßt uns also zuerst darnach streben — uns, die wir bereits die Rechte genießen, welche die Natur für alle Menschen gegeben hat. Worte helfen aber nicht, unsere Handlungen müssen die Wahrheit zeigen, denn an der Frucht erkennt man den Baum. Laßt uns in uns selbst eine strenge Rechtlichkeit gründen, damit wir dem Geist der

Zeit nicht länger widerstreben. — Rechtlichkeit ist aber nichts anders, als eine strenge und genaue Befolgung des Naturgesetzes, welches verlangt, daß ich nie einem Andern eine Last aufbürde, die ich selbst nicht tragen mag; daß ich nie auf ein Recht Anspruch mache, welches nicht allen Menschen ertheilt werden kann. — Von der Rechtlichkeit kann erst die Jugend ausgehen, was unter ihr liegt, verdient nicht diesen Namen. — Wo die Rechtlichkeit noch nicht gegründet ist, kann noch keine Tugend seyn, denn die Tugend gedeiht nicht ohne diese Grundlage; die moralische Größe als ein hoher Grad der Tugend keimt auf keinem andern Boden. — Unsere Rechtlichkeit wird dann den übrigen Menschen, die bisher noch als Stiefkinder des Staats eins oder das andere der natürlichen Rechte entbehren mußten, weil es Vorrechte gab, selbige nicht länger vorenthalten, denn, sie ihnen zurückzugeben, dieß muß der erste Schritt, die erste Handlung seyn, welche Zeugniß giebt, daß wir zur Rechtlichkeit übergegangen sind. Unser Beispiel in Erwerbung neuer Tugenden, die wir auf die Rechtlichkeit gründen, unser Streben nach moralischer Größe wird dann dieses Streben allgemein machen, und wir werden den Spruch erfüllt sehen: „Gerechtigkeit und moralische Größe auf und um den Thron, giebt den Himmel auf Erden.

Ueber Recht und Unrecht.

In Beziehung auf die verschiedenen Stände eines Staates.

Was ist gerecht — was ungerecht? Wo liegt die Gränze zwischen beiden? So frage ich mich selbst. Ich habe Handlungen beobachtet, und ihre wahrscheinliche

Bewegungsgründe zu erforschen gesucht; — ich habe sie in Gesellschaft mehrerer Personen erzählt, und gefunden, daß der Eine lobte, was der Andere tadelte; Einer verdammte die Handlung, lobte aber die Motive; ein Anderer hatte Manches gegen die Motive zu erinnern, ohne die Handlung zu tadeln; ein Dritter rechtfertigte beides; und ein Vierter fand beides tadelnswerth. Und dieß war eine sogenannte gebildete Gesellschaft. So ist also das Urtheil der Menschen verschieden, selbst bei gleicher Beobachtung! Woran liegt dieß? Giebt es etwas, das an sich gut oder böse ist, oder ist beides nur meiner Vorstellung davon relativ? Soll das Letztere der Fall seyn; so darf ich mir ja nur Alles als gut vorstellen, und es giebt für mich nichts Böses mehr. Ich kann andere berauben, morden; andere können dieß an mir thun; es muß alles gut seyn, denn es giebt ja nichts Böses an sich, und aus meiner Vorstellung habe ich das Böse auch verbannt. Wenn Gut und Böse nicht Prädikate von Realitäten, wenn es nur Begriffe sind, die in meiner Vorstellung beruhen; so folgt dieser Schluß ganz natürlich. Wer indessen das Urtheil seiner gesunden Vernunft hört, wird leicht einsehen, daß ein solches Raisonnement nicht Wahrheit enthalten kann. Es muß also durchaus Handlungen geben, die an sich selbst gut, und andere, die an sich selbst schlecht sind. Welches ist nun aber das Gesetz, nach welchem ich dieses bestimme? Der Theologe wird mir sagen: Was mit den Vorschriften und Gebräuchen seiner Religion übereinstimme, sey gut, alles, was diesen entgegen stehe, sey schlecht. Dieß behauptet aber der Katholik, wie der Protestant, der Jude, wie der Christ, der Bramin, wie der Mahomedaner. Der Jurist wird antworten: Die Beobachtung der positiven Gesetze seines Landes sey das Gute, was ihnen entgegen, sey das Böse. Dieß behauptet aber der Engländer von seinen

Gesetzen wie der Franzose, der Deutsche wie der Spanier; der Europäer wie der Chinese, jeder von den Gesetzen seines Vaterlandes. Ich frage den Philosophen und er antwortet mir: die menschliche Vernunft enthalte das Gesetz, welches das Gute oder Schlechte in den menschlichen Handlungen bestimme. Dieß ist zwar die unbestimmteste — aber dennoch die wahreste Antwort von allen, denn sie giebt mir wenigstens einen allgemeinen Maaßstab, den mir weder die Theologie noch die Jurisprudenz geben konnte, und Allgemeinheit ist das Kennzeichen der Wahrheit. Jetzt frage ich mich nun weiter: welcher von den Menschen in der Gesellschaft, die nach meinem obigen Beispiele über die Güte und Schlechtigkeit einer und derselben Handlungen so verschieden urtheilen, hat nun aber Vernunft, und welchem muß ich sie absprechen? Man sieht, es ist ein Prinzip nothwendig, um zu erkennen, welches Urtheil der Vernunft gemäß ist, und welches ihr widerspricht. Wen sollen wir aber nach diesem Prinzip fragen, wer kann hier Schiedsrichter seyn? Niemand anders als die Natur. Sie allein kann und wird uns darüber belehren.

Unter allen Naturgeschöpfen legen wir, und zwar sehr richtig, nur dem Menschen das Gefühl von Recht und Unrecht bei. Naturgeschöpfe einer niedrigeren Gattung haben keine freie Wahl, es kann also auch keine Zurechnung in Absicht ihrer Handlungen Statt finden. Wir dürfen also blos beim Menschen stehen bleiben, und sehen, was uns die Natur in Absicht seiner zu erkennen giebt. Die Natur hat allen Menschen ein gleiches Ziel gesetzt, allen hat sie eine gleiche Bestimmung gegeben. Diesen Satz wird wohl Niemand, der ihn richtig faßt, zu bestreiten wagen. Der Theologe wie der Jurist, der Philosoph und der Naturforscher sind darin einig, und die Natur selbst zeigt dem Europäer wie dem Indianer, daß alle Menschen

in

in den allgemeinen Trieben sich gleich sind; alle essen, trinken und schlafen, alle werden auf gleiche Art erzeugt, auf gleiche Art geboren, alle wachsen, vergehen und sterben. — Eben so ist es mit den Trieben der Seele. Alle Menschen nähren den Freiheitstrieb, den Trieb sich zu erhalten und den Geselligkeitstrieb in sich. In allen liegt mehr oder weniger ein Trieb zur Thätigkeit und zum Forschen, wo die Convenienz ihn nicht unterdrückt. Alle Völker auf der niedrigen, wie auf der höchsten Stufe der Cultur, haben ein Gerechtigkeitsgefühl, und so verschieden sich auch dieses nach dem Culturgrade äußert; so ist es dennoch allgemein in Bezug auf Gegenseitigkeit. Der wildeste Hottentotte wird sich so wenig als der cultivirteste Mensch überreden können, daß ihm für einen andern Menschen Pflichten obliegen können, der nicht ebenfalls gegen ihn auch Pflichten anerkennt. In diesen allgemeinen Sätzen, in der Gegenseitigkeit, liegt also die Auflösung des Prinzips der Gerechtigkeit. Weil die Natur allen Menschen eine gleiche Einrichtung gegeben hat; so will sie auch, daß alle ihre Bestimmung erfüllen sollen; es müssen folglich auch alle von ihr diejenigen Rechte gleich erhalten haben, welcher sie dazu bedürfen. Dieß ist der Punkt, von welchem aus man Recht und Unrecht beurtheilen muß, darin liegt das einzige unveränderliche Gesetz der Natur. Ich weiß dieß Gesetz nicht deutlicher, kürzer und schöner auszudrücken, als mit den Worten Jesu: Was du nicht willst, das dir geschehe, das thue auch keinem Andern. Was du willst, daß dir die Menschen thun sollen, das thue auch ihnen. Wer diese Gebote beobachtet, thut Recht, wer sie nicht beobachtet, thut Unrecht. Dieß Prinzip ist untrüglich, denn jeder Mensch hat den Maaßstab dazu in sich selbst. Man denke sich nur bei jeder Handlung seines Lebens gegen Andere in die Stelle des Andern, setze den Andern in seine eigene Stelle,

und abstrahire dadurch die Handlung ganz von der Person. Was dann unsere Vernunft über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit der Handlung sagt, wird ein gerechter Ausspruch seyn.

So ist es allerdings grausam, wenn bei den Eskimos in Labrador (zu den Inseln der Hudsons-Bay gehörig), die Söhne ihre alten Väter dann umbringen, wenn sie nicht mehr fischen und jagen können; so lange indeß diese Söhne selbst wünschen, daß ihre Kinder dereinst in ihrem Alter diese nämliche Handlung an ihnen vollziehen, so lange sie diese Handlung für einen Liebesdienst halten, ist sie nicht ungerecht. Obschon nicht grausam, aber dennoch durchaus ungerecht ist es aber, wenn der Edelmann gewisser Länder alle auf seinem Territorio von sogenannten Unterthanen erzeugte Kinder als sein Eigenthum betrachtet, die er zwar nicht erzieht, aber auf ihre Kräfte Anspruch macht, wenn sie fähig sind zu arbeiten, und solche als lebendige Ackerinstrumente verbraucht; denn er selbst würde, wenn ein Anderer diese Rechte an seinen Kindern geltend machen wollte, und wenn dieses wirklich auch der Regent wäre, diese Handlung nicht blos im höchsten Grade ungerecht, sondern vielleicht sogar himmelschreiend finden. — Es kann aber keine gerechte Handlung seyn, wenn der ungarische und liefländische Edelmann verlangt, daß das Kind des Bauern, welches auf seinem Territorio geboren ist, sein lebendiges Ackerinstrument sey; daß es ihm, wenn es erwachsen ist, eigenthümlich angehöre, denn er selbst will und wünscht nicht, daß seine Kinder als Eigenthum und Instrument von Andern verbraucht werden sollen. So zeigt es eben so wenig ein Gerechtigkeitsgefühl, wenn in manchen Staaten das bürgerliche Talent, zum Militairdienst gezwungen, seine Tage auf der Schildwache verleben, und sich glücklich preisen muß, nach einer langen Reihe von Dienstjah-

ren in einen Unterofficier- oder Feldwebel-Posten zu rücken, den der Abliche, wenn er auch ganz ohne Talent seyn sollte, doch noch einzunehmen verschmäht. Es zeigt vom Verkennen des natürlichen Rechts, wenn der Abliche es dem bürgerlichen Talent hoch anrechnet, wenn es in seinem vierzigsten Jahre endlich zu einer subordinirten, mit beständiger Kraftaufwendung verbundenen Stelle gelangt, wobei seine Existenz nothdürftig gesichert ist, während er selbst in einer oft müßigen, blos befehlenden Stelle bei gleichem Alter und Dienstjahren oft bei weniger Talent sich täglich beklagt, daß ihn der Staat so langsam befördere. — Es zeigt einen sonderbaren Begriff von der Gerechtigkeit, wenn der adeliche oder nichtadeliche Obere beweisen will, daß er von seinem Gehalt nicht subsistiren könne, während er dem unter ihm stehenden Officianten seine Verwunderung äußert, daß er mit dem achten Theil dieses Gehalts nicht auskommen kann. Er muß in dem Augenblicke vergessen, daß die Natur dem Arbeitenden eben solche Bedürfnisse gegeben, als ihm, daß er sich satt essen muß, wenn er zur Arbeit Kraft haben soll, daß er Kleidung, Wohnung und Reinlichkeit bedarf, wie er selbst, um als gesitteter Mensch zu subsistiren. Denkt er daran, und kann doch dieß äußern; so weiß ich nicht, wie seine Vernunft zu diesem Urtheil kommt.

Die Einrichtungen der Feudalstaaten begünstigen indessen im Menschen die Idee, daß er besser, daß er von einem andern Stoff ist, als seine Brüder. Wenn es der Abliche durch die Staatseinrichtung gleichsam berechtigt ist, zu glauben, was hindert dann jeden Andern, sich für ein vorzüglicheres Wesen zu halten? Die Erfahrung bestätigt auch diesen Glauben. Ich hörte einst die Gerechtigkeit eines Fürsten überaus loben, weil er einem Menschen, der im Dienst des Staats die rechte Hand verloren, monatlich 1½ Rthlr. als

Pension auf Lebenslang zugesichert hatte; dieß Lob kam von einem jungen Manne von 18 Jahren, der dem vorigen Fürsten als Lakei gedient, nun als überflüßig bis zu einer andern Versorgung auf 13 Rthlr. monatliches Wartegeld gesetzt war, und sich kurz zuvor sehr über die Ungerechtigkeit des Fürsten beklagt hatte, weil er ihm nicht auch die Emolumente seines vorigen Postens hatte vergüten wollen. — Hätte dieser Mensch wohl so urtheilen können, wenn er sich selbst nicht für ein Wesen anderer Gattung gehalten hätte, als den Andern, der für seine Verstümmelung noch nicht den achten Theil erhielt, was ihm, einem gesunden, der Arbeit fähigen Mann, gereicht wurde?

Noch vor zehn Jahren vertheidigte ein Deutscher das Recht der Leibeigenschaft, und, was dem Ganzen die Krone aufsetzt, er nennt die Abschaffung dieses unnatürlichen, der Vernunft zuwider laufenden Verhältnisses, einen Eingriff in die wohlerworbenen Rechte des Guthsherrn; er möchte gern den Regenten beweisen, daß sie zu dieser Aufhebung nicht befugt sind, daß sie damit eine Ungerechtigkeit begehen, als ob ein Mensch je ein Recht erwerben könnte, einen andern Menschen als sein Eigenthum zu betrachten. Ein Anderer meint, da man doch dieß Verhältniß nicht aufheben könne; so erfordere es das Mitleid, dem Bauer die Vernunft zu verkrüppeln, damit er sein Elend wenigstens nicht fühle! Eine ganz neue Art von Menschenliebe! — So vertheidigten einige englische Lords in diesem Jahrhunderte den Menschenhandel, als ob es je ein Recht geben könnte, welches ihn erlaubte!

Ich will in Beispielen nicht weiter gehen, sie geben kein erfreuliches Resultat. Sie zeigen, was wir uns beschämt gestehen müssen, daß wir bisher von Recht und Gerechtigkeit ganz besondere Begriffe gehabt haben. So wie es unmöglich ist, daß einmal 1 mehr oder weniger als 1 sey, so unmöglich ist es

daß je ein vernünftiges — ein wahres Recht entstehen kann, ohne Gegenseitigkeit — es ist unmöglich, daß etwas Recht vor der Vernunft ist, dem nicht dieß Prinzip der Natur, die Gleichheit, zum Grunde liegt. Wir haben zwar den Produkten der Gewalt den Namen Rechte beigelegt, z. B. das Recht der todten Hand, das Recht der ersten Nacht, das Recht auf dirigirende Stellen, das Recht zu Repräsentationen; wir sehen selbst zum Theil auch diese Rechte noch wirklich ausüben; wir sehen in manchen Staaten die meisten dirigirenden Stellen mit Männern besetzt, die von dem Fache, welches sie dirigiren, keine andere Kenntniß haben, als was sie durch ihre Subalternen nach und nach hörten, und ihrem Gedächtniß einprägten; wir sehen Volksrepräsentanten, deren Privatinteresse dem Interesse des Volks geradezu entgegengesetzt ist. Dieß beweist indessen nicht, daß die Vernunft des Menschen solche Rechte anerkennt — diese Rechte sind meistentheils aus der Gewalt hervorgegangen. Daß die Gewalt dergleichen unnatürliche Verhältnisse geschaffen hat, dieß darf uns nicht wundern, denn dieß liegt in der Natur der Gewalt. Was uns aber wundern muß, ist dieses: daß die Philosophie, welche sich die Wissenschaft der Vernunft nennt, nicht schon längst die Produkte der Gewalt von den Produkten des Rechts trennte; daß sie sich lieber gleichsam abarbeitete, um die Produkte der Gewalt als Produkte des Rechts zu erklären; daß sie alle mögliche Subtilitäten und Spitzfindigkeiten aufsuchte, die Vernunft gleichsam auf die Folter spannte, um den Produkten der Gewalt eine ewige Dauer zu geben, wenn es ihr gelang, sie vernunftmäßig als Rechte zu beweisen. Doch aber auch dieses Wunder erklärt sich natürlich. Die Philosophie war bis jetzt eine Zunft, in ihr selbst war der Kastengeist, sie befand sich körperlich wohl dabei, und mußte wünschen, ihn zu verewigen. — Dieß konnte auch

wieder nicht anders seyn, so lange die Gewalt ihre Herrschaft geltend machen mußte, um die Menschen aus dem gröbsten Egoismus — aus der Thierheit gleichsam herauszureißen. Indessen ist der Mensch bestimmt, sich immer höher zu heben, die Gewalt selbst muß sich im Recht veredeln, dieß ist ihre Bestimmung. Wo diese Bestimmung von ihr verkannt wird, da tritt eine höhere Macht ein, die sie vernichtet, denn die Natur hat dem Menschen die Vernunft nicht umsonst gegeben; er soll sich durch sie über das Thierische erheben; er soll eine Gerechtigkeit üben, nicht wie das Thier, sondern eine vernünftige. Die Vernunft kennt aber kein anderes Recht an, als was sich auf Gleichheit gründet. Nach der Vernunft ist Recht nichts anders, als die Schranke der Gewalt: Etwas, welches den Schwächern mit dem Starken ins Gleichgewicht setzt. Wo vollkommene Gewalt ist, ist gar kein Recht, und wo vollkommenes Recht ist, bedarf es keiner Gewalt. In ihrer Vollendung schließen beide Abstrakte einander aus. Ein Zwischen- oder Mittelzustand ist der, wo eins dem andern dient. Wo das Recht der Gewalt dient — sind wir noch halb thierisch — mehr roh als vernünftig — wo die Gewalt dem Rechte dient, da nähern wir uns einem vollkommenern Zustande. Das vollkommene Recht geht von der Gleichheit aus. Wo keine Gleichheit ist, sind wir noch fern vom rechtlichen Zustande — wo das Recht in allen Beziehungen entwickelt ist, entsteht die Gleichheit von selbst. Wo das Recht herrscht, ist der Mensch frei; wo es aber noch Menschen giebt, die eins oder das andere ihrer natürlichen Rechte entbehren, (und dieß ist so lange der Fall, als es noch Vorrechte giebt) ist noch kein vollkommnes vernünftiges Recht gegründet. — Ein Vorrecht kann nicht existiren, ohne einem Andern sein Recht zu schmälern; denn es giebt keine höhern Rechte, als die natürlichen, wenn nicht auf der

andern Seite höhere Pflichten vorhanden sind. Wenn aber die Natur alle Menschen als freie Wesen schuf, wenn diese Freiheit vorhanden seyn mußte, um dem Menschen die Sittlichkeit (seine Bestimmung) möglich zu machen; so können höhere Pflichten, als die natürlichen, nur von meinem freien Willen ausgehen. — Wenn ich kein Eigenthum habe, welches mir die Bedürfnisse des Lebens gewährt; so muß ich Andern dienen. Dieß ist natürlich. Es muß mir aber frei stehen, denjenigen zu wählen, den ich als meinen Herrn anerkenne, meine Geburt muß mir nicht schon das Loos geworfen haben. Es muß mir frei stehen, einen andern Herrn zu wählen, wenn ein Anderer mit bessere Bedingungen macht. Es muß von meinem Willen abhängen, diesen gewählten Zustand mit dem andern zu vertauschen, wenn ich die Mittel errungen habe, ohne diese Dienste, die ich Fremden leiste, meine Subsistenz auf eine rechtliche Art zu gründen. Wo wir dieß in allen Verhältnissen finden, ist die natürliche Freiheit durch nichts als die Geselligkeit beschränkt — eine Schranke, welche die Freiheit veredelt.

Man sieht hieraus, worein ich die Gleichheit setze, die ich als Basis des Rechts aufgestellt habe. Nicht Gleichheit der Güter, nicht Gleichheit in den Gaben der Natur, diese ist nicht vorhanden, und kann nie vorhanden seyn, denn eben durch diese Verschiedenheit führt uns die Natur der Vervollkommnung entgegen; ohne diese Verschiedenheit in den Anlagen der Menschen würde kein Wohlstand — keine Kultur, und folglich auch keine Sittlichkeit vorhanden seyn können. Aber Gleichheit der Rechte — Gegenseitigkeit der Pflichten, dieß ist die Gleichheit, aus welcher allein die Freiheit hervorgehen kann. Wenn der Herr, dem ich diene, das Recht hat, mich zu entlassen; wenn er mit meinen Diensten nicht zufrieden ist; wenn es in seinem Willen steht, sein Verhältniß mit mir aufzuheben; so

muß es auch in meinem Willen stehen, mein Verhältniß mit ihm unter den nämlichen Bedingungen aufzuheben. Nur dann bin ich, selbst dienend, ein freier Mensch, kein Sklave.

Wir haben hier das Recht und die Gewalt beleuchtet, und gezeigt, welche Erscheinungen wir auf die Rechnung der einen oder des andern zu setzen haben. — Hiernach läßt sich die durch das Kantische Moralprinzip berühmt gewordene Streitfrage auflösen: Ob eine Nothlüge erlaubt sey, wenn sie das einzige Mittel ist, einem Menschen das Leben zu retten? — Wenn ich selbst wünsche, daß ein Anderer mich vor einem wilden Thier schütze, welches mich anfällt; so bin ich dem Andern gleichen Schutz schuldig. Bin ich des wilden Thiers nicht Meister; so ist mir die List erlaubt, sie ist mir eine natürliche Pflicht. Der rasende Mensch, der einen Andern mit der Wuth eines wilden Thiers verfolgen kann, hat sich in den Zustand der Gewalt gegen mich gesetzt, er ist selbst aus dem Zustand des menschlichen, des vernünftigen Rechts herausgetreten, um eine Gerechtigkeit nach Art der unvernünftigen Geschöpfe zu üben. Er berechtiget mich dadurch, den Zustand der Gewalt eben so gegen ihn anzuwenden, so weit es zu meiner eigenen, und zu der Sicherheit eines andern vernünftigen Geschöpfs nöthig ist. Er erkennt gegen mich, gegen einen andern Menschen keine Pflicht an, er hat daher in diesem Zustande der rohen Thierheit auch auf kein Recht Anspruch zu machen. Es verträgt sich daher wohl mit der Gerechtigkeit, wenn ich ihn mit einer Unwahrheit abspeise, und im Fall ich durch die Gewalt ihn nicht abhalten kann, zu einer List Zuflucht nehme. Mein Gewissen würde mir einen wirklich erfolgten Mord, den ich hätte verhindern können, gewiß vorrücken. — Aus diesem nämlichen Grunde kann es gerechte Kriege geben. Das Wort gerecht steht aber hier, wie im vorigen

Beispiel, im uneigentlichen Sinne, denn der Zustand der Gewalt, welcher im Kriege herrschend ist, hebt alles eigentliche Recht auf. Wenn ich aber die Gewalt des Angreifenden mit gleicher Gewalt zurückweise; so handle ich darum nicht ungerecht, sondern nothgedrungen.

Wenn die hier aufgestellten Ansichten richtig, wenn sie wahr sind; so muß es sich aus ihnen erklären lassen, wie es zugehe, daß Menschen, Geschöpfe, die doch alle auf Vernunft Anspruch machen, über eine und dieselbe Handlung verschiedene, oft sich widersprechende Urtheile äußern.

Wenn die Vernunft über Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit einer Handlung urtheilt; so trennt sie die Handlung erst von der Person, oder welches gleich viel ist, sie setzt bei den handelnden Personen gleiche Rechte voraus. Dann urtheilt sie als Vernunft, nach der Natur, und abgesehen von allen unnatürlichen Verhältnissen, welche die Menschen geschaffen haben, indem sie sich auf einem Wege befanden, der sehr weit von dem Wege der Natur entfernt war. Ihr Urtheil ist dann naturgemäß wahr, es ist allgemein, wie die Natur. Wir sind indessen durch die Einrichtungen unserer Staaten zu sehr daran gewöhnt worden, die Handlungen nach dem Werthe der Person zu beurtheilen, den das positive Gesetz ihnen beilegt, nach diesem hat sich unser Maaßstab, ich möchte sagen, unsere Vernunft, gemodelt. Diese Vernunft ist also nicht mehr bei allen Menschen ein und dasselbe, der Grad ihrer Bildung ist verschieden, je nachdem der Mensch mehr oder weniger von dem egoistischen Wesen an sich trägt, daß die Rechte und Gesetze der Gewalt ihm aufgeprägt haben. Daher entsteht in jedem Menschen ein eigener Maaßstab für das Gute und Schlechte, für Recht und Unrecht. Nur derjenige vermag sich zu der ewig wah-

ren Ansicht zu erheben, der die Bildung seiner Vernunft so weit gesteigert hat, daß alle Vorliebe für sich selbst, der leiseste Egoismus in ihm schweigt, nur dann wohnt in ihm die wahre Größe. Wer seine Vernunft zu dieser Ansicht gebildet hat, der wird das wahre Recht von dem Recht der Gewalt, oder dem scheinbaren Recht, leicht unterscheiden. Die Natur hat uns ihr Gesetz als das Prinzip zu dieser Beurtheilung gegeben; dieß ist der ewig unveränderliche Maaßstab, an welchem wir das Gute und das Recht prüfen können. Was diesem Maaßstabe entgegen ist, kann keine Gewalt der Erde zu einem Recht stempeln. Von dieser Wahrheit sollten alle Gesetzgeber durchdrungen seyn. — Aber, wird man fragen, warum ist dieß nicht der Fall? Warum sehen wir die Einrichtungen der meisten Staaten auf ganz andere, beinahe auf die entgegengesetzten Grundsätze basirt? Der Mensch entwickelt zuerst die thierischen Triebe in sich, und dann steigt er zur Entwickelung der geistigen auf. Einen gleichen Stufengang nimmt die Menschheit zu ihrer Veredlung. Um die Menschheit von dem Thierischen zu erheben, war die Gewalt nothwendig. Sie gründete ihre Institution, sie gründete sie nach ihrer Natur. In spätern Zeiten gelangte die Menschheit dahin, Gewalt und Recht wenigstens durch das Gefühl zu unterscheiden. Man fand es nöthig, neue gesetzliche Systeme zu bilden, viele Staaten sahen einen neuen Codex. Weil man aber den Unterschied zwischen Gewalt und Recht blos noch dunkel f ü h l t e, ohne sich über dieß Gefühl Rechenschaft ablegen zu können; so vergaß man, einen neuen Grund zu diesen Gebäuden zu legen; man fand es nicht für nöthig. Die alten von den Zeiten der Gewalt noch befestigten schon halb morschen Pfeiler blieben stehen, auf sie führte man Prachtgebäude auf, welche die Mitwelt in Erstaunen setzten. Jetzt ist das Gefühl des Unterschieds zwischen Recht und Gewalt

zum Erkennen gereift, und wenn wir die morschen Pfeiler nicht mit andern vertauschen; so muß das ganze Prachtgebäude fallen, und die schönen Trümmer werden dann blos noch zu Materialien dienen. Was helfen in den Details die musterhaftesten Gesetze, wenn wir uns nicht Rechenschaft gegeben haben, was eigentlich Recht ist. Das Recht muß dem Gesetz zur Grundlage dienen. — Man wendet mir ein: die Guthsherrlichkeit, das Recht der todten Hand, der Repräsentationen, der höchsten Stellen, wären doch alles Rechte, selbst der Name drücke dieses ja schon aus. — Die Gewalt hat sie Rechte genannt, und eine Philosophie, die nicht der Vernunft, sondern der Gewalt diente, hat sich bemüht, diese Rechte als Rechte zu erklären. Diese Philosophie ist aber vor der Vernunft mit sich selbst im Widerspruch. Wäre sie dieß nicht; so müßte Allgemeinheit, das Kennzeichen der Wahrheit, auch schon anfangen sichtbar zu werden, da ihre Forschungen so weit gediehen sind. Wir sehen aber gerade die Trennung immer weiter gehen, je mehr die Forschungen in ihr fortschreiten.

Die Menschen haben einmal den Weg der Natur verlassen, um den der Gewalt zu wandeln, weil er ihnen Genüsse ohne Anstrengung versprach, folglich ihnen freigebiger schien als die Natur, welche nur die Anstrengung lohnt und den Fleiß. In dieser Verirrung konnte das Recht in den Individuen nur durch die Gewalt cultivirt werden, und die Gewalt selbst veredelt sich auch nur durch den Zwang einer höhern Gewalt, welche das Schicksal über sie verhängt. Die Periode der Gewalt scheint jedoch ihrem Ende nahe zu seyn, bald wird sie im Rechte ihre Natur veredeln. Die menschliche Vernunft ist so weit gediehen, daß sie vom Gefühl des Rechts zu dessen Erkenntniß übergegangen ist. Die Schicksale der Staaten haben diese Periode beschleuniget, die Gewalt hat durch ihren ei-

genen Widerstand dem Rechte einen größern Spielraum eröffnet.

Wenn alle Völker das Recht anerkennen werden, welches die Natur in die Brust des Menschen legte, (ein Recht, welches ein Volk dem Andern gleich macht) dann wird ein ununterbrochner Friede die Völker beglücken. Es scheint die Bestimmung des großen Helden zu seyn, den jetzt die Welt bewundert, das Völkerrecht in Europa auf diese Basis zu gründen. Auch in den Nationen wird das natürliche Recht durch sein Beispiel und durch die Nachahmung der Regenten die Basis der Gesetze werden, denn wir sehen jede unumschränkte Monarchie, (die beim besten Regenten doch immer der Ministerwillkühr unterworfen blieb, weil der Regent nicht überall selbst sehen, selbst hören und selbst Recht sprechen konnte) die von ihm den Impuls ihrer Regeneration annimmt, durch Constitutionen der Willkühr entsagen. Wir sehen durch diese Constitutionen, wo der jetzige Regent die Willkühr seiner Nachfolger beschränkt, das Glück der Nation, mit der Erbfolge des Throns vereiniget, selbst im schlimmsten Fall, wenn die Natur im Thronerben nicht alle Keime des großen Mannes niedergelegt hätte, ist das Glück der Nationen nicht mehr gefährdet. — Durch solche Constitutionen muß nothwendig die Minister- und Volksgewalt in ihre Gränzen zurücktreten, sie muß zum Recht übergehen. Wenn der Regent selbst die natürlichen Rechte seines Volks als seine Schranken anerkennt, wenn er sie selbst proclamirt, welcher Minister dürfte es wohl wagen, dieß Grundgesetz zu übertreten? Welches Volk kann einen vollkommenern gesellschaftlichen Zustand wünschen, da es keinen vollkommenern giebt? — Mächtig wirkt das Beispiel vom Throne, und eine Schranke, die der Regent selbst ehrt, wird bald jedem Individuo heilig seyn.

Ein in hohem Ruf stehender Staatsmann meint zwar: der Regent müsse allerdings das Gute wollen, aber er brauche sich nicht die Hände zu binden und seinen Willen als Gesetz zu proclamiren. Ich möchte aber antworten: Wie schön ist es nicht, wenn der Regent die Liebe für sein Volk nicht blos in seinem Herzen verschließt, wenn nicht blos diejenigen, die in seiner Nähe leben, und seine Güte kennen, solche zu ihrem Vortheil benutzen, während die entfernten Unterthanen ihn blos durch die Handlungen des Ministers kennen, der ihn repräsentirt? Nur, wenn der Regent die Gesinnungen für sein Volk durch öffentliche Gesetze, durch eine Constitution proclamirt, nur dann wird jeder Unterthan die Liebe seines Regenten nach ihrem Werthe schätzen; nur dann zeigt der Regent, daß er aus Liebe zur Tugend, aus Liebe zu seinem Volke der Willkühr entsagt habe; nur dann ist eine Liebe des Herzens vorhanden, welche wieder gegenseitig alle Herzen ergreift. — Wenn nun endlich Jeder im Staate den untrüglichen Maaßstab des Rechts und des Guten kennt, und die Regenten der Nation eine Theilnahme an der Gesetzgebung innerhalb der Schranken der Constitution zugestehen: so werden diese Gesetze, denen das natürliche Recht zur Basis dient, nach und nach die Menschen dahin leiten, stets gerecht gegen Andere zu seyn, und das Naturgesetz in allen Beziehungen des Lebens sich zur Richtschnur zu wählen. Advokaten werden dann immer entbehrlicher, Processe seltner werden, und mit der Zeit wird die ganze Menschheit sich in einem vernunftmäßig rechtlichen Zustande beglückt sehen.

Stimme eines Kosmopoliten an die Brüder aller □ □ □ *).

— „Das Gewölbe des Himmels ist die Decke der Loge." —

1. Propyläon.

Gab es je einen Zeitpunkt, wo von einer gesellschaftlichen Vereinigung im maurerischen Sinne etwas für die Sache der Menschheit zu erwarten war; so ist es gewiß der jetzige, voll Aussicht, voll Hoffnung. —

Für der Menschheit gemeine Sache! — Hier ist die Tendenz des Lebens — hier ist der Thron des All's, das Allerheiligste! —

Ueberall giebt es Waitzen — überall Unkraut — überall Wahrheit — überall Lüge — überall Kampf und überall Versöhnung! — überall ist H...... Grab! — — —

Die Welt ist eine große Loge — das Erdendaseyn in ihr ein Grad; — jeder bessere Mensch ist ein Coadjutor spiritualis; — Temporales sind wir Alle, bis sich der letzte Himmel öffnen wird. Hier ist der Schritt vom Winkelmaaß zum Zirkel.

Nur eine Sonne leuchte um und in uns! — sie ist der eine flammende Stern! — in ihr thront Gott, durch Diesen walten: Güte, Gerechtigkeit, Gesetz! —

Hier ist die große heilige Drei in Eins!

*
* *

2. Ventilation.

Aber, was ist der Menschheit gemeine Sache? — Ist sie erschöpft durch einzelne Handlungen der Wohl-

*) Ein Beitrag zu den Aufsätzen „Ueber Maurerei" im XIIten und XIVten Hefte der Neuen Feuerbrände.

thätigkeit? — durch zerstreute Anstalten theils für die intellectuelle, theils für äußerlich-sittliche Bildung Einzelner? — durch Untersuchungen und Discussionen solcher Objecte, die meist nur zwei oder drei anziehen, und auch nur temporär? — durch alle solche sogenannten Arbeiten, durch welche oft die schönste Zeit vergeudet und Anstrengungen verschwendet werden, die deshalb zu bedauern sind? — —

Nein! Nein! Nein! — Sache der Menschheit! der gesammten Menschengesellschaft — aller Menschen! — : —

Erhebung des Menschen über das Gemeine, Abstraction von dem Phlegma des Irrdischen, Richtung des Herzens, Reinigung des Gemüthes, Läuterung und Bereicherung des Geistes, Befestigung der bürgerlichen Verhältnisse im Einzelnen und Ganzen, Studium des Menschen, seiner Kräfte und Verbindlichkeiten, Prüfung der Fähigkeiten des Einzelnen und seiner möglichen Brauchbarkeit für das gesammte Wesen, Hinblick und Wirkung auf Menschenerziehung: — hier sind Puncte zur Definition!

Alle Menschen gehören diesem Ressort an, — also auch die Fürsten, wirkliche und Titularen. —

Die Logen sind, wie sie sind, ausgebreitet und wichtig genug, um diese Sätze gegen den Vorwurf der Uebertreibung, der Gränzverletzung schützen und vertheidigen zu können. Es bedarf nur der Einheit, um kräftig zu wirken, um jede Schwierigkeit zu vernichten, jeden Feind zu besiegen. — Die Räder zu der Uhr sind da — die Feder liegt in dem Zwecke — nur die Kette ist noch nicht vollendet, noch nicht rectificirt.

Diese Tendenz sey kein Geheimniß — ihre Promulgation sey der erste Schritt, der geschehe, wann es

nöthig seyn wird — doch die Form, und die Mittel zur Execution bleiben verborgen, zur Verhütung des möglichen Mißbrauches.

Man beginne mit Hinwirkung auf Wiedererweckung und Befestigung des, sich fast verlorenen, religiösen Sinnes unter dem Volke; auf die Herstellung eines Kultus, der die Seele stärkt, erhebt, bessert, indem er den sinnlichen Menschen in Anspruch nimmt, durch Auge, Ohr und Gefühl das Innerste ergreift. Dieß sey der Grund zum Baue des herrlichen Tempels und zugleich selbst die Glorie seiner Baumeister! — Die Gewalt des Unsichtbaren ist unbeschreiblich groß; was kein sichtbares Werkzeug vermag, das bindet oder lößt der geheime Talisman der Kirche. Darum ehre und schütze man den nothwendigen Nimbus, der wie eine Gewitterwolke das Allerheiligste umhüllen müsse, in sich: Segen und die Nemesis! —

Will die Maurerei zeigen, daß sie seit ihrer Wiedergeburt gelernt hat zu arbeiten, daß wenigstens die Mehrzahl ihrer Glieder und die nach und nach ihr gewordenen Wirkungsmittel so beschaffen sind, daß sie etwas vermögen; — so beginne sie mit diesem ersten Werke! —

Daß ein glücklicher Erfolg hierbei und im Allgemeinen vorzüglich von dem Gewichte, von dem Grade des öffentlichen Ansehens — ich möchte sagen: Ehrwürdigkeit, (nicht nur im Titel) — abhängig sey, dessen eine Loge genießt: — bedarf wohl kaum angedeutet zu werden. Mehr zu ventiliren ist die Frage: wie ist dieß Ansehen herzustellen, zu erhalten? —

So nothwendig jedem Religionskultus und den für ihn Geweiheten der Nimbus ist, so nothwendig ist ein solcher auch den Logen, und es war immer sehr mißverstandene Popularität, wenn man dem Profanen zu viel errathen ließ. Man reicht damit der Sache selbst

selbst das tödtlichste aqua Toffana. Dazu kömmt die Inconsequenz vieler, in dem Augenblicke geheimnißvoll zu scheinen, und in einem andern sich plötzlich herabzustimmen, und — theils durch zu große Volubilität der Zunge, theils von Schwäche, die im Blute liegen mag, überrascht — fast ganz die Verpflichtung: „zu schweigen" zu vergessen. — So ging es auch, besonders zu einer gewissen Zeit, mit der laxen und strikten Observanz! —

Ohne also in den Fehler eines schädlichen Mysticismus und eines lächerlichen Ceremonienwesens zu verfallen, das alles nichts zum Wesentlichen hilft; so halte man denn doch durch weise Behauptung eines, für die Augen des bloßen Neugierigen oder des Spekulanten, undurchdringlichen Schleiers den großen Haufen in respektsvoller Entfernung, während man das Wirken der Männer hinter dem Schleier wohlthuend oder ahndend fühlbar mache.

Ernst — wie der Zweck — und heiter, wohlthätig — wie das Walten der Güte und Gerechtigkeit — sey die Ansicht! —

Wo dieser Nimbus strahlt, da wird er selbst die heitern Genüsse der BBr. dem profanen Auge entziehen. Das Oeffnen der Arbeitszimmer an Tagen gemischter Gesellschaft — wo man nicht für das „Profaniren" im wahren Sinne stehen kann; — das Bekanntwerden der Tafellieder, Gesundheiten, die Trompeten, Pauken, Kanonen; — o! sie haben dem Guten großen Schaden gethan, seit sie das Ohr und Auge des Nichtgeweihten getroffen haben. — Nicht klösterliche Abstinenz — doch auch nicht epicuräisches Schwelgen in den Hallen der Wahrheit — und nur den Genießenden sichtbar, hörbar! —

Nicht ein Jeder darf den Maurer mit Fingern bezeichnen können. — Der minder achtungswerthe Maurer (den seine Loge duldet,

um ihn zu bessern), verliert nicht nur pro persona doppelt im Auge des großen Publikums, sondern von ihm reflektirt auch ein sehr zweideutiges Licht auf die Gesellschaft, der er angehört, und von der man weiß, daß sie eine moralische Person im Staate seyn will.

Der Vorwurf daher, der so oft in den neuern Zeiten den Logen gemacht wird: „daß so viele anerkannt unwürdige und selbst schlechte Menschen Maurer wären," welcher auch der eigentliche Text zu dem Aufsatze: „Ueber Maurerei," im zwölften Hefte der Neuen Feuerbrände ist, wird dann nicht mehr ausgesprochen werden dürfen, sobald das große Publikum die Maurer, als solche, nicht mehr mit Namen wird nennen können.

—?— Zwar hat der Unwürdige bereits von dem Augenblicke an aufgehört, wahres Mitglied des Bundes für Wahrheit und Gerechtigkeit zu seyn, wo er seinen moralischen Charakter verletzte, und der Bund hat für ihn sich in ein Fegefeuer verwandelt, zu seiner Läuterung, seiner Besserung. Aber das wissen nur die BBr. — Und dürfte man wohl, ohne die Verhältnisse zu mißbrauchen, ohne die Menschheit im Individuum zu beleidigen, jenen Vorwurf durch die Mittheilung dieser Motive verstummen machen? —

Besser also — ja! man kann behaupten, unerläßlich nothwendig zum glücklichen Gedeihen — ist: daß der Maurer nur seinen BBr. bekannt sey, und keinem Profanen. Erfordert es der Zweck, daß er in einzelnen Fällen, doch auch da noch bedingt, als Ordensbr. hervortrete, dann verfehlt die Ueberraschung ihre Wirkung um so weniger.

Gewiß! es ist nicht zu viel gefordert, wenn die Loge von dem Maurer verlangt: daß er besonders auch in Hinsicht seiner BBr. selbst gegen die Gattin

das unverbrüchlichste Schweigen halte, und zwar bis zum dienenden Br. herab.

Die beste kräftigste Loge, unter den zahllosen die es giebt, erhebe sich, und sammle jetzt unter ihrer Oriflamme alle Die, welche auf diese Zwecke und die Kraft zum Ringen darnach schwören können. Es gebe künftig nur Eine Loge für jeden Staat, deren Bau und Arbeitsplan auf den politischen und moralischen Zustand des Staates basirt sey. Indem sie unter der Garantie des Souverains stehe, sey sie nächst diesem die Beschützerin der promulgirten Gesetze und die Vertheidigerin derselben, selbst wider das „Tel est Notre plaisir“ des Souverains, dem sie (hauptsächlich bei Gesetzgebung) ihr Votum consultativum nicht verschweigen dürfe, er möge nun für seine Person ihr angehören oder nicht. So wird sie nicht status in statu, sondern ein integrirender Theil des Staates, „eine seiner obersten und zwar die allmächtige Behörde“ seyn. Je größer der Staat, je mehrere Branchen werden dann von einer solchen Landesloge *) ausgehen müssen, in die einzelnen Provinzen. In jeder bedeutenden Stadt werde eine Tochterloge constituirt, deren Glieder zugleich Mitglieder der grossen Mutterloge seyen, und mit dieser im engsten Rapport stehen, damit Einheit in das Ganze komme, so daß sie alle conform seyen, wie die Gemeinden einer allein seligmachenden Kirche! —

Aeußere Gestalt und Rituale entspreche der erhabenen Bestimmung.

O! aus dem, was jetzt noch da ist, wird ein herrliches Gebäude errichtet werden können!

Und jetzt, jetzt tagt ein neuer Morgen für des Tempels Vollendung! jetzt wo alte morsche Bande

*) Man achte auf das neuerstandene Westphalen! —

schnell zerreißen, neue sich knüpfen, wo so Manches versinkt, um in erneuetem Glanze wieder emporgehoben zu werden: — jetzt, wo ein strahlendes Genie den unermeßlichen Schauplatz dieses Erdgebäu"s auch das schon halb verdunkelte Auge aufs neue erhellet: — jetzt wollen auch wir mit frischer Kraft unter des Genie's mächtiger Aegide nach dem einzig Gerechten und Vollkommenen streben.

Ja! Die Zeit, die jetzt vor uns liegt, ist wie ein fruchtbarer Boden. Es bedarf nur des Säens und des verständigen wissenden Säemannes, der den Saamen streuet, und der Saat sorgsam pflegt, um die Aerndte einst dem Allvater zu weihen! —

— — Segne, großer Weltenmeister! —

* * *

3.

Aufruf.

Man unterwerfe diese Um- und Grundrisse einer genauen Prüfung, und lege die Resultate in dieser Schrift nieder, oder vielmehr bei der Redaktion derselben mit der Bestimmung, Manuscript zu bleiben, zum weitern Ausbaue.

Inhalt des dritten Bandes des Intelligenzblattes zu den Neuen Feuerbränden von No. 4 bis 25.

Anrede
an
das protestantische Publikum.

Um den Lesern der Neuen Feuerbrände eine Ansicht von einer nächstens erscheinenden neuen äußerst interessanten Zeitschrift:

Für die protestantische Kirche und deren Geistlichkeit

zu geben, rücken wir die in dem ersten Hefte derselben befindliche Anrede an das protestantische Publikum hier ein, um desto mehr auf die Wichtigkeit derselben aufmerksam zu machen,

Der Redakteur.

Πάντα δοκιμάζετε, τὸ καλὸν κατέχετε.

Ein neues Produkt der Zeit und ihres — stärker oder schwächer gefühlten Bedürfnisses — tritt mit diesem ersten Stück unserer Zeitschrift zu seinen zahlreichen Geschwistern; nicht ohne Schüchternheit, aber auch nicht ohne Muth. Institute dieser Art hängen lediglich von dem Beifall des Publikums ab, und es ist keine leichte Aufgabe, sich diesem auf eine solche Art bekannt zu machen, daß es mit uns zufrieden sey. Scharfe Beobachter haben sich freywillig an die Eingänge vertheilt, die zu ihm führen; sie achten auf jeden Schritt, auf jede Miene des Neuangekommenen; sogar

seine Gedanken suchen sie zu erspähen, und es ist kaum möglich, ihrem Tadel ganz zu entgehen. Auch pflegt es unter seinen ältern Brüdern stets einige zu geben, die neckend seine Kräfte prüfen, ihn ein wenig zupfen, bei den geringsten Fehlschritt laut auflachen, ihm wohl gar ein Bein stellen ꝛc. — Und das Publikum? — hat zuweilen auch nicht die besten Launen; es giebt da an seinem ausgedehnten Körper äußerst empfindliche Partieen. Ist z. B. Jemand nur so verwegen, sich seinen — oft doch auch ziemlich wunderlichen — Einfällen ernstlich zu widersetzen, oder gar seine Lieblings-Meinung und Beschäftigung anzutasten, so dreht es ihm verächtlich den Rücken zu, und läßt den Armen stehen. Daher auch die Exempel, daß solche Ankömmlinge bald nach ihrem Eintritt an der Auszehrung, Gallensucht ꝛc. sterben, nicht selten sind. Gründe genug für beginnende Journalisten, nicht ohne Schüchternheit und Besorgniß aufzutreten.

Aber auch nicht ohne einen festen Muth: Für Gott und Vaterland, für Religion und Sittlichkeit, für Wahrheit und Tugend ihre Stimme erheben zu dürfen, auch außer dem, durch ihr Amt ihnen angewiesenen Kreise; — das spannt jede ihrer Nerven, das lehrt sie eingedenk seyn des hohen Berufs christlich-protestantischer Prediger: für die Wahrheit nicht nur zu reden, wenn es Zeit — sondern auch dafür zu streiten, wenn's Noth ist; auch für sie zu leiden, wenn das Schicksal es fordert, und, ist es bis auf diesen Punkt gekommen, sich über das, was sie zu thun haben, nicht erst mit Fleisch und Blut zu besprechen. Ein guter Zweck giebt ein gutes Bewußtseyn; aus ihm entspringt männliche Entschlossenheit. Wir sind uns des er-

stern bewußt: es wird uns, so Gott will, nie an der letztern fehlen. —

Denn lange genug hat der blendende Schein einer allgemeiner verbreiteten Aufklärung und Sittlichkeit Viele bethört, unterdessen der Glaube erloschen und die Liebe erkaltet ist. Wie ist doch jetzt die wahre Lage der Religion in den meisten christlich-protestantischen Ländern? Der Unglaube sitzt auf dem Thron, und die Sittenlosigkeit hebt in allen Ständen kühn ihr Haupt empor. Gottesfurcht ist zum Gespött geworden; das öffentliche Bekenntniß unsers Glaubens erregt das Gelächter der Menge; unsre Kirchen stehen leer; die Gedächtnißfeyer des Todes unsers Religions-Stifters ist völlig aus der Mode, kaum gut genug für den Pöbel; die Lehrer der Religion werden überall geneckt, verachtet, ungestraft beleidigt, sie sind ohne Ansehen und Einfluß, und der Staat schützt sie nicht. Die Rechte der Kirche und ihrer Diener sind so gut, als über den Haufen geworfen, und die wenigen Ueberreste derselben werden auch in neuern Zeiten immer mehr angetastet und vernichtet; und mitten in dem süßen Wahn des steigenden Flors der Kirche und ihrer wohlthätigen Zwecke, den so Viele nähren, überrascht uns der Anblick der Vernichtung, welcher man sie zuführt. — Sollen, dürfen wir noch schweigen? Hätten wir nicht längst laut reden sollen? — Oder, darf es so bleiben? und sehnt nicht jeder einzelne Rechtschaffne schon längst sich im Stillen nach Aenderung, ohne daß diejenigen, denen es zustehet, bisher ernstlichen Gebrauch machten von den Mitteln, die allein zum Bessern führen können? Werden wir nicht, um dahin zu gelangen, einige Rückschritte machen müs-

sen, von dem stolzen Weisheits-Dünkel unserer Zeit auf die ungekünstelte Bahn einfacher, religiöser Wahrheit; von dem Kraft- und Sinnlichkeits-Taumel unserer Zeitgenossen auf den bescheidenen, jetzt so einsamen Pfad der strengen Tugend und Enthaltsamkeit unserer Vorfahren? Sind nicht die, so darauf blieben, jetzt die Glücklichern? —

Und der protestantische Religionslehrer, welcher die Tafel der Welt- und Völker-Geschichte mit denkendem Ernst betrachtet, fühlt noch in einer andern Rücksicht das dringende Bedürfniß: jetzt oder nie seine Stimme zu erheben, sowohl für die Wiederherstellung des reinen, durch Tugend und Sittlichkeit sich ausprägenden Christenthums, als für das Bestehen der damit unzertrennbar zusammenhängenden Religions-Lehr-Anstalten nach Wesen und Form, die man in einem engern Sinne die Kirche zu nennen pflegt. Denn die Geschichte der Vorzeit belehrt ihn, daß große politische Reformen, gewöhnlich auch Reformen in Religions-Sachen entweder zum Geleit oder zur Folge hatten. Gab es aber in Betreff der erstern wohl je größere als die, so unter unsern Augen vorgehen? Und haben sie nicht schon in einem andern Zweige der christlichen Religions-Gesellschaft, nämlich in der katholischen Kirche, bedeutende Veränderungen hervorgebracht? Was in den drey letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts mit bedächtlichem Zögern begann, ist in dem noch nicht geendigten ersten Jahrzehend des jetzigen mit rascher Sicherheit vollbracht; das Mönchsthum ist gestürzt, wahrscheinlich auf immer; die Macht des Pabstes, welche auch nach der Reformation noch immer fühlbar genug war, mit ihr die Hierarchie,

ist gebrochen, und wenn gleich über die eigentlichen künftigen Verhältnisse des erstern der Schleier des Geheimnisses jetzt noch undurchdringlich waltet, so ist es doch wahrscheinlich, daß er in Zukunft nur das seyn werde, was er ehemals war: oberster Bischoff in Rom. Mit der Vernichtung des päbstlichen Ansehens und der bisher geglaubten Nothwendigkeit eines sichtbaren Oberhaupts der Kirche, ist dem Katholizismus das Haupt abgehauen; er hat ferner keinen festen Stützpunkt; und zugleich hat die gallikanische Kirche durch das neueste Konkordat sich noch schärfer von der alt-katholischen Kirche geschieden. Endlich aber ist auch nur kürzlich vermittelst einer kleinen Schrift, die muthmaßlich einer höhern Autorität ihr Erscheinen verdankt *), noch ein merkwürdiger Schritt geschehen; und wenn am politischen Himmel alles auf Universal-Monarchie deutet, so liegt dem Protestanten der schon öfter aufgeregte Gedanke abermals so nahe: wie, wenn die **Vereinigung aller christlichen Religions-Partheyen** mit unter die Zwecke des genialen Mannes gehörte, der sein Zeitalter beherrscht? wenn nun der Zeitpunkt sich näherte, wo die noch immer getrennte Kirche Christi zu **einer Heerde** in dem reinen Sinne ihres Stifters endlich sich vereinte? Wie, wenn endlich nun die gehässigen Sekten-

*) S. Jannarstück der theol. Annalen 1808. — Reponse à la lettre de Monseigneur l'Archevêque de Besançon à Mr. de Beaufort, ou: **nécessité** de reconnaitre **dans le Monarque le Prince supreme de l'église**. Paris. Treuttel p. 1807. — Eine Uebersetzung dieser Schrift ist erschienen bey **Müller** in Bremen. — Nach Anzeige der Vorrede gab Hr. **Beaufort** im vorigen Jahre ein Projekt zur Vereinigung aller Religionen heraus, welches in Frankreich viel Aufsehen erregte, und als ein Versuch angesehen wurde, wodurch die Regierung die öffentliche Meynung prüfen wollte. Der Erzbischof suchte sowohl ein früheres Schreiben Hrn. **Marrons** als **Beauforts** zu widerlegen.

Namen aufhörten? wenn es überall weder Katholiken, noch Protestanten, noch Griechen, sondern nur Christen gäbe? — Ein gewiß allgemein und längst gewünschtes Ereigniß! Und alle bisherigen Symptome lassen ahnden, daß eine Krisis dieser Art den Protestantismus mehr begünstigen als ihm nachtheilig seyn werde. Nicht nur enthalten alle Vorschritte in der katholischen Kirche bis jetzt mehr oder weniger eine Annäherung an den Protestantismus, sondern französische und deutsche Katholiken sind auch, so weit Referenten in diesen verhängnißvollen beyden Jahren aus den mündlichen Aeußerungen derselben mit Sicherheit urtheilen konnten, eben so einstimmig in dem Lobe der protestantischen, als in dem Tadel der katholischen Religions-Verhältnisse; und wenn wir auch das nicht übergehen, was in den neuern Schriften katholischer Schriftsteller Jedermann vor Augen liegt, so dürfte die Meinung: daß die Stimmung der Katholiken im Ganzen genommen, dem Protestantismus günstig sey, alles Hypothetische verlieren.

Aber, eben die Möglichkeit des ernstlichen Versuchs, einen solchen Religions-Verein zu Stande zu bringen, (dessen ernstliche Realisirung nach unsern Ansichten freylich stets unübersteigliche Hindernisse finden muß) fordert nun auch einen jeden wahren Protestanten, und am meisten diejenigen, welche ihres Amtes wegen sich als die natürlichen Stellvertreter ihrer Kirche ansehen müssen, zur angestrengtesten Wachsamkeit und Vorsicht auf. Was geschehen kann und soll, das geht Alle an; Alle müssen also auch zu einem Sinne und in einem Geiste sich vereinigen, um da zu rathen, zu helfen, zu entscheiden, wo es Noth ist. Dann möge ein Verein

dieser Art eingeleitet werden, wie, wo und von wem er wolle; so darf doch die Grundlage aller wahren Religion, deren sich unsre Kirche erfreut, die als ein unveräußerliches Recht einst mühsam erkämpft wurde, und mit dem eigentlichen Wesen des Protestantismus innigst verbunden ist, das ist: Denk- und Gewissensfreyheit, Freyheit des äußern Kultus und die Kirchenzucht, auch jetzt weder angetastet noch aufgegeben werden.

Wie traurig aber sieht es nicht gerade in diesem Punkte in der protestantischen Kirche jetzt aus! Die Lauigkeit, welche in Rücksicht auf religiöse Gegenstände überall so sichtbar ist, hat das Gefühl des Werthes unserer Confession und den Eifer dafür selbst bey denen verdrängt, welche Interesse und Pflicht dazu aufforderten. Die protestantischen Regierungen, wenigstens in manchen Ländern, haben der Sache der Religion und Moralität und dem wahren Vortheil der von ihnen geschätzten Kirche, theils durch Mangel an Energie, theils durch verkehrte und illegale Maaßregeln mehr geschadet als genützt; durch Herrschsucht, Eigenwillen und Finanzbedürfnisse gleich stark angespornt, haben sie der Kirche und ihren Dienern das derselben durchaus nöthige Ansehen, und damit zugleich die Kraft, Gutes zu wirken, beschränkt und geraubt. Die Toleranz, welche dem Geiste des wahren Christenthums so angemessen ist, artete nach und nach in Indifferentismus, und vornämlich in eine auffallende Gleichgültigkeit gegen die Moralität der Staatsbeamten aus. Man tolerirte — Schwäche mit Güte verwechselnd, und von dieser ernste Weisheit und strenge Gerechtigkeit sondernd — auch Bösewichter und Verbrecher;

und selbst das Publikum, irre geleitet durch das Verhalten der Staatsgewalten und durch fade Schriftsteller, hing den Kranz der lauten Theilnahme und des Mitleids, das nur dem Unverschuldet-Leidenden und dem Verdienste gehört, sogar an dem Schaffot des Mörders auf.

In eben diese Schlaffheit und Gleichgültigkeit ist denn auch, einem großen Theile nach, der geistliche Stand versunken. Ueber dem unwiderstehlichen Drange, alles — auch das nicht Erklärbare — aufzuklären, durch Kritik und Exegese — nicht selten auf Kosten der Wahrscheinlichkeit und Wahrheit — jeden Stein des Anstoßes aus dem Wege zu räumen, und — jede noch übrige Ungleichheit vermittelst des nur neuerdings erfundenen Ur-Evangeliums vollends auszugleichen, hat der geistliche Stand — so wenig wir übrigens die wahren Verdienste gelehrter Schriftforscher schmälern wollen — doch die Hauptsache: Religiosität und Sittlichkeit zu sehr sinken lassen; und, was zu deren Beförderung am wirksamsten gewesen wäre: das eigne gute Beyspiel der Religionslehrer fehlte fast ganz, weil sie zu tief mit gesunken waren. Man hat mit unermüdetem und achtungswürdigen Fleiße die Materialien zum Bau der Kirche Christi zusammengetragen, und nur daran polirt, indessen das Gebäude selbst ausnehmend verfallen ist, und schon längst einer Hauptreparatur bedurft hätte. Diejenigen Geistlichen, welche dem Thron protestantischer Fürsten als Räthe und in höhern geistlichen Würden am nächsten standen, sind doch wohl nicht selten zu unbekümmert und mit zu viel Leichtigkeit in die Ideen und Beschlüsse der Staatsgewalten eingegangen, gesetzt auch, daß diese mit dem wahren Vortheil

der Religion — der zugleich Vortheil für den Staat ist — nun mit ihren Zwecken unvereinbar waren. Aus Gefälligkeit, und um nirgends anzustoßen, hat man auch wohl da gebilligt oder stillschweigend gut geheißen, wo man die Forderungen und Rechte der Religion und der Kirche *) geltend machen, und laut und muthvoll hätte reden sollen. — Vorzüglich fehlt es in dem geistlichen Stande an Gemeinsinn. Jeder sieht auch hier, wie in den andern Ständen, nur auf das Seine, nicht auf das Bestehen und die Wohlfahrt des Ganzen; der Geist, welcher sie alle einst zu einerley Sinn, zu einem Streben und Wirken, zu einem Körper verband, der Geist religiöser Thätigkeit ist von einem großen Theil

*) Wir glauben unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir aus dem Märzstück der theologischen Nachrichten 1808. S. 159 folgende Worte eines Ungenannten ihnen wieder in Erinnerung bringen: „Uebrigens wird die protestantische Kirche wohl genöthigt werden, ihre beynahe vergessenen Rechte wieder hervorzusuchen, wenn „sie nämlich überhaupt noch länger in der Welt zu existiren Willens ist. Die gute alte Mutter hat ein wenig lange unthätig geschlummert; es ist Zeit, daß sie aufwacht und umherschaut, was „sich zugetragen hat.“ Und weiter unten: „Die Zeit ist da, wo „die unnatürliche Vermengung der Kirche und des Staats ein Ende „genommen hat (Es ist nämlich vom westphälischen Staat die „Rede). Die Kirche ist wieder, was sie anfangs war, und immer „hätte bleiben sollen: eine vom Staate anerkannte, und wegen ihres auch dem Staate zu Gute kommenden wohlthätigen Zwecks „geachtete Gesellschaft, der polizeylichen Aufsicht desselben unterworfen, übrigens in Absicht ihrer Lehre und Gebräuche unabhängig, „und auf keine andre Rechte Anspruch machend, als auf diejenigen, welche andern Gesellschaften ohne Widerspruch eingeräumt „werden ꝛc. — Wohlan dann, weil es in dieser Hinsicht Tag „geworden ist, so laßt uns Hand anlegen und schaffen, was Noth „ist, ihr Alle, denen Christenthum und Kirche nicht Namen ohne „Bedeutung geworden sind. Der Augenblick ist gekommen, wo das „große Bedürfniß der Zeit — die Kirchenzucht, in Ueberlegung „genommen werden muß. Oder soll es der Willkühr der Christen „überlassen bleiben: ob sie ihre Kinder taufen lassen, in die Schule „schicken und christlich erziehen wollen? Ob sie den öffentlichen „Gottesdienst besuchen, und das Abendmahl feyern wollen? ꝛc. — „Wir werden Niemand binden, als in soweit er gebunden seyn „will. Wir sollten aber gelernt haben, daß es zur Moralität „keinen andern Weg giebt, als durch die Legalität.“ —

seiner Mitbrüder, leider! gewichen. Man hat größtentheils nur daran gearbeitet, der Religion und Allem, was damit in Verbindung steht, eine gefällige Außenseite zu geben, und sich in Sprache und Ton ganz den Forderungen der Zeit zu fügen; aber das innere Heiligthum derselben hat man ihren erklärten Feinden, dem Unglauben und der Unsittlichkeit, Preis gegeben. Die Kirchenzucht ist darüber fast ganz in Verfall gerathen, weil die Geistlichen zuerst selbst ihren Forderungen hätten genügen müssen.

Zwar, wie überall, also auch hier, geschieht nichts Neues unter der Sonne. Schon vor 50 Jahren fand man hinlängliche Ursache zu ähnlichen Klagen, und ein Mann, der es mit der Sache der Religion und mit der Erhaltung der protestantischen Kirche gewiß ernstlich meynte, (Friedr. Carl von Mosers vertraute Briefe über die wichtigsten Grundsätze rc. des prot. geistl. Rechts. Frankfurt a. M. Eßlinger 1761.) schrieb in der Vorrede seines Buchs, worin er die Ursachen der Gleichgültigkeit in Religions-Sachen angiebt, folgende — unsern verfeinerten Ohren zwar etwas hart klingende, aber dem Sinn nach sehr wahre Worte nieder: „Die „Irreligiosität, Unglaube rc. vieler Regenten, Minister, „Obrigkeiten und Mitglieder der geistlichen Gerichte, und „die daher entstehende Verachtung und Geringschätzung alles „dessen, was die Sorge um die ewige Wohlfahrt der Unterthanen und die damit so genau verbundene gewissenhafte „Bestellung der Kirchen und Schulämter betrift, ist die 3te „Ursache rc. — Ein anderes ist ein Geitziger, ein anderes „ein Haushälter, ein anderes ein freygebiger Mensch, ein „anderes ein Verschwender. Wir hausen mit den uns an„vertrauten

„vertrauten Schätzen zum Theil mit immer mehr als Laodi-
„cäischer Sätte und Ekel, und vielen Hirten ist es eins, ob
„sie Schafe oder — (sit venia verbo) Säue hüten, wenn
„ihnen nur das Häterlohn richtig bezahlt wird.“ —

Aus allen diesen hier angedeuteten Rücksichten schien es den Sprechern in diesem Aufsatze immer nöthiger zu werden, daß der vorhandene Schade ohne andre Beschränkungen, als welche die Wahrheit und das allgemeine Bedürfniß zur Pflicht machen, also mit offener Freymüthigkeit gewürdigt, beleuchtet, allgemeiner gefühlt, und von allen deutschen Männern des geistlichen Standes, die noch Sinn dafür haben, zu dem Ende ein brüderlicher Verein geschlossen werde, um sich über das, was Noth ist, zu besprechen, und dann, wo es möglich und thunlich ist, auf dem Wege der Legalität in der Folge Aenderung zu veranlassen. Zwar hätten wir es gern gesehen und haben es längst erwartet, daß Männer von Gewicht, deren Talente und Beruf zu einem solchen Geschäft von Publikum bereits anerkannt sind, sich einem Institute dieser Art unterzogen hätten. Da dieß aber bisher nicht geschehen ist; so widmen wir uns dem reinen freyen Triebe: Gutes für unser Zeitalter zu wirken, so weit wir es können, uns und unsere Kräfte und unser Blatt dem allgemeinen Bedürfniß. Eitlen und unsichern Schriftsteller-Ruhm zu erlangen, gehört eben so wenig unter die Motive unsers Unternehmens, — wie wir hiermit nochmals gewissenhaft versichern — als die Liebe zum Gewinn. —

In den preußischen Staaten, in welchen die Herausgeber leben, ist beydes, der Schade und das Bedürfniß, am fühlbarsten; es ist daher natürlich, daß sie ihr Augenmerk

zunächst auf diese richten. Was sie in dieser Zeitschrift eigentlich beabsichtigen, ist nebst dem Plan aller dahin gehörenden Gegenstände ausführlich in der Ankündigung derselben dargelegt worden, die man in der unentgeldlichen Beylage zu dem 11ten Hefte der Neuen Feuerbrände findet. Ueber die Art der Ausführung desselben erlaube man uns nun noch einige wenige Worte:

Der Titel unserer Zeitschrift: Für die protestantische Kirche ꝛc. ist etwas anders, als der im Plan angegebene. Uns dünkte nemlich, es könne Jemand auf den Argwohn gerathen, als ob wir durch die Ueberschrift: Für Protestantismus ꝛc. den Sektengeist, und mit ihm gehässige Streitigkeiten wieder aufregen wollten. Dieß Mißverständniß glauben wir durch den jetzt gewählten zu verhüten.

Später, als wir es uns vorgenommen hätten, erscheint dieß erste Heft; und zwar erlaubt uns unsre jetzige Lage nichts mehr, als uns nur zu zwanglosen Heften von 10 bis 12 Bögen fürs erste anheischig zu machen. Sollte sich die Zahl der Mitarbeiter in der Folge mehren — wie wir bey dem Beyfall *) welcher schon jetzt diesem Unternehmen von mehrern Seiten her, ungesucht und unverdächtig gegeben worden ist, fast mit Gewißheit zu hoffen wagen — so werden wir, um interessante Aufsätze nicht zu lange aufzuhalten,

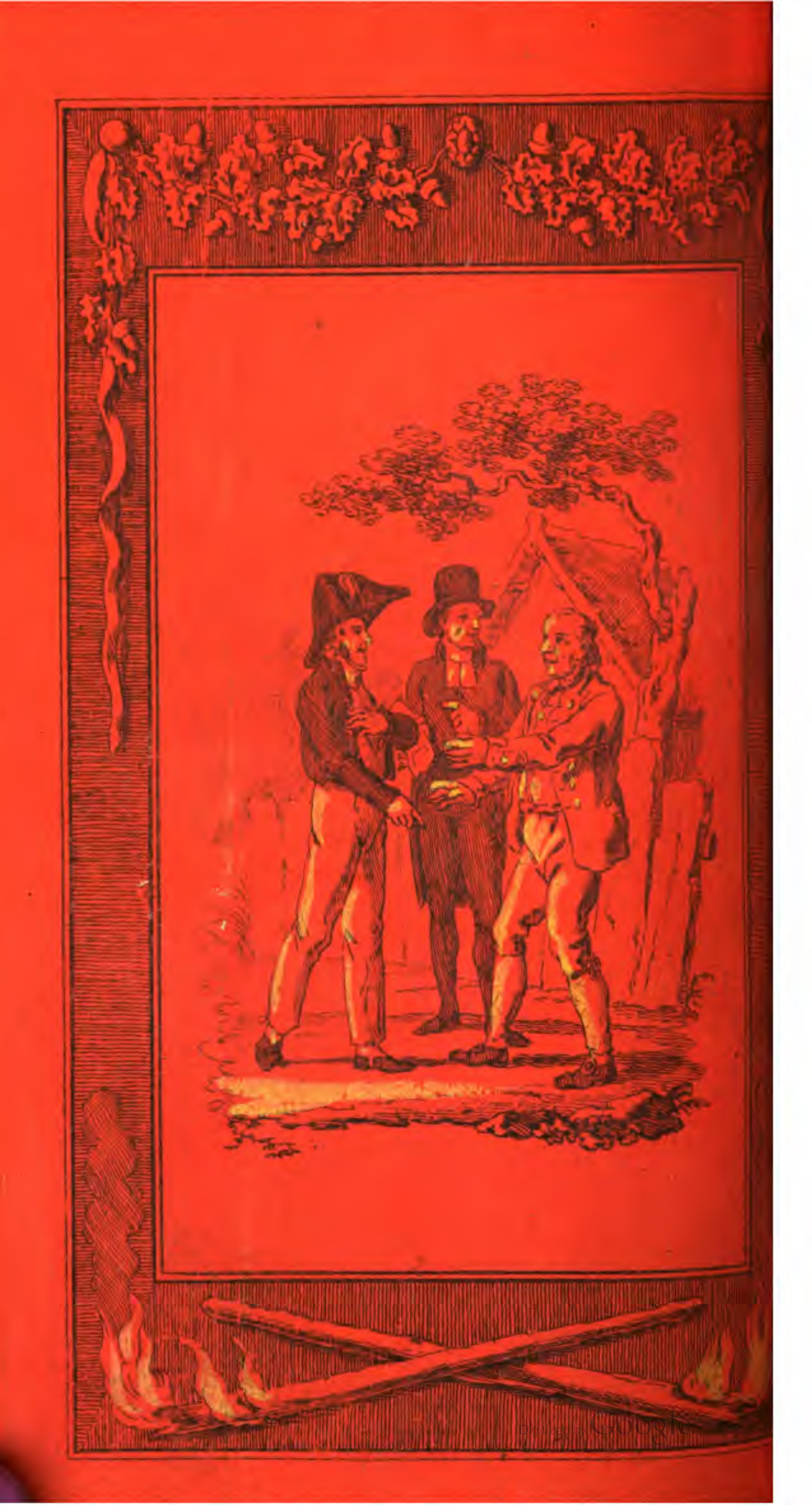
*) Zum Beweise theilen wir unsern Lesern das Urtheil eines achtungswürdigen, durch den allgemeinen Ruf vortheilhaft bekannten Mannes auf einem erhaben geistlichen Posten eines auswärtigen Landes mit: „Der Wunsch nach einem solchen Institut, als das von Ihnen projektirte ist, war längst in meiner Seele, und die Erscheinungen „der neuesten Zeit, sowohl in der politischen als literarischen Welt, „haben ihn lebhafter als je gemacht. Möchte, ach möchte doch Ihr „Vorhaben Ihnen gelingen! Möchten doch recht viele, von Eifer für „Moralität und Religiosität entglühte protest. Männer sich mit Ihnen vereinigen, um das Unglück, das uns, und ich kann wohl sagen, „der Menschheit zu drohen scheint, abzuwenden.“ —

nach dem Willen und der Beförderung des Publikums, von welchem die größere oder geringere Zahl der Hefte abhängt, öfterer, als wir es jetzt gedenken, Hefte erscheinen lassen.

Alle Beyträge werden uns unter den, in der Anonce bemerkten Bedingungen, willkommen seyn; unter diesen vorzüglich wahre Fakta und Auszüge aus gerichtlichen Akten, in welchen deutliche Beweise enthalten sind, daß der Decernent oder Gerichtshof die Rechte der Kirche und der Geistlichen entweder übersehen oder absichtlich lädirt habe, und aus welchen ersichtlich ist, daß man weder auf die Moralität der Personen noch auf moralische Gründe Rücksicht genommen habe. Nur Streitschriften, die auf andre Journale und andere Gegner, welche wir nicht als Mitarbeiter an den unsrigen kennen, Beziehung haben, müssen wir ganz ablehnen. Wir sind weder Willens, unser Zeitblatt zum Tummelplatz fremder Zwiste und deren leidenschaftlichen Ausbrüche offen zu halten, noch werden wir absichtlich durch persönliche Angriffe dergleichen veranlassen. Nur schonende Liebe soll, so weit sie mit dem nöthigen Ernst verträglich ist, der Genius seyn, unter dessen Flügeln wir, das so locker gewordne Band eines religiösen Vereins zum kraftvollen Wirken fester zu knüpfen, streben wollen! Was wir in unserm Journal aufstellen werden, sind entweder Ideen und Meinungen, oder es sind Thatsachen. Die erstern werden eben deshalb aufgestellt, damit sie von allen Seiten geprüft, und das Gute und Zweckmäßige bestimmt ausgeschieden werde. So wie nun diese als Meinungen der Einzelnen an und vor sich keine Gültigkeit haben noch verlangen, und wir bey ihrer Aufstellung uns stets in den Schranken einer anständigen Be-

über den Zustand der Religion und Moralität ihres Orts und ihrer Gegend oder ihres Landes, über die Beschaffenheit der niedern Schulen, über örtliche Hindernisse beyder rc., und über andre, in dem Plan dieser Schrift genannte, ihm wichtig scheinende Gegenstände, uns von Zeit zu Zeit bestimmte Auskunft zu geben; vornämlich aber, die jedesmaligen landesherrlichen und Konsistorial-Verfügungen in Kirchen-, Pfarr- und Schulsachen, so früh es sich thun läßt, wo möglich, mit beygefügter Kritik, uns zu kommuniciren. Daß wir jeden Beytrag dieser Art, sobald er gedruckt ist, nach Bogenzahl anständig honoriren, und auch das Porto tragen wollen, (wenn man nicht vielleicht eine eben so schnell mögliche Beförderung durch die Buchhandlungen seines Orts an die Verlagshandlung vorzieht), erklären wir hiermit nochmals auf das Bestimmteste.

Und indem wir völlig überzeugt sind, daß unser Name — durch Nichts ausgezeichnet — besonders hier, wo es auf wichtigere Gegenstände ankommt, die gleichgültigste Sache von der Welt sey, haben wir aus Gründen, deren Stärke für uns hinreichend ist, es für unnöthig gehalten, ihn fürs erste öffentlich zu nennen. Wir sind aber eben so weit davon entfernt, aus demselben in Zukunft ein Geheimniß zu machen, als: die Aegide der Anonymität nur zu benutzen, um Unfug zu treiben oder persönlich zu beleidigen. Gestützt auf die Rechtlichkeit unserer Absichten, bitten wir das Publikum um Zutrauen, und werden es nicht an Fleiß und Eifer fehlen lassen, es zu verdienen.





Friedenspräliminarien.

Ein

Journal in zwanglosen Heften.

---

1 8 0 8.

Mit K. K. Französischer Censur.

NB. Wir geben bey diesem Hefte den Titel der folgenden dem Leser nur als Probe = Titel.

Neue
Feuerbrände
zum brennen und leuchten.

Herausgegeben

von

dem Verfasser der vertrauten Briefe ꝛc.

Ein

Journal in zwanglosen Heften.

Achtzehntes Heft.

Nebst einem Kupfer.

---

1 8 0 8.
Mit K. K. Französischer Censur.

Inhalt.

Erklärung des Umschlags.

Die Vorderseite stellt eine Anekdote aus dem 3ten Bde des Intelligenzblattes zu den N. Feuerbd. vor. Sie heißt:

Als die russischen Truppen vom Gotthard herab durch das Schächen- und Maderaner Thal vordrangen, stellten ihnen die Franzosen am Rande eines fürchterlichen Abgrundes einen noch fürchterlichern Widerstand entgegen. Dreymal mußten die Kosaken, welche abgesessen waren, und mit Säbel und Pike angriffen, zurückweichen. Endlich überwältigten sie ihre Gegner, hieben dieselben nieder, oder sprengten sie in die grausenvollsten Tiefen. Ueber der Blutarbeit war der Abend herangebrochen; es wurde Halt gemacht und die Kosaken suchten unter dem Schutz der überhängenden Felsen sich bis an den Morgen so viele Bequemlichkeiten zu verschaffen, als auf ihren Posten möglich war. Bald hüllte die stille, heitere Nacht die weite Einöde in ihren Schleyer; jeder Laut erstarb; man hörte nichts als in der Ferne das Anrufen der ausgestellten Vedetten. Endlich vernimmt ein Kosak ein leises Wimmern; es scheint aus dem Abgrund emporzusteigen. Er nähert sich demselben, ruft, erhält aber keine Antwort; doch fährt es fort zu jammern. Ohne sich lange zu besinnen, fängt er an, mit Gefahr seines eigenen Lebens, hinabzusteigen, klimmt von einem Felsstücke auf das andere, kommt dem Gewimmer näher, und findet endlich in einer Tiefe von mehr als zweyhundert Fuß einen jungen französischen Officier, der verwundet worden und herabgestürzt war. Sich durch Worte zu verständigen, war unmöglich; auch hält sich der Bewohner der Ufer des Dniepers damit nicht auf, sondern sucht nur den Leidenden emporzurichten; dieser aber ist durch den Fall so zerschellt, daß er sich nicht auf den Beinen zu halten vermag. Der edle Kosak weiß Rath. Er löset sein Wehrgehenke, befestigt sich den Franken damit auf dem Rücken und tritt so den nun noch beschwerlichern Rückweg an. Wenig Schritte hat er aber erst gethan, da schießt der Stein, auf dem er fest zu stehen glaubt, unter ihm hinweg, und er stürzt mit seiner Last eine bedeutende Strecke wieder zurück. Das Schlimmste ist, daß er sich an einem scharfen Felsstücke eine sehr schmerzhafte Wunde am Schenkel ritzt, doch auch dieses vermag seinen menschenfreundlichen Eifer nicht zu hemmen. Er rafft sich wieder auf, steigt mit verdoppelter Vorsicht wieder hinan, und gelangt endlich glücklich, aber nach der unaussprechlichsten Mühe, oben an den Rand des Felsens. Der dort den Posten kommandirende Officier lobte die rettende That, und sorgte selbst für den Kranken, der nachher nach Jlanz gebracht wurde, um völlig curirt zu werden. Hier hat er öfters diese schöne That des Kosaken selbst erzählt.

Die Rückseite bezeichnet eine aus dem 5ten Theile der Vertrauten Briefe S. 39 entlehnte Scene, welche wir daselbst nachzulesen bitten. Der Künstler wählte den Augenblick, wo die feindlichen Jäger und Husaren dem durch eine Kartätschen-Kugel zerschmetterten Unglücklichen Uhr und Börse nehmen, und sich freuen, eine so gute Beute gemacht zu haben.

Erklärung des Titelkupfers.

So gut auch die in der Zeitung für die elegante Welt enthaltene Geschichte und Beschreibung von Gibraltar ist; so dürfte es doch dem Militair interessiren, hier ein Renvoi aller Werke, nebst einem Plan zu finden. Uebrigens bitten wir den Leser, die Zeitung für die elegante Welt von No. 156 an, zur Hand zu nehmen.

A. A. A. Erster und nördlich liegender Theil des grosen Bergfelsens. — B. B. B. Zweiter und westlich liegender. Der Bergrücken. — C. C. Steiler und östlich beinahe senkrecht ins Meer fallender Abhang des Felsens. — D. Sand, welcher sich durch Wellen und Wind anhäuft, macht den Felsen an Europa's Spitze an der Ostseite zwar zugänglich, jedoch nur bis auf die Mitte seiner Höhe, wo er durch eine senkrechte, fast unersteigbare Mauer eingeschlossen ist. Die Nordseite zeigt nichts in ihrem, sonst so ehrwürdigen, Anblick als eine nakte kahle Wand, bei welcher Sturm, Regen, Witterung und Zeit die äußere Decke durchlöchert hat, daher die Risse, die abgetrennten Felsenspitzen und die Menge in ihrem Abgrunde Grausen und Schauer erregende Schluchten. Ungeachtet schon die Natur dem Westen dieses ungeheuren Felsens eine sanftere, aber sehr ungleiche Abdachung gab; so ist diese Fläche doch vorzüglich durch die Kunst und den Fleiß der Menschen an allen Orten selbst bis zu den höchsten Spitzen zugänglich gemacht.

Auf der Nordseite von Gibraltar befindet sich das Landthor No. 1. Außer daß vermittelst der Lagune 34, die ohnehin schmale Erdfläche vom Meere an bis zum Fuße des Felsens unter Wasser gesetzt werden kann, sind folgende Batterien in Bereitschaft, diesen Eingang zu decken: Das Bastion St. Paul No. 12, die Courtine St. Bernhard No. 15, das Bastion St. Peter, oder die Batterie des Prinzen von Hessen No. 13, der runde Thurm No. 14, das alte maurische Schloß No. 3, die Batterien des Königs No. 15, und die der Königin No. 16. Auf einer Felsenmauer sind nach der letzten Belagerung Gibraltars der Nordwestseite des Berges, zur Vertheidigung noch mehrere Batterien senkrecht in den Felsen eingehauen, als: Die Willis Batterien No. 17, der Trancher Felsen No. 18, die Kasematte No. 35, die St. Georgs Halle No. 19, die Grenes-Batterie No. 20. Auf dem Gipfel dieses Berges befindet sich die Königliche Batterie

oder die Felsen-Kanone, und der Felsen-Mörser No. 21, welche zur Zeit der Belagerung schon dahin gestellt wurden. Am Fuße dieser Seite ist die Stadt E. E., welche in dem Bombardement am 13ten September 1782 in einen Aschenhaufen verwandelt wurde, nunmehr aber schöner aufgebaut, größtentheils aus einer langen Straße besteht, aus welcher sich auf kurze Strecken, kleine Nebengassen verlaufen. Einen überaus schönen Anblick gewährt Gibraltar auf den Anhöhen von der Europa-Spitze bis zu dem Windmühlen-Berg F. F. — Westlich vom Bastion St. Paul befindet sich die sogenannte große Batterie No. 36. Am Ende derselben formirt ein Damm (alte Mole) einen ausspringenden Winkel, welcher sich tief in die Bay hinein erstreckt No. 41. Längs der Seite desselben sind zu beiden Seiten Kanonen aufgepflanzt. Diese Kanonen bestreichen auf der einen Seite den Hafen in der Linie nach dem Fort Philipp, auf der andern Seite die erste Vestungslinie der Stadt bis zur neuen Mole; diese Batterien stehen mit einer andern Batterie (42) in Verbindung, welche sich am Ende des Dammes befindet. Diese Batterie liegt fast mit dem Wasser gleich und ist sehr schwer zu erreichen. Bei der alten Mole ist das Wasserthor No. 2. Die Seeseite wird durch eine unter mehreren ein- und ausgehenden Winkeln liegende Hauptlinie No. 23 vertheidigt, in deren Mitte das Bastion des Königs No. 37 sich befindet. Hier, wo die Stadtmauer sich schließt, befindet sich eine alte Mauer, welche die Mauren erbaut haben No. 38. Es ist solche mit einem Sägewerk verbunden, das unter Karl dem ... sten aufgeführt wurde. Dieses Sägewerk schneidet den Norden vom Süden ab, und läuft bis zur höchsten Spitze des Felsens No. 22. Auf der höchsten Spitze desselben steht der Signalthurm No. 5, welchen man auf 16 englische Meilen in der See bemerken kann. Nordwärts von diesem Thurm ist das Kastell No. 33, von welchem die ganze Hinterseite des Berges übersehen werden kann. Längs dem Ufer des Meeres zieht sich von der alten bis zur neuen Mole eine Linie zur Deckung der Bay No. 39. Am Ende derselben liegt die neue Mole No. 24, welche schräg in die Bay hervor läuft. Sie bildet einen Hafen für die englische Marine, und ist durch ein kleines Fort (25) gedeckt. In diesem Fort befindet sich ein sehr gut unterhaltenes Seearsenal, dahinter befindet sich eine Reihe Häuser, welche man den Süden nennt, No. 26. Es befindet sich darunter die große Kaserne No. 8, und das Hospital No. 9 für tausend Kranke. Von der neuen Mole an ist die Küste des Meeres bis nach Europa's Spitze steil und schroff, gleichwohl sind auf allen Anhöhen, welche sich auf dieser Fläche befinden, Batterien eingeschnitten, No. 43. Auf der Europa-Spitze ist das Fort No. 27, welches den Eingang zum mittelländischen Meer bestreicht. Europa's Spitze (27) wird von dem Windmühlenberg (40) beherrscht und von den Werken No. 37 und (44) vertheidigt. An der Ostseite von Europa's Spitze sind mehrere Batterien angebracht, welche das mittelländische Meer bestreichen. Alle diese Werke sind mit 700 Stück Geschütz besetzt. Eine Menge der besten Wege, auf welchen das Geschütz bequem fortgeschafft werden kann, erleichtert die Verbindung der unterschiedenen Posten. Außer den erwähnten Hauptpunkten ist nun noch nachzutragen: Das Haus des Gouverneurs (4); der Pulverthurm No. (11); die

Höhle (28), die von so geräumigem Umfange ist, daß 1000 Mann darin untergebracht werden können. Der Juden-Kirchhof No. 31; der Kirchhof der Christen No. 30; die große Soldaten-Caserne No. 7; der Pulverthurm No. 10; das Magazin No. 6; das Fort (32) auf dem höchsten Gipfel des Felsens, das Gefängniß der Staatsgefangenen. Mehr zur Steuerung der Desertion, als dem Feinde ein neues Hindernißmittel, die Vestung zu erstürmen, in den Weg zu legen, ist an der Lagune (29) eine lange Pallisadenreihe gezogen, welche am Fuße des Felsens anfängt, und sich bis an das Meer hin erstreckt. Der erste spanische Posten ist das Fort a am mittelländischen Meere, er deckt in Verbindung mit dem Fort St. Barbara b, den dazwischen liegenden Ankerplatz. Das Fort St. Philipp h, so wie der Thurm c, und die Linie e e e schneiden in Verbindung mit dem Fort St. Barbara den Engländern alle Kommunikation mit dem festen Lande ab. Jenseits des Forts St. Philipp verbinden die Batterien d und f, in Vereinigung mit den Kanons h, ein kreuzendes Feuer, um jede Landung des Feindes an dieser Seite der Küste zu verhindern. Weiter hinaus in m und in n n n sind kleine Wachen und Vorposten, welche sich bis an den Fluß Guareipe erstrecken. Auf der andern Seite dieses Flusses befindet sich die Reiterkaserne o als Kommunikationsposten zwischen Algeziras und den Linien von St. Roque. Auf dem Ufer der Bay, von der Reiterkaserne bis Algeziras, ist theils der Weg t t t zu bemerken, theils mehrere Flüsse, über welche man in Ermangelung an Brücken auf Kähnen übersetzen muß. Dieser Umstand verdient Aufmerksamkeit, indem er der freyen Bewegung auf dieser ohnehin ungedeckten Straße hinderlich ist.

Algeziras, ein ehedem befestigter Platz, nunmehr ein Marktflecken, liegt 2 Stunden von Gibraltar entfernt, und ist theils in der ältern Geschichte durch die Vertheidigung der Mauren merkwürdig; theils deshalb, da in der letzten Belagerung Gibraltars, d'Arcon in der Miel die schwimmenden Fahrzeuge, zum Bombardement der Stadt Gibraltar, erbauen ließ. Einen Büchsenschuß über Algeziras hinaus, liegt die kleine Insel Palomas, sie hat ein Kastell, und ist von der Garnison Algeziras mit einer Kompagnie besetzt. Fünf Stunden von Algeziras liegt an der afrikanischen Küste die spanische Vestung Zeuta.

Unter einem thätigen und geschickten Kommandanten, bei einer braven Garnison, mit Ammunition und hinreichenden Lebensmitteln versehen, ist Gibraltar unüberwindbar, sagt der Verfasser in der Zeitung für die elegante Welt (April-Heft S. 519). Nur durch die Landpforte könnte man es forciren; allein diese wird durch einen wahren Schlund der Hölle, den nichts zum Schweigen bringen kann, und durch welchen durchzudringen, bisher für eine Unmöglichkeit gehalten ist, beschützt. Oder von der Seite der Bay über die Mauern der Stadt, auf welcher die schwimmenden Batterien hart gegenüber an zehn Stunden ein ununterbrochenes Feuer unterhalten, und nicht einmal den Anfang zu einer Bresche gemacht hatten. Würde aber auch wirklich eine Bresche gelegt, und die Stadt mit Sturm eingenommen, wie soll der Feind festen Fuß fassen? wie will er sich der Berge bemeistern? wie sich gegen die Felsen-Blöcke schützen, die man von allen Seiten herunterschleudern würde, um ihn in den Abgrund des Meeres zu stür-

gen? — Es ist jezt ein Zeitpunkt herangenaht, wo Gibraltar ein neuer Angriff droht. Wie wird der Kampf beginnen, der um so schwerer zu seyn scheint, da die Engländer die unumschränkten Herren des Meeres sind, folglich nur die Landseite zum Angriffe übrig bleibt? Doch was ist dem Genie und dem Unerschrockenen nicht möglich? Dinge, die in der Geschichte als ewige Denkmäler ruhmvoll aufgezeichnet sind, haben unter andern Verhältnissen, ganz entgegengesezte Erfolge. Der große Mann ist über Bedenklichkeiten, wo der größere Theil der Menschen feig und kleinmüthig wird, erhaben; sein Muth und Eifer werden um so mehr entflammt, je verworrener die Sache ist, je größere Schwierigkeiten und Hindernisse aus den Wege zu räumen sind. Wir finden in der Tagesgeschichte viele Beispiele, die zum Beweise dieses Satzes angeführt werden könnten. Wir halten Gibraltar für unüberwindlich, weil der Erfolg bisher es gezeigt hat; der größere Theil wägt aber nicht dabei ab, ob Gibraltar doch nicht seinem Schicksal untergelegen seyn würde, wenn statt eines Eliots ein Kleist der Kommandant dieser Säule des Herkules gewesen wäre. Wenn unter den Anführern bei der kombinirten Armee mehrere Eintracht statt fand, und in ihren Entwürfen mehr Plan und Zweckmäßigkeit geherrscht hätte; daß der Ruf, welcher einem großen Mann und einer unerschrockenen Armee vorangeht, eine üble Wirkung auf die Gemüther der Gegner macht, daß die Mittel, neu, und überraschend sind, welche das Genie sich schafft, um ein Werk kolossalischer Größe über den Haufen zu werfen.

Das zweite Gibraltar Gaeta, obgleich durch einen Prinzen vertheidigt, dessen Muth und Eifer dem Beispiele, wenn auch nicht seinen Einsichten, eines Eliots würdig ist, fiel. Eine von der Natur eben so feste auserſehene Felsenburg (Sweaburg) ergab sich feig mit Kapitulation dem Feinde.

Aphoristische Andeutungen.

Ueber

das Wesen der Geschichte

über höchste Ansicht und höchstes Object aller historischen Studien.

Nebst zwei Inseraten: 1. Minister-Codicill, 2. von Zeitungen und ihrem Wesen.

Text.

— „Ist unser Zeitalter in irgend einer Absicht edel-nutzbar, „so ist's: „„seine Späte, seine Höhe, seine Aus-„sicht!"" — Was Jahrtausende durch auf dasselbe „zubereitet worden, wodurch es wieder in so höherm Sin-„ne zubereite — die Schritte gegen und von ihm: „Philosoph! willst du den Stand deines Jahrhunderts „ehren und nützen: das Buch der Vorge-„schichte liegt vor dir! ein Wunderbuch voll „Weissagungen! auf dich ist das Ende der Tage „kommen! — lies!"

(Herder.)

1.

„Das Buch der Vorgeschichte!“ — Der erste Katechismus, der Innbegriff der Elemente alles Wissens, Denkens, Verstehens! der Saame, Keim, der Boden, aus dem der Baum der Erkenntniß, dieser wahre Gnoblasté, steigt, Blüthe und Frucht trägt! die Chronik der ältesten Erfahrung; die Schule für so viele Jahrhunderte, tausende Generationen, die da waren, Belehrung, Warnung, Aufruf für das Zeitalter, das da ist, für das, das kommen wird! — Musterkarte des Menschengeschlechtes, seiner Genüsse und seiner Leiden, seiner Güte, seiner Schwäche — Tribunal für alle Gedanken, für alle Thaten! — Dieß Buch sollen wir öffnen und leicht lösen sich seine Siegel dem Wissenden! — wir lesen, beschauen, bewundern, lieben, beten an! —

2.

Ein Blick auf den Erdball, auf seine Bewohner; — dort: wie die Homerische Erdtafel, hier: wie der heutige Globus sie nennt; — dort: Mythe, Ahnung, Beschränktheit auf den sichtbaren Horizont, Licht und Dunkel graß nebeneinander, bis die Brücke sich wölbte, die aus der Nacht durch Dämmerung zum Lichten, Klaren führte; — hier: Helle, Bestimmtheit, Sicherheit, Gewißheit! Erdtheil an Erdtheil, Meer an Meer, Völker an Völker in ersten Kolonnen gereihet, mit aller Stärke und jeder Schwäche. Dort: das ABC der Astrognosie, in und aus ihm Punkte zur Astronomie, dem Grundsteine unsrer unsterblichen Hoffnungen! — Hier: Welten auf Welten gethürmt, deren Bahn man kennt, mißt, bestimmt, prophetisch auf Decennien und länger verkündet. — Die Nationen der alten und neuen Zeit wandeln vor uns vorüber — sie zeigen

uns ihre Sitten, Gebräuche, Wissenschaften, Künste, Mythologien und Religionen, ihre Gebrechen, Irrthümer und Vortrefflichkeiten; — wir sehen ihr Gold, ihre Perlen, wie ihre Schlacken. — Menschen Bildung: „Erhebung, Menschenglück!" — Verbildung: „Ausartung, Zertrümmerung," Erniedrigung, gänzliche Versinkung! — O welch' ein Lehrbuch, das Buch der Vorgeschichte! die eigenthümliche, große Bibel, in ihr der ehrwürdige, heilige Ur- und Glanzstoff aller Wahrheit, aller Güte! —

3.

Religion! ihre Geschichte giebt die Geschichte, das treue Abbild der Menschen, wie er von je war; so, wie in ihrem Wesen, wie in dem jetzigen Momente, der vor uns liegt, es sich darstellt und ausspricht, zugleich der Schattenriß der zunächst kommenden Generationen sich hervorhebt! —

Religion! des Menschen Himmel und Tartarus; des Menschen Glaube: sein „Urthel!" —

Erst: Götterdienst, Augural-Aberglaube; — Mystik der Morgenländer, — Menschenopfer, Blumen- und Rauchopfer! dabey Dynastenstolz, der sich selbst vergöttert, ein vielarmiger, gewaltig-furchtbarer Polyp! — Nun: ein Strahl, ein Funke: Poesie, Philosophie! aus ihr Gesetzgebung, Ordnung im Dienste für die Erde, wie für den olympischen Divan. — Philosophie! Socrates, der einzige Weise seines Volkes und seiner Zeit, doch nur für sein Volk, für seine Spanne Leben! — Endlich: wahrer Gottesdienst, Moral! ihr Priester: der Weise, Große, Erhabene von Nazareth! der Zweite, nach Socrates, in der Welt und Sittengeschichte; doch der Erste, Einzige für alle denkende Wesen, unter allen Zonen und für das Weltalter!

Staatenvereine! politisches Zusammenschmelzen der Interessen Einzelner in ganze Massen! —

Thronenbau! basirt bald auf Schwärmerei, bald auf Sündenlasten, seltner auf die Stahlpfeiler erkannter Wahrheit, wahrer Politik, die zum Volksglück führt.

Sehet diese Throne! hier: im hohen edeln Style, charakterisirt und gehalten durch Vertrauen, Güte, Huld. — Dort: als ein Bild einer schwimmenden Galeere; Blut ist ihr Element, jammernde oder verstummte Sclaven sind ihre Bewohner und eine eiserne Hand schwingt die glühende Geisel über den gebeugten Nacken; ein Hyänenauge lauscht hoch oben im Mastkorbe auf jedes Zucken der zitternden, gefesselten Armen herab. — Seht dort das lecke Kauffartheischiff! eine matte Angst, ein dumpfes Klagen erfüllet den Raum, im schwankenden Hin- und Hertreiben, in ewiger Furcht dem letzten Riff zu nahen, wo der unendliche Abgrund sich öffnen wird: — kein Mittel, keine Kraft zum Versuche möglicher Rettung! der furchtbare Augenblick ist da — das Riesenhaus scheitert und nur wenige Muthige, Kräftige retten sich auf wogenden Balken auf ein neues Eiland. Der Segen des Himmels beglückt die Wenigen, neue Bande knüpfen sie fester zusammen, die neue Gesellschaftsform ist Vorschrift der nie zu beugenden Nothwendigkeit, ist Form der Natur und steht als Republik da, bis ein kecker Gigant sie wieder zerbricht. —

So arbeitete die Zeit von jeher für die Geschichte, diesen unbegränzten Nekrolog für alle Begebenheiten, und diese für jene! —

4.

Die Geschichte an und für sich selbst betrachtet, im Ganzen, als Wissenschaft von der Welt-Schicksalen, so fragt sich: Was war sie, was ist aus ihr geworden? was ist ihr

eigentliches Wesen? wie ist es zu ergründen, zu nützen?

Die Kultur des Menschengeschlechtes ward die der Geschichte. So steht alles in herrlicher Wechselwirkung und gedeiht zum schönsten Einklange. Hier lehrt sich die ewige Consequenz der Natur! —

Doch es ist nicht genug, daß man die Geschichte bloß als Depot, als Archiv für die Vergangenheit — (sie umfasse nun Jahrtausende oder Jahrzehnte) — als ein todtes Kabinett von Merkwürdigkeiten betrachte und bestimme. — O nein! man fasse ihre Bilder nur recht auf und man erblickt in ihnen unendliche Züge zur unendlichen Zukunft. — So schreite man von der Zeit — (der Erfahrung) — gegen die Zeit! —

Wir schauen, durchforschen den Bau des Weltensystems, so weit das Auge und die Physik es gestatten, und jeder Blick, den wir thun auf das Sichtbare, ist zugleich ein Strahl der Ahnung in eine andere, jetzt noch mit einem sternenreichen Schleier verhangene Welt; — jedes Atom, das unser Mikroskop uns zeigt, spricht laut für das Vorhandenseyn Billionen anderer, die wir noch nicht sahen, die wir vielleicht nie schauen! — So die Geschichte! — Jede That, die sie empfängt, jeder Ausspruch, den sie aufnimmt, Alles, was sie zeigt, giebt Punkte zum Bilde der Nachwelt. Die Tafeln der Geschichte sind goldene; mit ihnen läßt sich die ganze Schöpfung bedecken. —

Ein Foliant sybillinischer Chiffern liegt in ihr vor uns da, eine mächtige reiche Apokalypse! niedergeschrieben von der Hand, die das Gewölbe des Himmels baute, uns vorgelegt zum Entziffern und Verkünden.

Gleiche Ursachen: gleiche Wirkungen. — Hier ist der Stein der Weisen.

5.

Man nehme den ersten besten Fall und reflectire, folgere dann. —

Als:

Die Geschichte zeigt uns den Untergang so manchen Volkes. Doch kein Volk ging eher unter, als dann, wann es die Schranken bedrohete, mit denen eine mächtigere Hand den Ressort seiner Wirksamkeit, das Gebiet seines Paradieses, innerhalb dessen es glücklich war und besser werden konnte, begränzt hatte; — es versank dann in dem Abyssus seiner eigenen Thorheiten, oft hohe Kultur genannt, und es gehörte freilich auch eine mächtigere Hand dazu, um die Herrschaft des entgegengesetzten Extremes zu verhüten. Im Spiegel der Geschichte sehen wir so manches Zeitalter, an dessen Schlusse sich entweder nur Abronen bildeten oder Geschöpfe von einer gleich unerträglichen Resiicität, die man endlich, da man nicht weiter konnte, als Geist der Zeit ausschrie. Dieß machte gewöhnlich alle Bande lockerer, die verschiedenen Kasten fingen an, sich zu hassen, während keine die andere achtete, aber eine jede die andere fürchtete; die Religion hörte auf, das große Vehikel zur Menschenbesserung zu seyn. Dann gab es Revolutionen und ihr Resultat war endlich erst der Maaßstab für den vorherigen, politischen und moralischen, Zustand. Dann: fand das Volk in ihr sein Grab, ward es der Raub einer Intelligenz außer sich, so war gewiß alle und jede Intensität verschwunden gewesen und die Revolution erscheinet nicht als das Werk einer noch impulsirenden Kraft in dem Volke selbst, sondern bloß der Akt, die Manier seiner gänzlichen Auflösung. — Geschah dieß nicht, sondern warf die Revolution nur die Schlacken aus und blieb der bessere Theil selbstständig genug, um aus sich selbst wieder neu zu schaffen: so war es einem kräftigen, eminenten Kopfe möglich,

ein schöneres, herrlicheres Gebäude aufzuführen und ein neues Volk stand da im vollen Gefühle seiner nun erst erkannten Kraft. Aber immer mußte das Bildungswerk von Neuem begonnen werden. — Doch die letztern Fälle werden von den erstern übertroffen, in welchen die entnervten Ueberbleibsel der Nation unter die Cohorten der siegenden Intelligenz untergesteckt wurden, so daß nur der Schall des Namens blieb, zum Gedächtnisse der Schmach. Man denke an Polen, Frankreich, Deutschland! —

Wie nun in politischer, so in moralischer Beziehung, wie im Großen, so im Einzelnen und wie vor Jahrtausenden, so jetzt. Nur mit dem Unterschiede, daß wir fast hoffen dürfen, das Menschengeschlecht steige mit jeder neuen Revolution eine Staffel höher zu seiner, für diesen Erdball höchstmöglichen, Ausbildung.

Ein wichtiger Beitrag zu diesem Emporklimmen liefert nun die edel-nutzbare Verwendung dessen, was die Vorgeschichte darbeut. — Werden die Conjuncturen kenntlich und nahe, welche die Vorgeschichte als Herolde solcher Ereignisse andeutet, verkündiget sich die Unvermeidlichkeit einer solchen Crise, dann! dann löse der Philosoph die Siegel und proklamire laut um sich her: was unter gleichen Conjuncturen da oder dort sonst sich begab, mit allen Folgen. Er darf kühn hintreten und sagen: „so war es, so geschah es dort: so wird auch Euch geschehen. Gleiche Ursachen, — gleiche Wirkungen und Folgen!“ —

Auf diese Weise entstanden Propheten von jeher; so entstehen sie noch; nur die vom tausendjährigen Reiche nehme ich aus.

Dem bornirten Kopfe, dem an Gemüth schwachen, marklosen Menschen gönne man seinen Prästabilismus; ein Solcher ist ohnehin für die Geschichte nichts mehr, als ein Körnchen in Arabiens Sandmeere; — dieses ist auch da! doch nichts weiter.

6.

Kömmt es nun aber darauf an, die Charaktere, in denen das Buch der (Vor=) Geschichte geschrieben ist, zu entziffern: so möchte es mit dem Ablesen der blosen Namen und Zahlen noch nicht genug seyn, wie, vorzüglich sonst, leider Viele gemeint haben. Nicht die Noten allein machen die Harmonie; aber sie sind ein unermeßlicher Schatz für den Geist eines Mozart. — Aus Namen und Zahlen und Thaten besteht der Körper der allgemeinen Historie; ihm fehlt aber noch der belebende Geist und diesen haucht der Philosoph ihm ein. Doch Viele sind berufen und Wenige werden erkoren. *) Nur den begeistert der waltende Genius der Geschichte, der ihn so an sich zu ketten versteht, daß er selber der Herold seiner Geheimnisse werde, daß er selber mit freudiger Willigkeit den Zauberstab schwinge, durch den der erloschene Name als lebendige Person auftritt, wo die untergegangene Zeit sich verjüngt, wo die verklungene That wie vor unsern Augen geschiehet. — Dann, bei diesem Belebungsprocesse, heben Jahrtausende sich aufs neue empor, verstäubte Generationen feiern ihr Auferstehungsfest und unendliche Thaten erwarten den Spruch, den das gegenwärtige Geschlecht über sie fällen wird.

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!" —

Diese Gruppen von Zeitaltern, Generationen und Thaten zu ordnen, so, daß ein Blick auf sie, in ihnen das treffendste Gemälde jener Vergangenheiten erkennen, — sie in solchen Tableaus zu fixiren, daß sie anhaltend, ohne Wanken beschauet werden, daß sie als Musterkarten des

*) Robertson, Hume, Guthrie, Goldsmith, Gibbon, Herder, Johannes Müller, Meiners, Beck, Posselt und noch Einige.

Menschengeschlechtes dienen können, daß sie wie in einem Panorama sich darstellen, in der höchsten Wahrheit, in den Farben ihrer Natur: dieß heißt: das Buch der Vorgeschichte und jeder Geschichte verkünden! —

7.

Welch ein herrlicher Bund, der Bund mit dem Geist der Geschichte!

Ein solcher Verbündeter, Herr Professor Luden, sagt in der Einladungsschrift zu seinen historischen Vorlesungen: — „Dieß Studium wird selten mit dem Eifer geübt, oder vielmehr, mit dem Geiste begonnen, der ihm Leben, Freude und Liebe giebt;“ — „der belebenden Philosophie stellt man die Geschichte gegenüber, als: ein ertödtendes Bemühen, das die Kraft unnütz verzehrt, den lebendigen Quell, der im Innern erwärmend und erquickend quillt, verstopft; — man macht zu einem elenden Gedächtnißwerke vieler Namen und Zahlen, was des Menschen heiligste Ueberzeugung bewähren und seinen innigsten Glauben verbürgen soll.“ —

Wie wahr! Aber wie sollte Freude und Liebe gedeihen, so lange man an dieser Gedächtnißmarter litt, so lange man nur in Namen und Zahlen wühlte, und dieß „Geschichte studiren“ nannte. — Man übe jene höhere geistige Mechanik, verkünde so die Aktenstücke der Geschichte und es werden daraus selbst für die Philosophie frische, leuchtende Funken schlagen.

Doch: hic Rhodus! — Auch Luden sagt, was schon Viele sagten: „das Leben ist kurz und lang die Arbeit; Einer kann nicht Alles; Jeder muß ergreifen, wozu die Seele ihn treibt.“ —

8.

Der Historiker wird immer mit Glück in diesem Geiste arbeiten, wenn er stets den Menschen als Centrum des Ganzen hinstellt und alles Uebrige, als unbedingt nothwendig um des Menschen willen, um diesen sich herum bewegen läßt.

Wenn ich nicht irre, so hat der geniale Arnd einmal schon dieselbe Forderung an die Verkündiger der Geschichte gemacht. Und gewiß! wir haben beyde nicht ganz Unrecht. Der Mensch, (vielleicht besser: die Menschheit,) muß in dem großen Mechanismus der Geschichte die Sonne seyn, um welche herum die ganze übrige Schöpfung kreiset; von da aus die erhellenden Strahlen gehen, die den Schauplatz beleuchten sollen. Man studirt die Weltgeschichte, indem man den Menschen studirt. So auch erkennt man am klärsten den Gang der Wissenschaft und Kunst, wenn man ihre Priester um sich her versammelt — ihr Chorus ist Typus der Zeit und ihrer Intelligenz.

Das ist nicht Afterwahn, nicht Hochmuth. Gewiß nicht! — Aber was sonst soll der Mittelpunkt, was der Fixstern seyn, um welchen der Historiker seine Bilder versammeln soll und muß? und wie ist anders Einheit im Ganzen denkbar? und kennen wir auf der sichtbaren Welt ein höheres Wesen, als den Menschen? — Die Gottheit, das Ideale, gehört nicht hier herein, denn vor dieser ist ja alle Geschichte bloß Hauschronik ihrer Vasallen und Knechte, die vor der Musterrolle des Weltenmeisters versinkt, wo unsere stolze eitle Erde vielleicht erst die letzte Nummer hat. —

Doch: daß ich den Einen, höchsten Berührungspunkt nicht ganz übergehe, den, noch außer der Pragmatik der Religion, die Universalhistorie dieses Erdballes mit dem Ueberirrdischen hat! ich meine den innigen Zusam-

menhang der Erde mit dem Himmel! ich meine das künftige Leben als Fortsetzung des jetzigen — die Geschichte des Himmels und seiner Heerschaaren, als Fortsetzung der irrdischen Geschichte, nur in höherm Style. Wie laut klagen wir oft: daß wir die Resultate der oder jener vorbereitenden, vielversprechenden Katastrophe nicht zu erleben hoffen dürften! o gewiß! auch dann noch werden wir in den Archiven der Erde lesen, wenn wir selbst von einem fernen Sterne aus auf sie schauen. — Wir besuchen ja nur eine höhere Schule, zu deren Studien wir hier die Methodologie erhalten! und auch dort, dort bleibt die Menschheit der Gottheit Abbild, Nächstes!

Und so bleibe dem Historiker der Mensch in der Ferne, wie in der Nähe, das höchste Object seines Griffels! —

Und in welchem Umfange! dem Maler muß man fein still sitzen; aber der Historiker läßt alles um sich her, frei und wild durcheinander sich regen und treiben, denn in dieser Freiheit ist höchste Ordnung. Dem Entseelten haucht er frisches Leben ein und führt die Zuschauenden auf diese Weise gleichsam in eine unbegränzte Camera obscura, wo mit Absicht die gegenwärtige Zeit verdunkelt ist, damit die Vergangenheit desto erhellter erscheine, ohne doch dabei zu vergessen, wo man sey. Doch ja! es ist noch mehr als dieß. Die Gestalten und Begebenheiten gehen nicht blos vorüber, um wieder zu verschwinden. — Nein. Alle die dagewesenen gruppiren sich im Hintergrunde, während immer neue aus der Magie hervorgehen, sich zu ihnen gesellen und so concentrirt das Bild von Jahrtausenden dem erstaunenden Seher darstellen. Dieß erschafft die Mechanik des Synchronismus.

Und dieß allein ist das Wahre. Es ist nicht Gedächtnißmarter; nicht trocknes Kalenderstudium. Wir lernen die Vorwelt kennen, wie ein theatralisches Stück und in der Gegenwart sehen wir nur die Fortsetzung davon, in die wir selbst uns verwoben erblicken. Und,

hier ist der Punkt des höchsten Interesses, der höchsten Ansicht. Der Mensch vergesse den Menschen nicht; der Einzelne wolle nicht klüger und philosophischer dadurch scheinen wollen, daß er seines Gleichen — sey es aus der Vorwelt oder Gegenwart — in Schatten drängen wolle. Dieß heißt: die Sonne verlöschen oder hinter den Mond rücken wollen und dabey vergessen, daß es ohnehin ohne temporaire Verfinsterungen nicht abgeht. — Der Terrorismus der Pharaonen, der israelitische Kindermord, Nero's und Caligula's Aeren, eine Sicilianische Vesper, eine Pariser Bartholomäusnacht, alle Greuel anarchischer Revolutionen und geistiger Despotie, alle Eroberungs- und Religionskriege, wo Leib und Seele zugleich todtgeschlagen werden; — dieß, dieß sind ohnehin Sonnenfinsternisse der Menschheit. Hier wird der Beruf an und für sich selbst belastend.

9.

Doch unterscheide man hierbei noch zweierlei, in dreifacher Ansicht. Denn ein anderes ist es: die Weltgeschichte umfassen und etwas anderes: aus dieser die Geschichten einzelner Corporationen hervorheben. — Ein anderes ist es: die Historie der politischen Verhältnisse der Völker und Staaten betrachten und ein anderes: die Bildungsgeschichte des Menschengeschlechtes von allem Uebrigen abgesondert vor seinen Spiegel rücken. Und endlich: ist es ein ganz anderes, wenn man die Geschichte studirt, bloß um ihrer und seiner selbst willen und etwas viel anderes, wenn man sie treibt um Anderer willen, um sie zu lehren.

Und dieß letztere ist das Schwerere, wie mich däucht.

Nämlich: 1) in Hinsicht der Weltgeschichte: wegen der Einheit, die in das ungeheure Wesen ge-

bracht werden muß, betrachtet: „als Darstellung der Züge Eines großen Lebens" und jedes Einzelnen darinn in seiner Verbindung mit der Vor- und Nachzeit. Hierher gehört die oben berührte Mechanik des Synchronismus; eine Universalhistorie muß synchronistisch bearbeitet werden. b)

Dann: 2) bei dem Studium einzelner Kapitel; wegen der nothwendigen Grenzen, daß weder zu viel noch zu wenig gethan werde.

Das ist gewiß schwer.

Man muß sich hier selbst Aufgaben geben, wie Rechenexempel. Man beginne mit biographischen Skizzen, man schreite weiter vor und entwerfe Tableau's von der politischen und Bildungsgeschichte einzelner Völker und hat man halbweg eine feste Hand, Gewißheit in den Zeichnungen, gewonnen: dann gehe man an die Weltgeschichte, indem man das ganze Menschengeschlecht als Ein Volk, den Erdball als Ein Land betrachte. So muß es gehen; doch schwerlich anders. Aber man denke dabei immer an das Panorama in der dunkeln Kammer; man lasse die Zeit und ihre Bilder sich aus sich entwickeln, man wolle nicht selbst zu viel entwickeln. Das Entwirren des Knauls bis zum Anfange des großen Fadens ist ohnehin unmöglich; denn dann würde es der Knoten zu viel geben.

Versuche bringen endlich zum Ziele.

10.

Man beginne: mit der frühern Bildungsgeschichte des Menschen, führe den Lehrling in das Jugendland seines Geschlechtes und lerne ihm vorerst das kennen, von allen Seiten, nach allen Tendenzen. Daran knüpfe man dann die Geschichte der Dynastien, ihrer Glieder und deren Thaten, die Lehre von den politischen Verhältnissen und Verhängnissen. So hat man zwei Haupttendenzen; die geistig-morali-

sche und die politisch-physische. Beide lasse man stets parallell neben einander fortlaufen, unter sorgfältiger Beachtung der nöthigen Ruhepunkte. Und diese ergeben sich in der That von selbst, ohne ängstlich-pedantisch gesucht werden zu müssen. Man lasse den Blick nur flüchtig über dem Gemälde der Erde und ihrer Menschen hingleiten und es werden in höhern Farben die Hauptmomente sich hervorheben, welche gleichsam das Netz des Ganzen bilden. —

Wir wollen diesen Blick wagen! Der Genius der Geschichte faßt mit gewaltiger Hand die Axe des Erdballes und seine Lande breiten sich aus vor uns, wie eine Karte; sein Zauber beginnt und wir hören und schauen die unermeßliche Vorzeit, als spräche, als erschiene sie heute. —

II.

Welch' ein reizvolles Land öffnet sich uns, suchen wir die erste Wiege! welch' eine Fülle von Herrlichkeit drängt sich vor uns, erweitern wir unsern Horizont. Babylon, Memphis, Tyrus, Athen, Rom! welch' glorreicher Cykel! welcher Triumph, diese fünffache Krone der Vorwelt! — Hermes, Osymandias, Semiramis, Sesostris, Romulus, Numa, Thales, Pythagoras, Platon, Socrates! o wer nennt sie alle, die Atlanten, auf deren Kraft die köstliche Krone ruht? — Sie wandeln vor uns vorüber, um sich her die Schöpfungen ihrer Zeit in reger Bewegung, in vollem strahlenden Lichte.

Immer weiter und höher tragen uns die Adlerschwingen des ewigen Kronos.

Wir sehen Asiens Kolosse in Hellas strömenden Fluthen versinken, Hellas in der Roma Ketten schmachten, die stolze Roma dem Vendalismus erliegen! — wir sehen Jerusalem Europa's Götter-

dienst vernichten, da, wo einst Cäsar herrschte, den heiligen Stuhl sich erheben und von Byzanzens Thürmen den Halbmond statt des frommen Kreuzes winken! früher noch sehen wir ein gewaltiges Wogen unter Europa's aufgeregten Völkermassen, wie im mächtigen Drängen Platz um Platz, Sprache um Sprache, Sitten, Gewohnheiten, Verfassungen, Throne um Throne getauscht werden! — wir sehen nun den Fanatismus das Grab des friedlichsten Gottmenschen in Strömen Blutes baden und die Gewalt der reinsten Intelligenz mißbrauchen, entartet zum Spiele frecher Willkühr in den Händen kecker Afterapostel. Dort steigen neue Erdtheile empor, nie geahnete Schätze der Natur entflammen des Menschen wilde Leidenschaften und sie werden zur Geburtsstätte großer Erfindungen, herrlicher Ideen, unauslöschlicher Thaten. — Und jetzt, wo alle Bestrebungen nach höherer Kultur und alle Vehikel zum Zwecke auf einen Theil der empfangenden Jungfrau *) zur edelsten Befruchtung sich zu concentriren scheinen, — jetzt, 1500 Jahre nach der Aera des Einzigen Nazaraërs, kömmt Luther, kömmt mit ihm Licht in die Nacht der Köpfe und die Freiheit lößt die Fesseln der Gemüther. — Doch blutig ist des großen Mannes und seines Werkes Taufe — hier trauern sein und Gustav Adolphs Schatten! — Dort drängt ein Peter sich im Gewühle der Begebenheiten vor unser froh erstaunendes Auge und Scandinaviens verwegener Beherrscher erkämpft unsere Bewunderung. Des neugeschaffenen Preußens Friedrich stellt sich beschattend an des großen Schweden Seite, geschmückt mit den Resultaten eines siebenjährigen schlachtenreichen Wettkampfes. Und es tagt ein neuer Morgen für Philosophie, für Wissenschaft und Kunst. — Ein Palmenreicher Cy-

*) Europa.

kel liegt vor uns, bis endlich der Franzosen erste Nationalversammlung das Signal ward, zum entsetzlichsten Kampfe aller Kräfte wider einander — aber auch zum Keime neuer, herrlicher Früchte, für der Menschheit einige Wohlfarth. Bei Napoleons beginnender Dynastie bleibt unser Blick ruhend hangen, und noch nie war, bei allen Hoffnungen und Aussichten, die Zukunft dichter verhangen, als jetzt. —

12.

So hat sich unter der Hand, durch die Concentration dieser großen Massen von Begebenheiten, das Netz selbst gebildet, in welches wir nur allmählig das Detail der Situationen zu zeichnen nöthig haben, um das Gemälde in allen Parthien zu vollenden. Von Asiens Nebucadnezar an, bis zu Frankreichs kühnem Kaiser erscheinen uns, in einen solchen Rahmen zusammengefaßt, alle Ereignisse in Einer unzertrennlichen Verbindung und es wird schwer irgend ein Zeitalter zu überspringen, so reizvoll auch jedes einzelne für sich ist und bleibt.

Aber immer nur der Mensch ist hierbei der Mittelpunkt — alles Andere nur seine Peripherie. Und so sey stets auch nur der Mensch, und zwar in seinen Verhältnissen zur Erde wie zum Himmel, das liebste, theuerste, wichtigste Vorbild für den Griffel des Historiographen.

Drei

Zwei Inserate.

1) Minister-Codicill. 2) Von Zeitungen und ihrem Geiste.

Minister-Codicill.

(Zu dem §. 3. vom Thronenbau.)

— „Ergraut an den Stufen eines Thrones, auf dem ich drei Regenten sitzen sah — eingeweihet in die Mysterien seines Allerheiligsten — abgekühlt durch das Eis der Erfahrung von den Flammen des Durstes nach der Ehre: „die Rechte des Fürsten" und nach dem Ruhme (Glücke): „die Säule des Volkes" genannt zu werden: aber doch noch erwärmt von der reinsten Vaterlandsliebe, von dem innigsten Wunsche, selbst am Ende meiner politischen Laufbahn, oder vielmehr Wirksamkeit, dem Fürstenhause, das mich erheben, dem Staate, der mich belohnen wollte, noch nützlicher zu werden: lege ich vor Dir, meinem Neffen und Erben — meinem höchst wahrscheinlichen Nachfolger in Würden und Pflichten — einige Resultate nieder, damit Du sie auf Deinem Wege, nach meinen Absichten und in dem Geiste, in welchem sie aufgefaßt wurden, verbrauchen mögest. Sie sind nicht ein kahles Raisonnement der Spekulation, sondern sie sind aus der Wirklichkeit, aus der Wahrheit, aus der Beobachtung der Natur, der Menschen und ihrer Begebenheiten, und dem darinn sich laut aussprechenden, nur von Tauben und Blinden zu mißverstehenden, Geiste des Zeitalters abgezogen. Sie sprechen zugleich, indem sie mit der ehernen Kälte der unerschrockenen Wahrheit dastehen, die gegenseitigen Pflichten und Rechte aus und weisen auf das große, unermeß-

liche Recht der Menschheit an ihre repräsentativen Mitglieder, auf die heilige, unverbrüchliche Pflicht derselben hin, den Menschen zur Menschlichkeit zu bilden, ihn zum Glücke zu führen und auf diese Weise sich selbst glücklich und zu dem hochwichtigen Amte der Repräsentation immer geschickter, würdiger zu machen.

Diese Resultate sollen die letzten Saamenkörner seyn, die meine Hand zum glückvollen Gedeihen aussäet. Du! mein Erbe, mein Zögling! bist der urbare Acker, dem ich sie anvertraue und so gut bewahrt ich sie auch in Dir weiß: so erhebet sich doch zum Schutzgotte meines Vaterlandes das inbrünstige Gebet: „behüte meine junge Saat!"

Mit freudigem, tröstenden Vertrauen auf Deine frische Kraft und Deinen willigen Geist: sie zu gebrauchen, übergebe ich Dir mit diesem Codizill meinen größten Schatz, meine Papiere! *) Ihr Zusammenhang bildete bisher das feste Band, das von dem Throne mich unzertrennlich machte. Sie sind das Depot meiner Gedanken, Erfahrungen und Meinungen, kurz: der Resultate meines Lebens.

In der Schreckenszeit, die Dir bekannt ist, als die heiligen Bande zwischen der Repräsentation einzelner Gesellschaften und ihren Gliedern theils unter Strömen von Blut zerrissen, theils bei noch blutenden Wunden nur locker und lockerer wurden: damals eben schlangen Freundschaft, Pflicht und Dankbarkeit die Fesseln immer enger um mich. Nur die Natur konnte sie wieder lösen und sie hat es gethan — aber nicht der Verbindlichkeit mich entbunden: der Freundschaft, Pflicht und Dankbarkeit ein Denkmal zu stiften — nicht ein todtes, kaltes Monu-

*) Auch diese einst, wenn es an der gerechten Zeit seyn wird.

ment der Kunst, nicht einen Beitrag zu einem englischen Garten oder Nationalinstitut von Kalk und Stein: — sondern ein lebendiges, erwärmtes und erwärmendes, starkfortwirkendes, Andenken an die Erfüllung meines Eides! —

Du seyest dieß Denkmal, mein Neffe und Erbe! in Dir übergebe ich dem Vaterlande und dem Throne einen neuen, ausgestatteten wirkenden Geist, ein braves, redliches Herz; auf Dich übertrage ich meinen Eid; von Dir fordre ich einst vor dem Tribunale der Natur ihn zurück!

Du sollst der Menschheit, repräsentirt durch Dein Vaterland, sollst einem Fürsten, einem Könige dienen! — welche hohe Bestimmung!

Die Repräsentation der allwaltenden Fürsehung geschieht auf Erden durch die Ersten im Volke. Wir nennen sie Fürsten. Aber selbst der Allvater ist nicht ohne den Sohn und den Geist! Du verstehest mich, wenn ich dieß Symbol zum Symbole aller Thronen mache. Hier sei Urim und Thumim — Licht und Vollkommenheit!

Präge dann das Schicksal den Einzelnen, wie es nur wolle, stelle es ihn in seiner nackten Individualität so hoch, oder so tief, als es wolle: vom Ganzen ergriffen erhält dieser dennoch die Geltung, unter der er kursiren soll und kann, den Platz, auf welchem er nothwendig oder brauchbar ist.

Drei Fürsten eines Hauses habe ich gedient. Mein Gewissen bezeugt mir meine Treue — meine Gerechtigkeit ihnen, was sie thaten, — — — was der, der ihr Inneres kannte, nun eben erwarten und fordern durfte! — Erziehung, Blut, das Maaß der Fähigkeit und Empfänglichkeit und die Bedingungen mannichfacher Verhältnisse, die einen Thron umgeben, bestimmen ja das Vermögen der Herrschenden und die Art und Weise wie ihre Kraft

und ihr Wille sich äußern. O wolle doch keiner vermessen sich daran wagen, das Urtheil über einen Fürsten zu sprechen, ohne selbst einem Throne nahe zu stehen oder gestanden zu haben! Die Politik ist ein grundloses Meer, dessen zahllose Strudel einen Jeden verschlingen, der selbst nicht Pilot, oder ohne einen solchen, sich in seine Stürme und Klippen wagt. Doch noch verwegener ist es, den Piloten meistern und eine Post- oder Warnungskarte über ein Gebiet vorzeichnen zu wollen, das man selbst kaum vom Anschauen aus der Ferne, dessen Profil man nicht einmal in klaren Umrissen kennt.

Damals als ich in den Vorhof des Thrones eingeführt ward, war dieser mit Trophäen geschmückt. Doch sie wurden ihm nicht zum Segen; sie wandelten den Fürsten, den trunkenen Sieger, um, in einen bloßen Feldherrn, der sich mit kriegerischem Ruhme bedecken wollte. Erst nach vielen verlorenen Jahren, als er heimgezogen und vom Rausche frei war, da erkannte der Selbstgetäuschte seine Mißverständnisse und Mißgriffe und — Heil ihm noch in der Gruft! — gern hätte er dann all' seine Lorbeern um eine segensvolle Garbe gegeben, deren so zahllos viele der wüthende Krieg zertreten hatte. — Nun wollte er wieder aufbauen, was zerstört war, wieder säen zu künftigen Aernden, aber seine physische Kraft war gebrochen. Die Schrecknisse der Schlachten hatten ihn nicht verschont. Im höchsten Bestreben ein Vater, ein segnender Engel zu werden seinem Volke, mit tiefverhaltener, brennender Reue starb er, zu früh für seine großen Plane: zu beglücken.

Von seinem Nachfolger sage ich nichts!

Der natürliche Gang der Dinge hatte mich, während dessen, dem Allerheiligsten des Thrones näher gebracht. Allein ich sah hier mit Einemmale die Wahrheit verkannt und befleckt, die Schwäche gemißbraucht: ich sah einen Keim des Guten nach dem andern in der mephitischen, ver-

giftenden Atmosphäre der Verblendung, des Irrwahnes, der an Fanatismus gränzte, ersticken: ich sah die strahlenden Urim und Thumim erbleichen: sah auf's neue Armeen zur Schlachtbank führen, wovon ich die geheimen Gründe weder enthüllen, noch weniger verewigen mag und mich? — mich sahe ich in diamantenen Fesseln von Verhältnissen, die ich nur gewaltsam hätte sprengen müssen, ohne gewiß zu seyn, meine Freiheit dann auch benutzen zu können. Mit warmer Sehnsucht nach der bessern Zeit, auf die ein hoffnungsvoller Jüngling hinwieß, ertrug ich die glühenden Kohlen, die damals unter meinen Füßen lagen. Sie verlöschten mit dem letzten Lebenshauche meines Pharao und eine neue schöne Zukunft breitete sich vor mir aus. Jetzt bin ich fast am Rande dieser Zukunft und meiner Hoffnungen und — doch Du, mein Erbe! gehörst ja selbst in die Gränzen derselben.

Man hat die Schwerter unsrer Heere zu den zusammenhaltenden Bändern unsers Systemes gemacht, nachdem man wohl erkannt hatte, daß ohne sie unser Staat verloren seyn würde, da er seiner Natur nach zum Arkadien nicht geschaffen ist. Und da es nun einmal so ist, so sichere man doch ja auf alle Weise die Consistenz dieses Systemes und rette die Consequenz seiner Offenbarungen. *)

Man sorge dafür, daß diese Schwerter stets geschliffen seyen und daß ihre Schneide auswärts nur sich kehre. Ihre Rücken verwunden das Volk nicht; diese bilden nur die Schranken wider den ungeregelten Willen, denn wo die Gerechtigkeit das Fundament des Gesetzes ist, da spricht die Stimme des Volkes im Gesetze, denn das Volk kann nur Gerechtigkeit wollen. Bei dieser Sicherheit des Gesetzes können die Fürsten wie ihre Räthe ruhiger schlafen, als wenn sie sich (praenumerando) durch dop-

*) Ist es geschehen?

pelsinnige Stimmregister von den Gesinnungen der Nation unterrichtet haben.

Geschliffen kehre die Schneide unsrer Schwerter sich auswärts! — das gierige Auge des Usurpators erblinde an ihrem Glanze, und der Nachbar fürchte den Augenblick, wo sie für ihn blitzen, gleich dem, wo sie ihn bedrohen werden. Nie müssen sie selbst ein Bündniß suchen; nie eines gewähren; nie eines Bündnisses bedürfen. Niemand müsse ihr Bündniß begehren wollen, aber nie, nie Ursurpation die Gewalt seyn, die sie bewege! —

Durch sich selbst und auf sich selbst gestützt stehe das Reich da, regsam und glücklich in jeder Quadrat Meile, respectabel und respectirt in jedem Punkte seiner Gränzen. Der Oelbaum blühe in seinen Gärten, die Palme sey sein Symbolum. Aber unter dem Schutze der Kanonen zugleich gedeihe seine Saat. Neben der Batterie die Pflugschaar — neben dem Heere die Heerde — bei spartanischem Muthe, Genuß und Liebe des Friedens — bei der Freiheit des Willens — die Gott ja läßt! — im Belohnen und Bestrafen der Natur treu, denn sie ist selbst die Gerechtigkeit!

So bilde Du, der künftige Mitregent! die Fundamente des Staates!

— „Ex utroque Caesar!“ — Modificire dieses Alles und was mein Depot Dir noch überliefern wird, nach dem Maaßstabe, den die Wahrheit, die täglich wachsende Erfahrung, die Nothwendigkeit der Zeit und ihr Bedürfniß vorschreiben werden. — Aber glaubst Du ja einmal im Wechselkampfe des Schicksales oder irgend eines fremden „Tel est notre plaisir!“ mit der Kraft und dem bessern Willen am Ziele Deines Berufes zu stehen, dann gedenke

„des Testators.“

2) Von Zeitungen und ihrem Geiste.

Hierher gehört auch, versteht sich für die spätere Zeit, das Zeitungsstudium, wofür sich eine herrliche Methodologie entwerfen ließ. Ich meyne nämlich nicht die sogenannten Zeitungen, deren leider so viele existiren, die sich nur auf ein Pünktlein beschränken und selbst wie Atome verschwinden, ehe man ihrer kaum gewahrt. Sondern ich meyne Nationalinstitute, wie ein Reichsanzeiger, ein Moniteur, die allgemeine Zeitung, der Rheinische Bund u. s. w., im wahren großen Sinne des Wortes, als Mittelsperson zwischen den höchsten Behörden und dem Untersten im Volke.

Jeder Staat von nur einiger Bedeutung bedarf eines Sprechers (oder Sprachrohres) wodurch die Regierung und die obersten Büreau's mit dem Volke und das Volk unter sich in stetem wechselseitigen Verständnisse über alle Gegenstände, die das Directorium des Staates und die Bewohner desselben als Menschen und Staatsbürger interessiren, bleiben können. Ein solcher Dolmetscher der Gesetze, Verkündiger nützlicher Einrichtungen, Erfindungen, unbestechlicher Erzähler des Rühmlichen, wie des Unrühmlichen, ist immer ein herrliches Hülfsmittel in den Händen der Regierungen für Beförderung ihrer heilsamen Zwecke und ein fruchtbringendes Depot für alle physischen und moralischen Bedürfnisse des Volkes; für die Nachwelt aber eine Musterprobe vom Geiste der Vorzeit. Wo ein solcher Dollmetscher fehlt, da wird weniger Vertrauen seyn, aus Mangel an Kenntniß davon, was jeder Theil, (der Anordnenden und der Befolgenden nämlich) eigentlich will; da wird mehr Mißbrauch einwurzeln, weil kein Licht zu fürchten ist, das die Gesetzlosigkeit beleuchten würde; da wird mehr Verwirrung, Eifersucht, Zwietracht, Monopolismus herrschen können,

weil man sich in der Entfernung nicht verständigen, die Knoten nicht erkennen kann, die zu lösen sind.

Je größer der Staat, desto nothwendiger, desto nutzbarer ein solches allgemeines Volksinstitut. — Publicität ist die Aegide der Wahrheit, die Rächerin des verletzten Gesetzes, der gekränkten Rechte, die Befreierin der gefesselten Freiheit. — Das fühlte Niemand stärker als Luther, da er die Bibel übersetzte, da er dieß heiligste Document der Menschheit, diesen Pfandbrief Gottes dem Volke verdollmetschte, und so den Schlüssel aus der Gewalt der Kirche riß, womit allein die Fesseln der Vernunft gelößt werden konnten. — Luthers Bibelübersetzung war ein überall hinstrahlendes Signal zum nutzbaren Gebrauche der Publicität, wovon die Idee wie ein Funke Gottes unter die Fürsten und Völker fiel.

Ueber

Rußlands Regenten

und

die Sicherung der Thronfolge der Selbstherrscher aller Reußen.

Eine Skizze

historisch dargestellt und merkwürdig in unserm Zeitalter, wo so viele Throne wanken.

Die Kaiser von Rußland nennen sich Selbstherrscher aller Reußen, weil sie von jeher alle Staatsgewalt in ihrer

Person zu vereinigen, Gesetzgebung und Ausübung der Gesetze von sich ausgehen zu lassen und das: sic volo, sic jubeo als Grundprinzip der Regierung aufzustellen pflegten. Längst schon hat man öffentlich beweisen wollen, daß sie dadurch bisher sich und ihrem Geschlechte geschadet und die Thronfolge unsicher gemacht hätten. Als Beleg nahm man die in dem verflossenen Jahrhunderte statt gefundenen drey Revolutionen, welche dennoch keinen Bürgerkrieg nach sich zogen. Diese Revolutionen in der Thronfolge waren nie das Resultat eines Volksaufstandes, sondern stets die Kabale weniger Großen bey Hofe; sie geschahen weniger zum eigentlichen Besten des Staats, als aus Rache und Privatinteresse, so das Montesquieu's Behauptung: Der Adel sey die Stütze des Throns, dadurch einen harten Stoß erhielt.

Wenn ich in dieser skizzirten Darstellung beweisen will, daß man einerseits oft zu viel gegen Rußland geschrieben, anderntheils aber, daß Rußlands Staatsverfassung noch manche bedeutende Mängel habe; so ist es nöthig zuvor einige Worte über die gewaltsamen, von vielen Schriftstellern beschriebenen, Regierungsveränderungen zu sagen.

Rußland hat, wenn von Regentenfolge und Gesetzgebung die Rede ist, noch keine eigentliche feste Staatsverfassung. Die Selbstbeherrscher sind dieß, so lange der Adel es will, oder sie durch ein natürliches, moralisches und physisches Uebergewicht ihm zu imponiren wissen, wie Peter der Große; aber wie oft mußte dieser Kraftvolle selbst das Schwerdt zur Hand nehmen, um den sogenannten Stützen des Throns den Kopf abzuschlagen; Rußlands ehemalige und jetzige Verfassung hat ihre Prinzipe in der Religion, den Sitten, der Feudalaristokratie und dem, was davon abhängt. Diese beruht wieder auf dem Ackerbau, der in Rußland im Großen getrieben wird und werden muß, da es an Industrie und Handel, im

Verhältniß zu dem Flächeninhalte und den rohen Producten, noch sehr fehlt.

Das Verhältniß zwischen Grundeigenthümer und Knecht ist despotisch, und ähnlich wirkt noch das zwischen den Obern und den Unterthan. Wie nun, sagen viele, erzürnte und berauschte Sklaven ihren Herrn anfallen; so rächen sich rachsüchtige Unterthanen oft hier an ihren oft trefflichen Regenten, wegen vermeynt angethanen Unrechts, und sie thuen dieß auf eine illegale heimliche Art, wenn die Engländer ihren Karl, die Franzosen ihren Ludwig Capet nach der Form der Gesetze richteten.

Daß daher Rußland andern Reichen noch sehr an Kultur nachstehe, daß, wenn der Regent von Blutsfreunden und Staatsdienern Nachstellung befürchten muß, das Eigenthum und die Person des einzelnen Unterthans noch mancher Gefahr blosgestellt seyn mochte, läßt sich leicht erachten. Welch Resultat hieraus folge, davon nachher mehr, wenn ich die Thatsachen aus der Geschichte Rußlands, welche hier zu Belegen dienen sollen, nach den Angaben der verschiedenen geschichtlichen Darstellungen, näher geprüft habe.

Peter der Große, der den Grund zu der Größe legte, in welcher jetzt Rußland noch mehr schimmert, als fest begründet ist, regierte mit seinem ältern Bruder, Iwan Alexiowitsch, in Gemeinschaft. Als dieser sich zum Regenten nicht geschaffen fühlte und seinem Bruder den Scepter übergab um allein zu herrschen, hätte Peter zuerst die Regentenfolge dadurch sichern sollen, daß er seine ganze Familie um sich versammelte, in ihr, als das Haupt, die Grundlage der Erziehung vorzüglich der Prinzen feststellte, auf alle Glieder derselben ein wachsames Auge hätte, und einst den Fähigsten von ihnen zum Throne bestimmte. Er wollte aber seine Reußen erst zu Menschen umschaffen, ehe er vielleicht an ihre Regentenbestimmung dachte, darüber ereilte ihn der Tod, und er hatte nur noch so viel Zeit,

seiner Gemahlin Catharinen I. den Scepter zu übergeben, welche den 18ten März 1724 einen Tag nach des Kaisers Hintritt gekrönt und als Selbstherrscherin ausgerufen wurde.

Was Peter versäumt hatte, verfügte Catharina, daß nämlich ihre Descendenz nach der natürlichen Ordnung ihr auf dem Thron folgen sollte, doch dieser Befehl war durch nichts verbürgt, und es blieb der Nation überlassen, ob sie ihn achten und befolgen wolle oder nicht.

Nach Catharinens Ausspruch sollte, wenn Peters Stamm erloschen sei, die ältere Regentenlinie des Iwan zur Regierung gelangen. Sie starb den 8ten Februar 1728, ihr folgte Peter II., des ersten Enkel und Sohn des unglücklichen eigentlichen Thronerben Alexius Petrowitsch. Dieser Regent starb 2 Jahr später den 30sten Januar 1730 ohne Gemahlin und Kinder.

Nach dem Willen der Kaiserin Catharina hätte nun der Sohn der ältesten Tochter Peters I., welche mit dem Herzog von Holstein vermählt war (der nachherige Kaiser Peter III.) die Krone erhalten sollen. Jetzt sah man aber schon, wie die russischen Magnaten den Willen ihrer Monarchen zu erfüllen pflegen, den sie nur aus wechselseitiger Eifersucht und Neid über sich dulden.

Ihr Nationalstolz gieng so weit, keinen zweijährigen deutschen Prinzenknaben als Regenten anerkennen zu wollen, und wenn man Peter I. als Fundator eines russischen Staats ansehen muß, bey dessen Errichtung immer große Rücksicht auf Nationalität zu nehmen ist, so war es wohl ein Fehler, daß Peter seine Töchter nicht an russische Fürsten verheirathete, alsdann wäre des Meuchelmords in seiner Familie weniger gewesen.

Man übergieng daher Peters Nachkommen, und erklärte aus Iwans Stamm Anna, verwitwete Herzogin von Kurland, zur Kaiserin. Diese Wahl geschah aber nicht durch einige Große, sondern durch den Reichsrath, und

diesem nach wurde Anna den 28sten April 1730 in Moskau gekrönt.

Kaum Kaiserin geworden, ließ Anna ihre Enkelin, die Tochter des Herzogs von Meklenburg Schwerin, und Gemahlin des Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig, kommen und ernannte diese Prinzessin, welche mit ihr gleichen Namen führte, zur Großfürstin, welche einen Thronerben, den nachher so unglücklichen Neben Kaiser Iwan, zur Welt brachte.

Die vorhandene zweite Tochter Peters I., Elisabeth, wurde völlig zurückgesetzt, und man würde sich ihrer durch Verheirathung an einen deutschen Regenten völlig entledigt haben, wenn sie sich nicht des Throns bemächtigt hätte.

Das geschah auf eine Art, wie es wohl nur in einer Despotie ohne organische Staatsgesetze möglich ist.

Die Kaiserin Anna hatte noch als Herzogin von Kurland in dem Adel ihres Landes sich einen Günstling erkohren, es war ein Edelmann, Nemens Biron, der, zum Herzog von Kurland erhoben, ihr auch in ihren Regierungsgeschäften als Selbstherrscherin aller Reußen beistand. Die Russen, welche alles hassen was nicht russisch ist, nährten schon bei Lebzeiten der Kaiserin einen aus Neid, Selbstsucht und Adelsstolz gegen diesen Mann entstandenen unauslöschlichen Haß in ihrer Brust.

Sie unterdrückten diesen Haß bei Lebzeiten der Kaiserin, als er aber nach ihrem Tode durch eine von der Kaiserin unterschriebene Akte zum Regenten des Reichs und zum Vormund des noch unmündigen Kaisers Iwan erklärt wurde, da konnten sie diesen Haß nicht mehr mäßigen. Dennoch waren einige Große kriechend genug, ihn von der Kaiserin zum Regenten des Reichs sich zu erbitten.

Daß dieß geschah, daran war wahrscheinlich die lange dauernde Feindschaft schuld, welche zwischen dem Feldmarschall Münnig und dem ersten Staatsminister Grafen Oster-

mans bestand. Beide betrieben angelegentlichst die Erhebung des Herzogs theils darum, weil ein jeder fürchtete, der andere möchte die Gewalt sich selbst zueignen, theils weil sie hofften, bei dem Herzog Dankbarkeit zu erwecken und durch diese Eingang zu seinem Herzen und Einfluß auf seinen Kopf zu gewinnen. Der Herzog schien Anfangs Stärke genug zu haben, die Falle zu sehen, welche man ihm legte, so daß er sich mehrmals diese Würde verbath. Ja er gieng selbst so weit, die Kaiserin zu bitten, das Gesuch ihrer Großen nicht zu bewilligen.

Sein Widerstand hatte aber keine Ausdauer, und Anna unterschrieb endlich nach vielfachem Andringen des Hofes die Akte, worin Biron, Herzog von Kurland, zum Regenten des Reichs und Vormund des Kaisers ernannt wurde.

Kaum war sie verschieden, und der Herzog als Regent in Thätigkeit gesetzt, als auch schon die Kabalen gegen ihn ihren Anfang nahmen.

Der erste war der Prinz von Braunschweig, Vater des jungen Kaisers Iwan, der, vielleicht aus Eifersucht gegen den Herzog Regenten, weil man ihn übergangen und einen Fremden aus unbekanntem Geschlechte zum Vormunde seines Sohnes gesetzt hatte, sich zu einer Verschwörung gegen den Regenten verleiten ließ, welcher man aber auf die Spur kam. Der Regent war aber so großmüthig ihm zu verzeihen.

Gleichzeitige Geschichtschreiber sind zwar einverstanden, daß der damals in Petersburg anwesende französische Gesandte Chetardin und der schwedische Geschäftsträger Nolke die Fäden zu der nachher erfolgten Thronveränderung geleitet und angelegt, sich aber nur der russischen Unzufriedenen zur Ausführung ihrer Pläne bedient hätten; dies ist aber nicht ganz erwiesen.

Gewiß ist, das Chetardin von seinem Hofe den Auftrag hatte, einen für Frankreich so vortheilhaften als zweck-

mäßigen Kommerztraktat zu Stande zu bringen, da der Kolonial- und roher Produktenhandel Rußlands in den Händen der Engländer war.

Bekanntlich war auch in jener Zeit Frankreichs und Schwedens Staatsinteresse nur eins, und es lag im Plane beider Staaten, die von Schweden durch Peters Siege abgerissenen Provinzen von neuem mit diesem Reiche zu vereinigen.

Haben also die Gesandten beider Höfe die Charten zu der Thronveränderung gemischt, so ist es aus jenen Ursachen geschehen.

Ist dies gegründet, so haben sie es aber auf eine feine Art gemacht, da sie eine Partei durch die andere, die bironsche durch die braunschweigische, und diese nachher selbst vernichteten.

Zuerst fiel der Regent, der Herzog von Kurland, durch die Intriguen derer, die ihn erhoben hatten, des F. M. Münnigs und G. Ostermanns, da er, (ihr Instrument) nicht in ihre Pläne eingreifen mochte, so hießen sie ihn wieder fallen.

Man überfiel diesen Mann in der Nacht, nahm ihn durch Grenadiere gefangen, welche ihn nackt und bloß aus dem Bette rissen, und ihn in des F. M. Münnigs Wagen, unter Begleitung seines Adjutantens, nach dem Winterhof brachten. Von hier führte man ihn mit seiner Familie nach der Veste Schlüsselburg, wo man ihm verfängliche Fragen, über nicht geschehene Thatsachen, über Suppositionen und Erdichtungen vorlegte, um ihn darin zu verwickeln und ihn dann mit Aufsehn öffentlich richten zu können. Da der Herzog aber nichts eingestand, und seiner guten Sache bewußt war, so schickte man ihn mit seiner Familie nach Jaroslaw ins Exil, wo er bis zum Regierungsantritt Peters III. blieb, der ihn zurückrief.

Ein Mann wie Biron, der von einem curischen Landedelmann sich zuerst zum Kammerherrn, dann zum Lieb-

Ring einer Herzogin, endlich selbst zum Herzog empor geschwungen; unter der Aegide der Kaiserin Rußland mit seinen Großen 10 Jahre lang regiert hatte; der zuletzt zum Regenten des Reichs erhoben wurde, und von dem es nur abzuhängen schien, seinem Sohne die Krone aufzusetzen, wenn er die Kaiserin Anna vermogte, eine Heirath zwischen diesem und der Prinzessin Anna zu stiften, oder aber sich selbst, wenn er die Prinzessin Elisabeth mit sich vermählte: von diesem fällt es auf, wenn man ihn von Männern stürzen sieht, welche er nach Jahre langer Bekanntschaft durchschauen mußte. Entweder war er ein zu rechtlicher humaner Mann, der alle unerlaubte Wege aus sich und seiner Familie etwas zu machen vermied, oder er hatte den Kopf verloren.

Die, welche ihn gestürzt hatten, folgten ihm schnell nach.

Schweden hatte Rußland, in Hoffnung einer baldigen Thronveränderung, den Krieg erklärt, und in den Deklarationen, welche verbreitet wurden, als eine bewegende Ursache mit angegeben, daß die rechtmäßige Thronerbin, Elisabeth, davon ausgeschlossen sey. Dies machte besonders unter den russischen Garden einen üblen Eindruck, zum Nachtheil der regierenden und zu Gunsten der revolutionirenden Parthei. Jene war auch in sich uneinig. Der Herzog, Vater des Kaisers Iwan, Münnig und Ostermann waren entzweit, das bewürkte auch die Entlassung des Feldmarschalls.

Eben so wenig liebte man die Prinzessin Anna, da sie gegen Große und Geringe äußerst stolz, verschlossen und herrisch war. Wozu die übertriebene Auszeichnung schlecht abstach, womit sie die Häuser von Münnig und Mengden überschüttete.

Eben so sehr war sie den russischen Sitten abhold, vertrug sich nicht mit ihrem Gemahl; Nachlässigkeit in der Regierung selbst, üble Nachrede ihre Moralität angehend,

und mancherley andere Dinge vollendeten das Maaß des allgemeinen Hasses gegen sie.

Dahingegen war Elisabeth des großen Peters Tochter den Russen nicht fremd, sanft, höflich, herablassend, mildthätig, von allen geliebt, geschätzt und angebetet. War ihre projektirte Erhebung sehr vielen russischen Großen und den Gesandten des russischen und schwedischen Hofes auch kein Geheimniß, so stellte sich doch von ihnen keiner an die Spitze des letzten Akts der Intrigue.

Die Instrumente, deren man sich darzu bediente, waren:

1) Der Chirurgus L'Estocq, bei der Elisabeth lange im Dienst. Ein Mann voll Verstand, Muth und Gewandtheit.

2) Der Trompeter Schwarz, ehemals im Dienste der Garde.

3) Der ehemalige Korporal in der Garde, Grünstein.

4) Der Kammerjunker Worcezow.

Man bestach 350 Grenadiere, welche jenen Dreien in die Hände arbeiteten.

Der ganze Kostenaufwand betrug 65000 Dukaten.

Man schritt nun in der Nacht zur Ausführung, nachdem Elisabeth lange balanzirt, und nur durch L'Estocqs Kühnheit zum Ziele befördert wurde.

Jene vier Verschworenen und einige Grenadiere fanden sich zur festgesetzten Stunde bei der Prinzessin Elisabeth ein, setzten sie in einen Schlitten, bei dem Grenadiere die Bedienten machten, dem sie in einem zweiten folgten. So fuhr man zur Precbraschenskischen Garde.

Hundert Schritte von derselben stieg Elisabeth aus, und begab sich in die Wachstube, sie hielt ein Crucifix in der Hand und sprach ungefähr folgendes:

„Hier seht ihr Peters des Großen Tochter, verstoßen, gemißhandelt, verlassen und vergessen, verdrängt durch einen Fremdling, durch einen deutschen Fürstenknaben.

Indem

Indem meine Tyrannen im Begriff sind, mich für die Folgezeit in ein Kloster einzusperren, komme ich zu euch, theure Landsleute, um mich in euern Schutz zu begeben, auf eure Treue mich verlassend.

Ausländer haben sich des Regiments bemächtigt, sie sind es, welche einen unnützen Krieg angefangen haben, und euch, treue Garden, in dieser rauhen Jahreszeit nach Wilitz schicken wollen, um euch aufzureiben. Wollt ihr mir dienen, so verspreche ich euch Frieden, eine große Belohnung, und eure Versetzung nach Moskau. (Diese wünschten alle.)

Während dieser passenden Rede theilten der Prinzessin Gehülfen Dukaten und Branntwein unter die Menge, man zerschnitt die Lermtrommel, und jene 350 Mitverschwornen mischten sich unter die Masse, diese kommandirte ein einziger Officier, der Fähndrich Bergmann, deutscher Nation, er war nicht zu gewinnen. Man wollte ihn niederstoßen, Elisabeth hinderte es, man nahm ihn, und noch einige Widerspenstige unter den Gemeinen in Arrest.

Nun zog Elisabeth, in Begleitung der übrigen Garden vor das Winterpalais, wo die Regierenden wohnten. Die Schildwachen wurden beseitigt, man drang in die Hauptwacht, hier fand man die Officiere spielend. L'Estocq trat kühn vor sie hin, erklärte: die Prinzessin Elisabeth habe den Thron ihrer Väter bestiegen, und verlange von ihnen Gehorsam — sie unterwarfen sich. Jetzt löste man alle Schildwachen durch Getreue ab, und dann nahm man ohne Gewaltthätigkeiten die regierende Partei, den Herzog von Braunschweig, die Prinzessin Anna, den jungen Knaben Iwan, den F. M. Münnig und den Grafen Ostermann gefangen, sandte sie eben so unangefochten ins Exil, und Elisabeth herrschte, von Tagesanbruch an, 20 Jahre ohne alle Störung. Erstaunt gaffte, am andern Tage nach einer so wichtigen Nacht, Petersburgs Volk die Kaiserin Elisabeth an, huldigte ihr ohne Murren, schrie ein Vivat

über das andere, und berauschte sich für sein Geld wegen des Glücks, welches dem Reiche wiederfahren sei.

So handelt die Masse, das Volk, allenthalben sich gleich, als Maschiene.

Die späterhin erfolgte Ermordung des unglücklichen Iwans übergehen wir, sie ist bekannt genug, und gehört nicht für unsern Plan, er sollte dem Ehrgeize seiner Aufseher als Unterlage dienen, der eine wollte durch seine Erhebung, der andere durch seine Erhaltung glänzen, darüber gieng er zu Grunde.

Es ist wahrscheinlich, wenn Iwan einmal zur Regierung kam, daß seine Nachkommen den Thron ungestört besessen hätten, da aber Elisabeths Erhebung gelang, so war das Beispiel gegeben, wie man ohne Rücksicht auf die Bande der Verwandtschaft, ohne Achtung für Familiengesetze und Unterthanenpflichten sich des Throns bemächtigen könne, besonders wenn das Volk so gleichgültig gegen denjenigen ist, der es im Geiste des Despotism regiert.

Peter III., Sohn des Herzogs von Holstein, Enkel Peters des Großen durch seine Mutter, wurde von seiner Tante der Kaiserin Elisabeth an den Hof gezogen, hier wurde er zuerst durch die Taufe in einen griechischen Christen verwandelt und dann sehr bald an Catharine von Anhalt Zerbst vermählt. In jener Taufe lag der Grund zu seinem Unglück ganz vorzüglich, denn er blieb im Herzen evangelisch. Wollte Elisabeth, wie ihre Absicht war, den Prinzen erziehen, das heißt ihn in die russischen Sitten einweihen, so mußte sie ihn früher an den Hof ziehen.

Peter hatte Sinn für das Große, Erhabene, es fehlte ihm weder eine reichhaltige Phantasie, noch ein gefühlvolles Gemüth. Er wollte seinem großen Ahnherrn dem genialischen Peter nachahmen, es fehlten ihm aber die in seinen Verhältnissen vorzüglichsten Eigenschaften, Energie, Ausdauer, und mit einem Wort — Charakter. Er war überdies kein Russe, sondern ein Deutscher.

Es ist interessant, die neuen Einrichtungen zu kennen, welche Peter machte, wobei wir auf eben so viele lächerlichen Sitten der Russen, alles Ausgeburten der größten Rohheit, Unwissenheit und Barbarei stoßen, werden; auch wollen wir zeigen, auf welche Weise Peter Europa umgestalten wollte.

Peter hatte viel humanen Sinn für persönliche Freiheit, er sah das Unzweckmäßige einer russischen und despotischen Regierungsweise ein, und daß dadurch nur Sclaven erzeugt würden, auf die kein Monarch sich zu verlassen habe. So durfte kein russischer Edelmann das Reich ohne Erlaubniß verlassen. Peter verfügte sogleich nach seiner Thronbesteigung die Aufhebung dieses Gesetzes, und gab seinem Adel dadurch den ersten Beweiß, daß er freigebohrene Menschen in ihm anerkennen wolle. Der russische Adel sollte das nemliche seyn, was der Deutsche war.

Sonst durften auch gar keine Ausländer nach Rußland kommen, ohne daß es der Kaiser erlaubte, dies Gesetz hob aber schon Peter I. auf.

Ehrliebe, Ruhmsucht und persönliche Freiheit gehen immer nebeneinander, eben so Sclavensinn und Niederträchtigkeit.

Besonders wollte Peter dem Staate vernünftige bürgerliche Gesetze geben, deshalb ließ er den preußischen Codex Fridericianus ins Russische übersetzen. Dies war aber eine Uebereilung.

Sollen die bürgerlichen Gesetze anwendbar seyn, so muß man entweder solche aus den hergebrachten Sitten und Gewohnheiten des Landes abstrahiren, worin sie gelten sollen, oder diese müssen erst umgestaltet werden, damit das Gesetz darauf passe; beides war in Rußland nicht geschehen.

Ein großes Unglück für Deutschland war es, daß man das römische Recht rezipirte, statt deutsche Gesetze zu geben, es wurde dadurch der Intrigue, den Ränken, der List und Niederträchtigkeit so vieler Gesetzverdreher, und

elender Advokaten eine Stechbahn eröffnet, so daß ich dies für eine Hauptursache von Deutschlands Verfall ansehe.

Die Folge entsprach in Rußland dem Versuch. Die größte Hälfte der Uebersetzer erklärte: daß sie mit der aufgetragenen Arbeit nicht fertig werden könnte, da es der Sprache an Worten fehle; der andere Theil brachte eine Uebersetzung zu Stande, welche niemand verstand. Die Sprache repräsentirt die Begriffe einer Nation; da nun die preußische Nation deren mehr hatte als die russische, so konnten auch die Gesetze jener nicht in die Sprache dieser übertragen werden.

Ehe der Codex Catharinen II. publicirt wurde, vertraten in Rußland die Aussprüche der Kaiser (Ukasen) die Stelle der Gesetze, man hatte sie gesammelt, und die Gerichtshöfe sprachen darnach ihre Urthel, ohne darauf zu sehen, ob die neuere Ukase eine ältere aufhob.

Besonders war das peinliche Recht ein Gegenstand der Reform, denn die darin üblichen Normen, sowohl für die Entscheidung als für den Gang des Prozesses, waren so wenig auf Vernunft und Menschlichkeit, desto mehr aber auf Barbarei, (allen sclavischen Nationen eigen) gebaut, daß eine Abänderung höchst nothwendig geworden war.

Nach dem alten Brauch fieng in peinlichen Fällen die Untersuchung mit der Gefangennehmung des Beschuldigten an.

In der Regel hatte man den accusatorischen Proceß eingeführt, nur bei drei Verbrechen bediente man sich der inquisitorischen Form 1) bei dem Verbrechen der beleidigten Majestät, 2) bei Staatsverrätherei, 3) bei Unternehmungen gegen die griechische Religion; jedoch kannte man den Unterschied der General = und Specialinquisition nicht.

Um das Geständniß eines Verbrechens auszumitteln, verfuhr man unter andern folgender Gestalt:

Kläger und Beklagter wurden beyde gefangen genommen, und vor den Richter geführt, wo der Kläger seine

Anklage wiederholte. Läugnete der Beklagte, so erhielt der Kläger nach Verschiedenheit des Verbrechens die Knute, hielt er sie aus, und beharrte bei seiner Angabe, so sah man solche als halb erwiesen an; dann gieng es über den Buckel des Beklagten her, blieb er beim Läugnen, so schwang die Peitsche wieder über den Kläger, und man setzte diese Methode so lange fort, bis entweder Kläger wiederrief oder Beklagter alles eingestand.

So behielt die dickste Haut immer Recht.

Wollte jemand einem andern zu Leibe, so bediente er sich einer Denunciation, welches man im Deutschen nur

das Wortschreien

übersetzen kann.

Schrie jemand slowo djelo, so war dies so Entsetzenerregend, daß alle Umstehenden blaß wurden, sich kreuzigten und segneten, Denunciat und Denunciant mußten sich sofort, wollten sie nicht als vogelfrei angesehen werden, zu dem ersten besten richterlichen Amte begeben, wo dann die Knuteninquisition angieng, wobei kein Ansehn der Person galt.

Aeußerst strenge und grausam war ehemals in Rußland das Recht des Vaters über seine Kinder und des Mannes über seine Frau, welche als eine Sache und als Eigenthum des erstern angesehen wurde.

Was Peter der dritte zur Einführung einer vernünftigen Proceßordnung that, so auch seine Ideen zu einer bessern bürgerlichen Gesetzgebung, waren lobenswerth, und seine Nachfolgerin Catharina vollendete das Angefangene.

Als er sich aber an den russischen alten Sitten und Gebräuchen besonders an solchen vergriff, welche mit der Religion zusammen hiengen, da ließ er den Despoten sehen, und überschritt die Regentenklugheit. Selbst der unternehmende Peter I. wagte sich nicht an die Bärte seiner Russen, noch viel weniger an die der Geistlichen. Er ver-

suchte es zwar, aber o Wunder, man sah die Russen emigriren, um ihre Bärte zu retten.

Doch Peter ließ sich bewegen, sein Verdammungsurtheil der Bärte gegen eine Abgabe von denselben zurück zu nehmen.

Was jener Gewaltige nicht vermochte, versuchte sein Enkel von neuem, er erklärte den Bärten und der russischen Nationaltracht den Prozeß. Im Herzen evangelisch gesinnt, die russischen Religionsgebräuche auch im äußern nicht achtend, ladete er sich den Haß aller Religiösen besonders der Popen auf.

Was dem Kaiser gegen diesen mächtigen Stand ein Gegengewicht hätte geben können, wäre der Adel und das Militair gewesen.

Aber auch gegen diese hatte er Verstoße begangen, denn er betete Friedrich den Großen an, er verpflanzte alle seine Kriegsmanieren, die ganze preußische Taktik, selbst den Schnitt der Uniformen und den Haarputz sogar, auf den russischen Boden.

Von allen mannigfaltigen Plänen Peters ist jetzt sein System, Europa eine andere Gestalt zu geben, für uns das Interessanteste, da wir in einer Periode leben, wo diese Umgestaltung auf eine ganz andere Weise, und durch einen gewaltigeren Mann als Peter war, wirklich geschieht.

Die Fortsetzung folgt.

Ueber den
Coup d'oeil militair.

Den niederschlagenden Glauben: als ob man den Coup d'oeil militair nur, wie die Gabe zu prophezeihen, von der Natur erhalten, nicht aber sich ihn erwerben könne, will ich hier bestreiten. Ein Versuch, (sollte er auch nicht ganz gelingen,) den Begriff des Coup d'oeil so zu entwickeln, daß sich nicht nur die Ueberzeugung: Er lasse sich durch Uebung erwerben „sondern auch die Art ergäbe: wie — er sich erwerben lasse!" müßte nicht ganz unverdienstlich seyn.

Als ich mich zum ersten Mal mit der Frage: Was Coup d'oeil überhaupt sey? beschäftigte, trat ich an's Fenster, vor dem ein rüstiger Holzhacker ein knotiges, zähes Holz für den Ofen spaltete; ich sah wie er mit flüchtigem Blick die Oberfläche der schwierigsten Stücke betrachtete, und wie sein Beil jedes Mal dahin fiel, wo ich mir bei einer genauern Betrachtung der innern Struktur sagen mußte: „nur hier konnte es wirken!" Er hatte Coup d'oeil, eine richtige Beurtheilung die ihm mit einem Blicke sagte, wie und wo? er es anzugreifen habe, wenn es gelingen, wohin die Schwere seines Beils fallen müsse, wenn dies und jenes Stück Holz, vermöge der Beschaffenheit seiner innern, nach der Oberfläche

beurtheilten Struktur — spalten solle — und als ich ihn fragte: Woher er diesen richtigen, treffenden Blick habe? antwortete er mir: „Uebung, m. Herr! Uebung!“ Ich sah ein ander Mal einen Schneider, dem die Aufgabe gemacht war, aus einem Oehl-befleckten Rock ein Paar Beinkleider zu schneiden. Er breitete ihn aus, legte hier und da das Maaß an, stellte da und dort den Finger hin, als Merkpunkt für's Auge, und that nach wenig Augenblicken den Ausspruch: „Es ist möglich, die Flecke können alle vermieden werden!“ — Das war der Coup d'oeil des Schneiders und auf meine Frage: wie es möglich sei, das sogleich zu übersehen? erhielt ich die Antwort: „Das giebt die Uebung!“

Ein Jäger, mit dem ich zuweilen auf die Jagd gieng, setzte mich oft in Erstaunen. Mit flüchtigem Blick betrachtete er den Buschrand und die vorliegenden Wiesen, bemerkte an dem einen Ort: „Hierher wird wenig kommen“ an einem andern: „Hier wollen wir uns anstellen, hieher muß etwas kommen“ und seine Rechnung betrog ihn selten. Auf meine Aeußerung: „Er müsse geborner Jäger seyn!“ erhielt ich zur Antwort: „Ganz und gar nicht, das ist Sache der Uebung. In meinen Lehrjahren wußte und ahnete ich nichts davon, ich tappte aufs Geradewohl hinaus aufs Revier, und gieng, wie es nicht anders seyn konnte, sehr oft umsonst. Aufmerksamkeit, Beobachtung und Erfahrungen mit Nachdenken benutzt, hat mir das durch die öftere Wiederholung so zur andern Natur gemacht, daß ich jetzt nicht besonders mehr darauf zu denken brauche, daß ich mich oft selbst wundere, wie ich dazu komme! — Man muß nur Lust und Eifer für eine Sache haben, dann ist man sich selbst der beste Lehrer!“

Als er einst, bei einem Treibjagen, Treiber und Schützen vertheilte und den ersten die zu nehmende Richtung, den letztern ihren Stand anwies, ein anderer aber verschiedene Aenderungen machen wollte, antwortete er ihm mit jener

Zuversichtlichkeit die schon im Voraus für den Erfolg bürgte: „Ich werde ja mein Revier kennen und meine Anstalten darnach zu treffen wissen!" — Ich müßte mich sehr irren, wenn das nicht Coup d'oeil des Jägers war, und so hätten wir schon drei verschiedene Arten desselben, deren Besitzer jeder das nämliche versicherte: Es sei eine Fertigkeit die man durch Uebung erlange.

Als Cyrus (auch er war ein guter Jäger) gegen den König von Armenien zu Felde zog, bediente er sich lauter Bilder und Ausdrücke der Jagd, um einem seiner Generale, den er detaschirte, dem Feinde den Rückzug abzuschneiden, seine Ideen und den Sinn seiner Befehle recht anschaulich zu machen — und gewiß! ist zwischen Jagd und Krieg die größte Aehnlichkeit, besonders in den neuern Zeiten, wo ein Krieg fast nichts als ein „Jagen = und Gejagtwerden" darstellt; wir wären also dem militairischen Coup d'oeil, der von dem des Jägers nicht sehr verschieden seyn kann, schon ziemlich nahe.

Theilt man mit dem merkwürdigen Bülow, dessen Theorien unsere Praktiker — ich weiß nicht, wie man sagen soll? „rückwärts" oder von „unten herauf" zu beweisen gesucht haben, indem sie sich beeiferten, die von ihm gerügten Fehler zu begehen, um vorerst bei der Mitwelt keinen Zweifel mehr übrig zu lassen, ob's wohl Fehler seyen? — und so der Nachwelt einen desto stärkern Antrieb zurück zu lassen, das von ihm empfohlne Gute und Zweckmäßige zu befolgen — theilt man mit ihm alle Kriegsoperationen in strategische und taktische ein, so müssen wir auch ein strategisches und taktisches Coup d'oeil annehmen.

Obschon die Strategie der Taktik vorausgeht — vor der Taktik wirkt; so ist es doch wohl rathsam bei dem taktischen Coup d'oeil anzufangen, weil es dem strategischen zur Grundlage dient, und weil dieses nur vom obersten Befehlshaber, jenes, das taktische aber, von jedem kom-

mandirenden Officier gefordert werden darf; vorher aber ist es nöthig, folgende Grundbegriffe ins Auge zu fassen.

„Eine taktische Operation ist entweder: Angriff auf ein feindliches Corps, (Armee) in seiner freigewählten, oder, durch strategische Operationen (Märsche, Stellungen u. s. w.) ihm von uns aufgedrungenen Stellung, oder:

sie ist Vertheidigung gegen einen feindlichen Angriff auf unsere Stellung, die wir wählten, — oder die wir zu nehmen von ihm genöthiget wurden.

Bei gleicher Tapferkeit der Truppen, und ohne Rücksicht auf besondere Zufälle, die entscheiden können, kommt hierbei in Betrachtung:

a) Die Art der von beiden Seiten gegen einander wirkenden Waffen (Infanterie, Kavallerie, Artillerie) —
b) ihre Anzahl —
c) die Wirkungsfähigkeit einer jeden Waffe — und vorzüglich:
d) die Beschaffenheit des Platzes — auf dem sie wirken sollen, inwiefern die Eigenheit des Terrains die mögliche, jeder Waffe eigenthümliche Wirksamkeit, auf unserer oder des Feindes Seite — beschränke — oder begünstige? — („die Terrain-Vortheile und Nachtheile.") (Nicht überall und nach jeder Richtung wirkt das grobe Geschütz gleich viel — durchschnittenes Terrain hindert die Wirksamkeit der Kavallerie, und ist vortheilhaft für die Schützen ꝛc.)

Die Geschicklichkeit des Taktikers besteht darin: daß er zum möglichst wirksamen Gebrauch seiner unter sich habenden Waffen — das, was ihre Wirksamkeit hindern oder einschränken würde — zu bemerken, gehörig zu würdigen, und durch die Art seiner Stellung zu ver-

meiden — im Gegentheil aber das, was ihre Wirksamkeit unterstützen kann — zu benutzen verstehe!

Es fällt in die Augen, daß dieses, bei der nöthigen Kenntniß, Sache der Beurtheilung ist! Jeder — der die Wirkungen der verschiedenen Waffen, und ihre Terrainnachtheile und Vortheile kennt, muß auch im Stande seyn, durch Betrachten, Messen und Berechnen den Raum auszumitteln, auf welchem eine bestimmte Art — und Anzahl von Waffen am vortheilhaftesten wirken kann; — er muß zu beurtheilen im Stande seyn, welches, bei dieser oder jener Art der Besetzung eines vorliegenden Terrains, die schwächen Punkte, d. h. diejenigen Stellen seyn würden, von wo aus man schwächer auf den Feind — als dieser auf uns wirken könnte, — welches die festern seyn würden, — wo das Gegentheil statt habe; er muß folglich auch beurtheilen können, nicht nur: mit welcher Waffe dieser oder jener Punkt zu besetzen — sondern auch welche Anzahl hierzu erforderlich sei — um ihm eine gewisse Stärke zu geben u. s. f.

Allein beim Coup d'oeil ist davon die Rede: daß dies alles nicht erst durch langes Betrachten, Untersuchen, Messen und Berechnen — sondern mit einem schnellen Blick gefunden werden soll.

Taktisches Coup d'oeil also wäre

a) im Fall des Angriffs auf eine feindliche Stellung:

„Der richtig treffende Blick, mit dem man in der feindlichen Stellung — nach der Beschaffenheit des Terrains und der Art seiner Benutzung, schnell den Punkt entdeckt, auf welchen der Angriff mit der wenigsten Gefahr für die Angreifenden und mit der größten für die Angegriffenen geschehen kann:“ Den Schlüssel einer feindlichen Position, in dessen Besitz man Meister seiner übrigen Stellung wird.

2) Im Fall der Vertheidigung gegen einen Angriff, wo also vom Occupiren eines Platzes die Rede ist, der durch seine natürliche Beschaffenheit die Vertheidigungswaffen unterstütze und die Angriffswaffen beschränke, wäre taktisches Coup d'oeil

„der treffende Blick, mit dem man schnell die Terrainvortheile einer Gegend, für die Art und Anzahl seiner unter sich habenden Waffen, zum Behuf der Vertheidigung aufzufinden und zu benutzen weiß."

Da während der Aktion, durch Scheinangriffe z. B. eine feindliche Stellung sich verändern und Art und Anzahl der Waffen mit der Beschaffenheit des Terrains, durch Schuld der Ober oder Unterbefehlshaber in ein nachtheiliges Mißverhältniß kommen können („Lücken, oder zu schwache Besetzung eines Punktes") so beweiset sich der taktische Coup d'oeil nicht allein vor — sondern auch während der Schlacht, und zwar hier in seiner größten Stärke und Schnelligkeit, diese taktischen Fehler des Gegners zu benutzen.

Ich gebe zu, das alles kann Wirkung des überschwenglichen, von einigen Vorbegriffen und einer vorzüglichen Kaltblütigkeit unterstützten Genies seyn — gleichsam ein instinktmäßiger Griff mehr nach dunkeln Ahnungen, — welche die Stelle der Berechnungen vertreten, und durch Berechnungen hinterher gerechtfertiget werden würden — der Fall vielleicht mit Karl XII. — aber niemand wird mir auch ableugnen, daß diese Operation des Geistes eine wirkliche Berechnung seyn kann, die durch vielfältige Uebung zu einer schnellen, instinktmäßigen Operation — geworden ist: bei dem einen früher bei dem andern später, nach dem größern oder geringern Maaße ihrer beiderseitigen Talente und Fähigkeiten.

Im ersten Falle gäbe es einen gebornen, im zweiten einen gebildeten General.

Wir haben geborne Rechner, die ohne alle Anweisung den Weg zur Auflösung einer arithmetischen Aufgabe finden, und — wir staunen! Allein! sind dies die einzigen Rechner in der Welt? Rechnen nicht Tausende, nach aufgestellten Regeln geübt, — mit derselben Schnelligkeit und meist mit noch grösserer Sicherheit? — So wie es hier zwischen dem Rechnergenie und dem Kopf, der mit Zahlen und Grössen gar nichts anzufangen weiss, noch tausend gute Rechner giebt, die es durch Uebung geworden sind; — so giebt es auch gewiss zwischen dem gebornen General, dem eigentlichen Militairgenie und dem Kopf, der entblösst von allen militairischen Fähigkeiten ist, noch tausend Köpfe, welche die von der Natur erhaltenen geringern Fähigkeiten, durch vielfältige Uebung, zur Stärke und Kraft des Genies erheben können. Daß wir sie in ihrem Glanze so selten finden, rührt wohl nicht von der Seltenheit dieser Naturgaben; sondern daher: „daß man Tausende von guten Köpfen beim Militair verschmähte, weil sie nicht adlich waren, und die übrigen durch ein, alle Thätigkeit und allen Eifer erstickendes, Anciennitätssystem in Unthätigkeit erhielt — also: vom Mangel an Uebung in der Zeit des Friedens. Woher kommt es, daß wir der großen Generale und brauchbaren Officiere immer mehr finden, je länger ein Krieg dauert? Ist es nicht die Uebung des Krieges, die sie bildet? Nun wohl! so muß man die Uebung des Kriegs durch ähnliche in Friedenszeiten zu ersetzen suchen!

Wie? dies läßt sich in wenig Worten ausdrücken:

„Man lerne das Werkzeug kennen, mit dem man wirken will — man orientire sich in der Werkstätte, wo damit gewirkt werden soll und stelle mit ersterem öftere Uebung in der letztern an und da dies nicht mit dem Werkzeuge selbst in natura geschehen kann, so muß die Idee desselben seine Stelle vertreten!"

Ich will mich deutlicher erklären.

„Man muß das Werkzeug kennen lernen, mit dem man wirken will". man muß sich eine lebendige Idee von dem, was die verschiedenen Waffen, (Infanterie, Kavallerie und Artillerie) möglicher Weise wirken können, durch Lektüre oder durch den Militärdienst selbst, zu verschaffen suchen. Wie weit reicht der Wirkungskreis einer jeden? Was richtet die eine gegen die andere aus? Mit welchen Schwierigkeiten des Terrains hat die eine oder die andere zu kämpfen? Welche Vortheile begünstigen sie? Welches sind die durch die Erfahrung erprobten Stellungen desselben? Nach welchen Richtungen wirkt das grobe Geschütz am vortheilhaftesten? Wie weit trägt jedes Kalibre desselben? Wie kann die eine Waffe durch die andere unterstützt werden? rc. Welche Kenntniß man durch das Studium taktischer Lehrbücher sich erwerben muß.

Schwerer ist es, und bei weitem das Wichtigere, sich in der Werkstätte, in der freien Natur, wo man wirken soll, so zu orientiren, daß man jedes vorliegende Terrain mit einem flüchtigen Ueberblicke richtig zu beurtheilen im Stande sei, sowohl in Rücksicht der Distanzen der darauf enthaltenen Gegenstände: Berge, Anhöhen, Hohlwege, Gebüsch rc., als auch in Rücksicht der eigenthümlichen, natürlichen Beschaffenheit dieser Objekte selbst, inwiefern ein militairischer Gebrauch sich davon machen läßt.

Im Felde, im Walde, in Gründen und Schluchten muß der Soldat mit seinen Augen, man möchte sagen mit allen seinen fünf Sinnen zu Hause seyn, es muß ihm nichts unbemerkt bleiben — er muß jedes in seiner wahren Gestalt sehen — und dies ist nicht so leicht als man glaubt. Das Auge muß gewöhnt werden zu bemerken, wenn es bemerken, — und es muß geübt werden, wenn es richtig bemerken soll. Der Landmann sieht auf der vor ihm liegenden Fläche selten mehr als das, worauf ihn sein Interesse aufmerksam gemacht hat: „den hoffnungsvollen

oder schlechten Stand der Saaten und die Beschaffenheit der Wiesen." Kutscher und Fuhrleute wissen aus einer oft bereisten Gegend selten etwas weiter anzugeben, als: „die gute oder schlechte Beschaffenheit der Wege." Was der Landschaftszeichner ohne besondere Aufmerksamkeit an jedem Baum und Gesträuch bemerkt, die Art ihrer Gruppirung, sehen zehn andere nicht, und der Städter, der von einem Spaziergange zurückkehrt, auf dem er den gehabten Gewinn und Verlust in seinen Geschäften oder am Spieltische berechnete, bringt selten ein anderes Bild der Gegend, wo er war, mit zurück, als dies: daß Wiesen und Bäume — grün waren; nicht alle sehen ein und dasselbe in einem und demselben entfernten Gegenstande — nicht alle fassen mit ihrem Blick gleich viel Gegenstände zugleich auf. Wer bisher nur Bilder sah, die auf ihrer Fläche nur ein oder zwei Figuren enthielten, kann sich auf einem Gemälde, wo deren eine Menge sind, nur schwer, oft gar nicht orientiren. Er weiß den Hauptmoment der dargestellten Handlung, wenn ich mich so ausdrücken darf, den Lichtpunkt des Gemäldes, von wo aus alles übrige seine Bedeutung erhält, nicht aufzufinden, das Ganze erscheint ihm Ordnungs- und Bedeutungslos — dahingegen der Gemäldekenner mit dem ersten Blick darauf zu Hause ist. Was jenem ungeübten Auge ein solches Gemälde ist, muß eine Gegend dem Militair seyn, der nie darauf ausgieng, „als Soldat" — sein Auge an Naturgegenständen zu üben: „Er weiß sich nicht darauf zu finden — und weiß aus dem, was vor ihm liegt, nichts zu machen!"

Das erste Gesetz also, was man dem Soldaten überhaupt machen muß, ist: „in jeder Jahrszeit und bei jeder Witterung sich viel — sehr viel im Freien zu beschäftigen" damit er sich nicht nur an jede Witterung, und an die Strapazen im Freien in Hitze und Kälte gewöhne und

seinen Körper stärke; sondern damit er auch mit allen seinen Sinnen hier heimisch werde!

Die Bildung der Erdoberfläche hat ebenfalls ihre Regeln und Analogien, und Gegenden haben, wie die Charaktere der Menschen — ihre Physiognomien. Wo wir — (um nur einige der gröbsten Züge der letztern und einige der auffallendsten Analogien der erstern anzuführen) auf Landkarten, Flüsse und Bäche auf kleinen Räumen finden, schließen wir: „daß die Gegend gebirgig sei" — da wo Quellen und Bäche von einem Punkte aus nach verschiedenen Richtungen hinlaufen, „vermuthen wir den höchsten Punkt der Gegend" — wo große Ströme einsam durch Gegenden fließen, vermuthen wir, „das Land sei flach." Wenn die Ufer eines Flusses bald hoch bald niedrig sind, „so lenkt sich der Fluß gewöhnlich nach der höhern wie nach der felsigten Seite und ist da am tiefsten." In flachen Gegenden sind die Ufer gewöhnlich niedrig, und so wie der Grund schlammig, in gebirgigen Gegenden hoch und steinig. Wo sich Kiefern finden — ist sandiger — wo Eichen — lehmiger — wo Weiden und Pappeln — nasser, wo Schilfgras ist — moriger Boden zu vermuthen u. s. w.

Diese und viele tausend andere und zwar: verstecktere Züge der Naturphysiognomie muß man, wie die Physiogomien der Menschen durch den Umgang mit ihr kennen lernen.

Man glaube nicht, daß dies unwichtig und für den Soldaten ohne Interesse sey! Das Schicksal der Schlachten kann, bei der meisterhaftesten Disposition — durch solche scheinbare Kleinigkeiten bestimmt werden. Ein auf Recognoscirung einer Gegend ausgesandter Officier, ein Officier, der Kolonnen auf Umwegen führen soll — beide werden ihr Geschäft nur dann glücklich ausführen, wenn sich ersterer auf die Physiognomie der vorliegenden Flächen, Wiesen und Felder und letzterer auf die Physiognomie der Haupt-

wege,

wege, der Feld- und Holzwege sich versieht! Nicht immer sind Boten da, von welchen man sich führen — nicht immer Landleute, Jäger, Müller und Fischer da, von denen man sich belehren lassen kann.

Die Ausführung der Disposition Friedrich II. (wo ich nicht irre) zur Schlacht von Prag, fand fast unübersteigliche Schwierigkeiten und kostete Hunderten von braven Kriegern mehr das Leben, weil die recognoscirenden Generale abgelassene, und mit Gras bewachsene Mühlenteiche für — futterreiche Wiesen angesehen hatten. Die hier angreifenden Kolonnen wurden aufgehalten und konnten nur einzeln anrücken — jene Generale waren keine Naturphysiognomiker — sie würden sonst diesen Fehlgriff nicht gethan haben!

Noch kann als ein wichtiger Empfehlungsgrund für ein ernstliches Naturstudium dieser Art — folgende Bemerkung dienen: „Daß derjenige, der die Verschiedenheiten des Bodens, die Eigenheiten der Gegenden nicht oft mit eigenen Augen gesehen und ihre Schwierigkeiten erwogen hat — dann, wenn er handeln soll, auf ihr mögliches Daseyn keine Rücksicht nimmt.“ Officiere, die bisher blos auf dem Tisch und auf der Landkarte manövrirten, werden disponiren, als ob überall der feste Grund des Tisches und die Ebenheit der Landkarte da sei.

Daher sind Jagd und entomologische oder botanische Beschäftigungen dem Officier sehr zu empfehlen. Man durchstreift Wiesen, Gründe und Flächen und lernt ihre Beschaffenheit und zugleich ihre Miene kennen; man wirft sich rücksichtlos und ohne bestimmten Weg in die Wälder, und ein feiner Instinkt, den man nur bei längerer Uebung an sich wahrnimmt, führt uns mit Sicherheit wieder nach Hause.

Indeß ist diese Naturphysiognomie doch nur die erste Grundlage des taktischen Coup d'oeil's, dieser verlangt noch speciellere Uebungen. Der Soldat muß sich gewöh-

nen, überall die Naturgegenstände um sich her: einen Berg, eine Anhöhe, einen Abhang, einen Busch, einen Hohlweg, ein Gemäuer, einen Zaun, einen Kirchhof, einen Bach u. s. w. in militairischer Beziehung zu betrachten, sowohl in Rücksicht ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit — als auch in Rücksicht ihrer Entfernung von — und Lage gegen einander — sie müssen für ihn als Soldaten — als künftigen Taktiker ein Interesse haben; er muß ein eigenes Geschäft daraus sich machen, mit Hülfe seiner Vorkenntnisse in ihrer Nähe und Ferne — prüfende Betrachtungen über sie anzustellen.

„Was kann z. B. nach der Gestalt und Abplattung dieses Berges mit dieser oder jener Waffe von oben herab — was kann von unten hinauf gewirkt werden?" Wo wäre für so oder so viel Mann die vortheilhafteste Stellung daran? „Wie könnte dieser oder jener Vorstoß oder Vertiefung daran — benutzt werden?" Von welcher Seite ließe sich ihm am besten beikommen, wenn er so oder so besetzt wäre? „Wenn hier oder da Geschütz placirt wäre, würde der Angreifende auf allen Punkten der Angriffslinie den Wirkungen desselben ausgesetzt seyn?"

„Von welchen Punkten aus könnte man von ihm herab die meisten Punkte seiner Umgebungen bestreichen?" Wie weit würde dies und jenes Kaliber des groben Geschützes tragen? Welches sind die Umgebungen des Berges, können die nächstliegenden zum Vortheil des Angriffs, oder der Vertheidigung benutzt werden? „Wie viel Schritte beträgt die Entfernung dieses und jenes Gegenstandes?" und so noch viel andere Fragen und prüfende Untersuchungen, die sich, von selbst, immer zahlreicher darbieten werden, je geübter man wird, und je mehr man durch Lektüre militairischer Schriften seine Ideen erweitert.

Wie sehr dies das Auge des Militair's für sein Geschäft üben muß, beweißt das geübte Auge der Jäger und der Insektensammler für das ihrige. So wie es diesen erst-

lich zur andern Natur wird, jede Gegend und jeden Standpunkt darin in Beziehung auf ihr Geschäft oder Liebhaberei zu betrachten, sie mögen reisen oder spazieren gehen; so wird auch für ihn jede Gegend ein militairisches Interesse erhalten. So wie diese tausend Dinge mit einem flüchtigen Blick entdecken, die andere mit aller Anstrengung nicht finden können; so wird auch er Eigenheiten einer Gegend für militairischen Gebrauch wahrnehmen lernen, die andern verborgen bleiben. So wie diese es jeder Gegend sogleich an der Miene absehen, wie reich oder wie arm sie sei, wie viel oder wie wenig sie ihnen verspreche; so wird auch er als Soldat jedes Terrain nach seinen Vortheilen und Nachtheilen, nach seiner Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit beurtheilen lernen. „Man muß nur Trieb und Eifer für eine Sache haben, so ist man sich selbst der beste Lehrer — und nur nicht gleich vom Anfange viel mit einem Male umfassen wollen, sondern vom Einzelnen zum Ganzen fortschreiten. Man kann eine ganze vorliegende Fläche, ein ganzes Terrain nicht eher beurtheilen, als bis man sein militairisches Beurtheilungsvermögen an einzelnen Gegenständen geübt hat — „man weiß nicht wie man es anfangen soll?"

Hat man an diesen hinlängliche Fertigkeit erlangt, ist man mit diesen fertig, dann mag man sich fragen: „Wenn ich dieses Terrain mit so oder so viel Mann vertheidigen sollte, wo würde ich Posto fassen?" Wie würde ich meine Anstalten treffen, wenn der Angriff von daher oder dorther geschähe? „Von woher würde er wahrscheinlich geschehen?" Oder: „Wie würdest du den Angriff machen, wenn es der Feind so oder anders besetzt hätte? ꝛc." Das Spiel der Phantasie wird mögliche Fälle in Menge aufstellen und das Beurtheilungsvermögen nicht nur nützlich sondern auch angenehm beschäftigen.

Man muß sich dabei gewöhnen, viel mit dem Auge zu messen, und diese Messungen durchs Ausschreiten oder durch

den Meßtisch zu berichtigen; man muß hauptsächlich sein Auge an weite Entfernungen gewöhnen, wo sich die Gegenstände anders bei heiterm und anders bei trübem Himmel ausnehmen.

Ist man mit der militairischen Beurtheilung einer Gegend aufs Reine, dann mag man immer einen Plan von ihr aufnehmen, den man zur gelegentlichen Berichtigung seiner Ansichten und Ideen zurücklegt, und für die nächsten Uebungen einen andern Standpunkt aufsuchen.

Die fortgesetzte Lektüre militairischer Schriften wird diese Uebungen kräftig unterstützen, indem sie das Gedächtniß mit Beispielen vortheilhafter Benutzungen solcher Naturgegenstände von großen Taktikern bereichert und rückwärts werden diese Uebungen durch die verstärkte Phantasie diese Lektüre nützlicher machen. Schriften dieser Art werden mehr Interesse gewinnen, weil sie uns jetzt verständlicher sind, weil wir uns nun alles deutlicher und anschaulicher denken können — ohne solche Vorübungen wird man kaum im Stande seyn, das Erzählte gehörig zu würdigen, man hält sich blos an das Resultat; aber Geistbildend werden sie nicht durch ihr militairisches Raisonnement.

Nützlicher, bildender wird nun auch das Besuchen berühmter Schlachtfelder seyn, die so oft, selbst bei Militairpersonen, eine bloße Neugierde: „Hier war das Schlachtfeld!" — befriediget haben. Sie können eine vorzügliche Uebung des taktischen Coup d'oeil abgeben, wenn man sich schon einige Fertigkeit in militairischer Beurtheilung der Naturgegenstände durch obige Vorübungen erworben hat, und sie gehörig vorbereitet bereist.

Man studire auf der Karte die Gegend, in deren Bezirk ein berühmtes Schlachtfeld liegt, so wie den besten vorhandenen Plan, man lese die Raisonnements der Beurtheiler darüber und mache sich mit Karte, Plan und gesammelten Notizen auf den Weg. Man ist angekommen, man eilt auf den höchsten Punkt der Gegend, um den Totalüberblick zu

aben, und prüft nun das Geschehene: man steigt herab, ntersucht die einzelnen Partien des Terrains, und sucht nit eigenen Augen zu ergründen, worin die Fehler in den Veranstaltungen des Geschlagenen und worin die klugen Maaßregeln des Siegers bestanden? Man versuche zu estimmen, was aus einem andern Verfahren beider Theile wohl erfolgt seyn würde u. s. f.

Nicht nur die Gegend des Schlachtfeldes selbst — die anze Reise hin und her, alle Höhen, die man unterwegs esteigt, sind — Uebungsplätze für das militairische Augenmaaß und Bereicherung geographischer Kenntnisse.

Nach meinen Ansichten sollten diese Uebungen dem wissenschaftlichen militairischen Unterricht vorausgehen, oder och zugleich mit ihm verbunden werden. Das Meiste us diesem würde durch jene für den Zögling erst Bedeutung nd Interesse erhalten, seinen Fleiß spornen — und vorüglich würden sie jener pedantischen Aengstlichkeit steuern, ie der bloßen Stuben = Bücher = und Papiergelehrsamkeit gen ist, die alles genau so haben will, wie sie es auf dem apiere zeichnete, und sich nicht nach Zeit und Umständen fügen weiß.

Daß die gewöhnlichen Frühjahrs = und Herbstmanövers eser Absicht nicht entsprechen, braucht kaum noch erinnert werden. Sie sind blos Uebungen und Proben, wie sich ie Maschine im Ganzen bewege, in die eingepreßt, der inzelne maschinenmäßig fortgezogen und fortgeschoben ird. Eine zweckmäßigere Uebung würde die seyn: wenn an die in den Schulen durch militairische Gymnastik gebte Jugend eines oder mehrerer Dörfer und Städte diesits und jenseits einer bestimmten Grenzlinie aufböte, einem der fähigsten Köpfe das Kommando über den einen, nem Zweiten über den andern Haufen gäbe, dem einen lle Freiheit ließe, ein Terrain zu besetzen — dem andern, ach eigenen Maaßregeln, ihn daraus zu vertreiben, und

nochmals die Urtheile der übrigen sammelte: was sie zu loben oder zu tadeln fänden?

Dies würde nicht nur eine militairische Vorübung für die Jugend des Landes und ein frohes Fest zugleich seyn, sondern auch die beste Uebungsschule und der stärkste Sporn für den Fleiß der künftigen Officiere. Die Ehre des Kommando's würde sie in militairischen Schriften nach Rath und Unterricht wählen lassen; wüßten sie vorher, wo das Theater ihrer Großthaten seyn sollte, so würden sie es von allen Seiten kennen zu lernen suchen, dabei würden sie fühlen, woran es ihnen noch fehle, und die Lücken ihres Wissens auszufüllen streben; man würde Generale bilden und zugleich sie kennen lernen. Daß dies von dem bisher gewohnten Alten abweicht, und den Schlendrian der Gemächlichkeit nicht begünstiget — giebt keinen Gegengrund ab, eben so wenig dies: daß der Vorschlag von keinem Generalfeldmarschall gethan wird. Um über manche Dinge richtig zu urtheilen, ist es oft nöthig in gewisser Entfernung stehen. Wer eine Musivarbeit von einigem Umfange nur immer in zu großer Nähe betrachtet, dessen Blick verliert sich in den einzelnen Steinchen, und „Sinn" und „Bedeutung" des Ganzen bleibt ihm verborgen. Wer mit einer Sache aufwuchs und sie nur durch die Brille sah, die Gewohnheit ihm aufsetzte, kann sich kaum denken, wie sie anders seyn könne, während andere nicht begreifen können, „wie sie noch so seyn kann?"

So viel vom taktischen Coup d'oeil; um vom strategischen zu sprechen, wird es nöthig seyn, einige allgemeine Ideen vom Krieg überhaupt vorauszuschicken.

Krieg ist das gewaltsame Mittel, wodurch sich Staaten und Völker gegenseitig Recht zu verschaffen suchen, es sei ein gegründetes, ein eingebildetes oder ein vorgebliches, unter dessen Schein ein Staat von dem andern Vortheile für sich (wahre oder eingebildete) zu erzwingen sucht.

Der Natur der Sache nach theilt man ihn in den Angriffs- und Vertheidigungskrieg.

Der Zweck des Angriffskrieges ist:

„In das Innere des feindlich erklärten Staates einzudringen, sich seiner festen Plätze und der Quellen seines politischen Lebens zu bemächtigen, um ihn in dieser Wehrlosigkeit und Ohnmacht zu vermögen, die gemachten Anforderungen — zu erfüllen.

Der Zweck des dadurch nöthig gemachten Vertheidigungskrieges kann folglich kein anderer seyn, als:

„Vereitlung dieser Absicht:“ Verhinderung dieses Eindringens — Behauptung seiner Sicherheitsplätze — Schützung der Quellen seiner politischen Macht.

Das Mittel, dessen sich beide Theile bedienen, ihre beiderseitigen Zwecke zu erreichen, sind bekanntlich Armeen, und die Erreichung hängt offenbar von dem Nachdruck und der Dauer der Wirksamkeit — der dazu gebrauchten Armee ab. Die eigene möglichst wirksam machen und erhalten und die Wirksamkeit der feindlichen schwächen — heißt sich seinem Ziele nähern und den Feind von Erreichung des Seinigen — entfernen. „Alles was mir nützt — schadet dem Feind, alles was mir schadet — nützt dem Feind“ ist ein alter Grundsatz.

Die Wirksamkeit einer Armee aber wird geschwächt:

1) Durch Verminderung ihrer Zahl — durch Tödten und Gefangennehmen — durch Schlachten also.

Allein, diese vermindern zugleich die Anzahl der andern; daher ist eine Schlacht, aus diesem Gesichtspunkte allein betrachtet, weder ein völlig zweckmäßiges, noch, da ihr Ausgang so oft von Zufällen abhängt — ein ganz zuverlässiges Mittel: — es müßten denn überwiegende Vortheile des Terrains, durch kluge Operationen errungen — oder eine besondere Schwäche des Feindes, — für einen vorzüglich glücklichen Ausgang — (dann ist sie auf der Seite des Gegners ein, in seinen Operationen ge-

machter Fehler —) oder es müßten noch andere Gründe für ihre Nothwendigkeit sprechen.

Bülow sagt irgendwo: „Eine Schlacht ist immer ein Fehler.“ Das ist wohl nicht so streng zu nehmen; aber ohne Widerrede kann selbst eine gewonnene Schlacht — ein Fehler seyn.

Eine Armee wird zu wirken ganz außer Stand gesetzt:

2) Durch Erschwerung oder durch Unmöglichmachung (man erlaube dies Wort) ihrer Subsistenz.

Es geschieht: indem man entweder durch Operationen im Rücken der feindlichen Armee ihre Zuführlinien stopft, oder ihre Magazine zerstört — oder durch gewonnene Schlachten, dieser für seinen eigenen Unterhalt sich bemächtiget. Es bleibt ihr dann nichts übrig als durch rückgängige Bewegungen, von ihrem Ziele sich entfernen und neuen Nahrungsquellen sich zu nähern, oder, wenn sie diese nicht erreichen kann, sich gänzlich aufzulösen.

Nur dieser Beweggrund kann einen Feldherrn zu einer Schlacht bestimmen, wenn übrigens die Vortheile in Rücksicht der Anzahl, der Beschaffenheit des Terrains ꝛc. gleich, der Ausgang also zweifelhaft wäre.

Im Fall des Gewinns zum Besitz der feindlichen Subsistenzquellen zu gelangen, im Fall des Verlustes die seinigen nicht gefährdet zu haben — darauf läßt sich das Glück einer Schlacht wohl wagen. „Seine eigenen Subsistenzquellen zu decken, die des Feindes zu beunruhigen“ darauf muß ein Feldherr sein vorzügliches Augenmerk richten.

Die Wirksamkeit einer Armee wird wenigstens beschränkt, ihre Vorschritte gehemmt

3) Durch Bedrohung auf mehreren, hauptsächlich ihrer schwachen Seiten — ihrer Flanken, durch Ueberflügelung also, die nicht immer eine Folge der größern Anzahl ist.

Daher versprechen Kriege gegen ein bewaffnetes, in Masse aufgestandenes Volk so selten einen glücklichen Ausgang, wie Bülow in seinem „Geist des neuern Kriegs" es gezeigt und wie der Englisch-amerikanische und andere Revolutions- und Auflehnungskriege es bewiesen haben, da alle drei Umstände zugleich auf den Feind wirken. Während die feindliche Armee in der Fronte beschäftiget ist, sammeln sich Massen auf den Flanken; je weiter sie vorrückt, desto unsicherer wird ihr Rücken, — sie isolirt — theilt — und schwächt sich, Verminderung durch Schwerd und Hunger zugleich ist, bei einer muthigen, hartnäckigen Ausdauer des Gegners, ihr Schicksal. Feindliche Armeen müßten daher nie weit über die Grenze eines Landes dringen können, dessen Vertheidigung in der Hand einer stehenden Armee nicht allein ruhte, dessen streitbare Männer wehrhaft gemacht wären.

Wenn dies die Nachtheile sind, die in mannigfaltiger Verbindung und Gestalt, die Wirksamkeit einer Armee vermindern; so wird das Amt desjenigen, der ihre Thätigkeit in letzter Instan leitet, zweierlei von ihm fordern: Daß er sie gegen feindliche Unternehmungen dieser Art zu schützen sucht, während er bemüht ist, der feindlichen Armee diese Nachtheile zuzufügen. (defensive und offensive Operationen werden sein Augenmerk seyn müssen.)

Stellungen, die durch ihre natürliche Beschaffenheit seine Waffen unterstützen („feste Positionen") und durch ihre geographische Lage decken oder bedrohen, oder beides zugleich thun. —

Märsche und Bewegungen, durch die er seine Stellungen, nach Maaßgabe der Umstände, verändert — sind das Mittel hierzu, die, wenn sie beide Zwecke mit einander vereinigen, seine Geschicklichkeit dokumentiren.

„Man schützt durch Märsche und Stellungen seine Magazine, ganze Gegenden, aus denen man seinen Unterhalt

zieht — und nähert sich, und bedroht durch sie die feindlichen."

„Durch Stellungen und Märsche vermeidet man eine Schlacht, die uns wegen des ungünstigen Terrains, oder wegen unserer Schwäche gefahrvoll dünkt, oder die uns, im Fall des Gewinns wenig nützen, folglich dem Feind wenig schaden; im Fall des Verlustes, durch ihre Folgen, uns viel schaden, folglich dem Feind viel nützen würde.

Durch Stellungen und Märsche bereiten wir anderseits dem Feinde da — und unter solchen Umständen eine Schlacht vor, wo sie für uns die größte Wahrscheinlichkeit des Gewinns hat, oder wo wir den größten Nutzen von ihrem Gewinn, und den wenigsten Nachtheil von ihrem Verluste erwarten.

(Gewonnene Schlachten sind oft verlorne, und verlorne oft gewonnene Schlachten. Alles kömmt darauf an, wo? — und unter welchen Umständen? sie gewonnen oder verloren und wie sie benutzt wurden.)

Durch Stellungen und Märsche endlich schützt man sich vor feindlichen Ueberflügelungen, und durch sie überflügelt man den Feind ꝛc.

Die Kunst, oder die Wissenschaft nun, beides Schutz und Trutz nach Beschaffenheit der Umstände vortheilhaft zu ordnen — zu vereinigen und von weitem her „durch Stellungen und Märsche" vorzubereiten, ist: die Strategie, sie ist in der Person des Feldherrn der ordnende Verstand — und Taktik ist ihre Hand, die sie gebraucht, ihre Anordnungen da mit der Waffe geltend zu machen, wo sie feindlichen Widerstand finden.

So lange die Truppen die Anordnungen des Feldherrn vollziehen, ohne einen unmittelbaren Widerstand vom Feinde zu finden, sind sie im Dienste der Strategie, sie treten in den Dienst der Taktik, so bald sie die Waffen brauchen, um sie gegen die feindliche Opposition zu realisiren.

„Auf defensive und offensive Operationen, auf Schutz
Trutz ist der Feldherr bedacht.“ — Man schützt
aber nur gegen das, was man erwartet, was
n kommen sieht. Daher ist es etwas sehr altes,
ein Feldherr seine Unternehmungen möglichst vor seinem
iner verborgen zu halten sucht, um ihn auf das, was
internimmt, unvorbereitet zu finden; und dieser
wegen dieses Geheimhaltens genöthiget: durch
Kalkul nach Möglichkeiten und Wahrscheinlich-
ten — das zu finden, was der Feind thun wird
um seine Maaßregeln vom Weiten her — darnach
nehmen. *)

Das, was eine feindliche Armee „möglicher Weise
n könne?“ — wird durch das Maaß ihrer Kräf-
bestimmt, verglichen mit den Hindernissen, die sie bei
i oder jenem Unternehmen zu übersteigen haben würde;
was sie aber „wahrscheinlicher“ Weise thun wer-
! — ergiebt sich theils aus dem nationellen Karakter
selben, und dem persönlichen Karakter ihres Anführers,
t aus seinen persönlichen Verhältnissen) theils aus dem
ade der Nützlichkeit und des Rathsamen in
verschiedenen möglichen Unternehmungen — so weit
dem feindlichen Feldherrn die Kenntniß und Wür-
zung desselben zutrauen dürfen.

Die Kräfte einer Armee beruhen in der Anzahl,
n Zustande und der Qualität ihrer Truppen — ob
geübt, oder ungeübt, zweckmäßig oder unzweckmäßig,
leidet und bewaffnet, ob sie körperlichen Strapazen ge-
chsen oder nicht gewachsen sind; ob sie sich mehr für den

) Wo man sogar durch Zeitungen Unternehmungen bekannt
machte, wie z. B. 1800. den Einbruch der Reservearmee in
Italien, geschah es, um durch dies Neue und Ungewöhnliche
die Täuschung noch vollständiger zu machen. Man durfte dar-
auf rechnen, daß man es gerade darum nicht erwarten werde,
weil man es angekündiget habe.

Gebirgkrieg oder für den Krieg in Ebenen qualificiren — ob sie in dieser oder jener Waffe stärker oder schwächer sind ꝛc. —

Die Hindernisse, die mit ihren Kräften in Vergleich kommen müssen, bestimmt die Beschaffenheit des Kriegstheaters: die „natürliche" Berge, Thäler, Ebenen, Flüsse, Sümpfe ꝛc. die „künstliche" Städte, Festungen, Heerstraßen ꝛc. die daraus erwachsende leichte oder schwere Kommunikation für den Krieg; der Reichthum, oder die Armuth an Produkten, die ein kriegführendes Heer bedarf ꝛc.

„Die Kräfte des Feindes — mit den Schwierigkeiten des Terrains erwogen" — kann mehrere Unternehmungen als „möglich" aufstellen; die wahrscheinlichste darunter ergiebt sich theils daraus, welche die rathsamste für ihn sei; theils aus dem nationellen Karakter des Volkes, theils aus dem persönlichen ihres Anführers; oft aus seinen persönlichen Verhältnissen und Leidenschaften.

Der Feind kann z. B. auf mehreren Punkten in unser Land einfallen — „welcher Weg ist der rathsamste für ihn? Was hat er hier, was dort gegen unsere möglichen Unternehmungen zu decken? — Welches ist der kürzeste, welches der leichteste Weg? — Welche Schwierigkeiten würde er auf diesem, — welche auf jenem antreffen? — Wo würde eine verlorne Schlacht den wenigsten Nachtheil, eine gewonnene den größten Nutzen für ihn haben? — Welche Festungen decken ihn hier, welche dort, von welcher Beschaffenheit sind sie u. s. f.?"

Allein ist es dem Karakter dieses Volkes, dieser Truppen angemessen, auf diese oder jene Schwierigkeiten Rücksicht zu nehmen? In welchem Geiste wurde bisher ein Krieg von ihr geführt, mit pflegmatischer Langsamkeit oder mit gewagter Raschheit? Werden sie mehr von den Bedürfnissen des Magens oder von Ideen regiert? — Was darf

n der Feldherr zumuthen? rc. Welches ist der persönli-
Karakter dieses? — Ist er bedächtig und vorsichtig;
gt er pedantisch am Alten oder geht er seinen eigenen
? rc. In welchen Verhältnissen steht er, ist er abhängig
unabhängig von Hofkabalen u. s. w.?

Dies wenige mag hinreichen, ahnen zu lassen, was
obersten Feldherrn, zum Strategen erfordert werde,
mag den Glauben rechtfertigen, der selbst durch die
ahrung bewiesen ist: Daß es nicht gerade nöthig sei,
ein geschickter Feldherr zu werden, vom Freikorporal
bis auf den letzten Vordermann in der Armee zu die-
— und daß nicht jeder, der bis dahin diente, darum
ein guter Feldherr seyn müsse: daß also nicht Dienst-
e, gute Leibesconstitution, nicht Wachtparaden und Re-
a jeden ohne eigenes Zuthun zum Feldherrn machen
sondern daß Studium den guten Kopf dazu bilden,
n er auch nie bei einer Wachtparade war. Ein ande-
st es, zu wissen, wie man rechts und links um schwenkt,
man eine Linie formirt u. s. w. und ein anderes, mit
erblick den Plan zu einer Schlacht oder zu einem ganzen
dzuge zu entwerfen.

Der Feldherr muß Staatsmann seyn. Die Kräfte, die
tischen Verhältnisse, namentlich Zustand und Beschaf-
eit der Kriegsmacht, die Hülfsquellen seines und des
dlichen Staates, dürfen ihm nicht unbekannt seyn.
muß beides, ehe er noch den Krieg beginnt, in einen
igen Anschlag gebracht, beides gegen einander erwogen
en.

Er muß, wenn ich mich so ausdrücken darf: mili-
tischer Geograph seyn. Er muß das zwischen ihm
dem Feinde inneliegende Kriegstheater in seinem ganzen
ange genau kennen, und militairisch zu würdigen
ehen, wenn er richtig bestimmen will, was sich dar-
für ihn und den Feind thun oder nicht thun lasse.
das taktische Coup d'oeil — ein einzelnes Ter-

rain — so muß sein strategischer Ueberblick ein ganzes Land umfassen.

Er muß Weltmann, ein feiner Beobachter, ein Menschenkenner seyn. — Durch eiserne Waffen siegt man nicht allein! Er muß die, mit denen er es zu thun hat — zu errathen und zu beurtheilen verstehen — er muß wissen, was er ihnen zutrauen und nicht zutrauen darf, *) er muß besonders seine Untergebenen richtig zu handhaben wissen.

Der Stratege endlich muß nicht nur ein wissenschaftlich gebildeter, weltkluger, er muß auch ein umfassender, tiefdenkender und des Kombinirens fähiger Kopf seyn, um seine wohlberechneten offensiven und defensiven Operationen glücklich zu vereinigen.

Ist er dies alles, — so wird er die Begebenheiten eines Feldzugs mit ziemlicher Sicherheit schon im Voraus bestimmen, jede seiner Unternehmungen auf alle mögliche Fälle berechnen, und planmäßig verfahren können. Er wird nie ungewiß seyn, was er nach einem gelungenen oder mißlungenen Versuche zu thun habe; er wird Schlachten verlieren, als ob er sie nicht verloren habe; einen ungeschickten Gegner wird er von einem Schlachtfelde auf das andere manövriren, indem er sich sagen kann: „was jener zu thun genöthiget seyn werde," wenn er dies oder jenes thue, und so wird er zum Herrn des Feldzugs sich machen. — Dieser Ueberblick ist sein strategisches Coup d'oeil.

*) Vielleicht ersetzte den meisten der franz. Generale, im Revolutionskriege, dieser feine Takt, dieser natürliche Mutterwitz und die den Franzosen eigenthümlichere Gewandheit des Kopfes, das, was diesen Neulingen im Kriege noch an Erfahrung und Kriegswissenschaft abgieng. Was ihnen von Natur gegeben ist, muß der schwerfälligere Deutsche methodice durch Wissenschaft ersetzen.

Strategisches Coup d'oeil hat der nicht, der es erst abwarten muß, was der Feind thue, um nun eiligst auch seine Maaßregeln zu nehmen. Er wird nur immer, wie der schlechte Fechter, auf eine ungeschickte Weise, die Stöße und Hiebe pariren, die er schon — bekommen hat; er wird gerade das thun, was der Gegner zu thun ihm nahe legt — gleichsam bei ihm bestellt — weil er es für sich vortheilhaft findet. Das Glück vird ihn vielleicht Schlachten gewinnen lassen, er wird ie aber nicht gewonnen haben, weil er sie entweder nicht im rechten Orte gewann, oder strategisch nicht zu benutzen vußte. — Wenn er das Ganze nicht mit einem Male ver-chüttet, wird er doch schwerlich „auf einen grünen Zweig ommen."

Zwei ungeschickte Feldherrn gegen einander vergießen nnützer Weise Menschenblut, und entkräften durch lange riege die Staaten; der ungeschickte gegen den habilen, ird, — wenn er auch weit mehr Hülfsmittel in den änden haben sollte, doch am Ende den Kürzern ziehn, eil er sie nicht zu gebrauchen weiß.

Hiermit ist aber auch zugleich ein Wink gegeben, wel-e Wissenschaften der Militair, welcher zum Feldherrn sich bilden gedenkt, hauptsächlich kultiviren müsse — hauptsächlich" sage ich — denn zu viel und zu man-erlei, sobald es der Gründlichkeit der Hauptwissen-aften nicht schadet, wird er nicht lernen können. Alle issenschaften greifen, wie das Räderwerk der Uhr, in-ander, eine unterstützt die andere; an jemehr der Soldat ne Kräfte geübt hat, die nicht unmittelbar in das Mili-rfach einschlagen, desto mehr Ausbeute wird er aus den litairischen Wissenschaften tragen.

Ein vorzüglich wichtiges Studium für ihn ist Geo-aphie.

Ich meine damit aber nicht ein solches geographisches udium, da man auswendig lernt: wie viel Häuser und

Einwohner diese und jene Stadt habe, — welches ihr schönstes Thor sei, — welche Raritäten das Rathhaus, welche Kuriositäten die Bibliothek aufzuweisen habe, — wie hoch der Kirchthurm in M. und der in N. sey u. s. w. sondern das: bei welchem man ganze Länder wie ein einziges großes Terrain für den Krieg, — die darinn sich vorfindenden Gegenstände militairisch betrachtet, und wobei man recht eigentlich darauf ausgeht, seinem im Kleinen geübten taktischen Coup d'oeil Ausdehnung und Umfang zu geben.

„Das Gewebe der Haupt- mit ihren Nebenflüssen — ihre Größe, die Beschaffenheit ihres Stroms und ihrer Ufer und wenigstens ihre Hauptübergänge; — Gebirge und ihre vorzüglichsten Pässe; — der Lauf der Landstraßen; — die Kommunikationsfähigkeit zwischen den einzelnen Provinzen; — ihre Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit; — die Entfernung und gegenseitige Lage der Städte und Festungen; — die Beschaffenheit des zwischen ihnen liegenden Landes, das Daseyn von Sümpfen und Morästen ꝛc." Das sind die Gegenstände, worauf der Militair seine Aufmerksamkeit richten muß.

Diese geographischen Kenntnisse erwirbt man sich, durch's Betrachten, ich möchte lieber sagen: Durchs Entziffern oder Anatomiren guter Landkarten, die man vor sich nimmt, und, unbekümmert um die unsichern politischen Gränzen einzelner Länder, den Lauf der Flüsse entweder aus den Gebirgen herab in die Ebene nach ihrem Ausfluß verfolgt, oder von ihrem Ausflusse nach ihren Quellen empor steigt, und so die Beschaffenheit des Landes nach dem Gebiete seiner Flüsse kennen zu lernen sucht.

Man erwirbt sie sich, durch Reisebeschreibungen, durch Topographien, und vorzüglich durch eigenes Reisen — wohl gemerkt! unter der Bedingung: daß man nicht, in einer bequemen Chaise wohl emballirt, von einer Station zur andern aus langer Weile schlafe, sondern mit warmen Interesse für das Geschäft, dem man sich widmet, die vor-

und

und zu den Seiten liegenden Flächen mit prüfendem Auge betrachtet, (das schon geübt seyn muß, Naturgegenstände aus einem militairischen Gesichtspunkte zu betrachten) — und —, daß man sich an den Orten seiner Ruhepunkte weniger um die Kasinos als um die Windmühlen der Gegend bekümmert, um von ihren Höhen herab, mit der Karte in der Hand sich militairisch zu orientiren.

Die Mineralien- und Insektensammler reiten auf allen ihren Wegen ihr Steckenpferd nebenher, ihr Auge späht nach allen Richtungen hin, sie lassen sich kleine Umwege nicht verdrießen und bringen manchen Schatz ihrer Liebhaberei mit nach Hause. Wie manchen militairischen Schatz, der einst seine reichlichen Interessen tragen könnte, würde der Officier mit nach Hause bringen, wenn er seine gelegentlichen Reisen für seinen Beruf nützen, oder kleinere und größere, hauptsächlich Fußreisen, deren sich heutiges Tages niemand zu schämen braucht, recht eigentlich „in seinem Berufe" machen wollte! Es hat bisher wohl weniger an Mitteln hierzu gefehlt, als — bei dem einen Theil, „an Eifer für den Beruf des Soldaten" — und bei dem andern: „an einer richtigen Ansicht und Kenntniß des Umfanges desselben."

Daß man, mit Eröffnung des Feldzugs, in der Geschwindigkeit Landkarten kaufe, und zu sich stecke — thut es nicht allein, man kauft die „nöthigen Kenntnisse" wenn sie nützen sollen — nicht zugleich mit! So viel Landkarten auch auf den verschiedenen Wegen aus Thüringen nach Magdeburg, nebst allerliebsten Portefeuillen gefunden wurden, so wenig kannte man die Beschaffenheit seiner Position an der Saale, während man von Feindes Seite, wie man sich erzählte, Thüringen und das Sächs. Erzgebirge den Sommer vorher hatte bereisen lassen.

Dies Mitnehmen der Karten geschieht auch von vielen blos der Form wegen, so wie man vor 15. 20. Jahren in ei-

nem gewissen Lande, auf landesherrliche Verordnung, ein Messer beisteckte, wenn man über Land gieng, um — die Gehangenen abzuschneiden, die man unterwegs treffe. Es wurde, wie sich's denken läßt, wenig Gebrauch davon gemacht, und viele hatten das Messer bei sich, konnten aber keinen Baum erklettern. —

Als eine wichtige Vorbereitung sich zum Strategen zu bilden, betrachte ich das Studium und die öftere Versinnlichung strategischer Grundsätze — mit andern Worten: „die fleißige Lektüre der — Bülowschen Schriften."

Ich weiß, daß mancher den Mund zum Lächeln verziehen wird — schadet aber nichts! Alles hat seine Gesetze die in der Natur der Sache selbst begründet sind, nach welchen sich das Rechte von dem Unrechten, das Wahre von dem Falschen, das Zweckmäßige vom Unzweckmäßigen scheidet. Der Mensch entdeckt sie nicht mit einem Male, sondern erst nach langen Erfahrungen. Wird sein Handeln in Anspruch genommen — eine Verfahrungsart von ihm verlangt, so behilft er sich, ungewiß und schwankend, mit einzelnen Erfahrungen, Maximen und Klugheitsregeln, den Goldkörnern, die einzelne Köpfe fanden, bis es einem genievollen Kopfe gelingt, in diesem regellosen Gemisch jedes nach seinem Range zu ordnen, viel und mancherlei Klugheitsregeln in einige Hauptregeln zu vereinigen, und das Ganze auf allgemein geltende Grundsätze zurückzuführen.

Diesen Gang nahm es mit allem menschlichen Wissen. Man häufte vorerst Erfahrungen, schied und ordnete sie allmählig; kam auf Grundsätze und machte aus einem ungewissen Wissen — eine Wissenschaft, die nun leichter gefaßt, und schneller bereichert und ausgebildet wurde, weil denkende Köpfe nun einen festern Boden hatten.

Den Versuch, die mancherlei Erfahrungen und Klugheitsregeln des Krieges auf allgemeingeltende Grundsätze zurückzuführen, hat Bülow in seinem „Geiste des neuern

Kriegs" zuerst gemacht, und schon der Versuch allein spricht für die Genialität dieses Kopfes, und hätte eine ehrenvollere Auszeichnung und dankbarere Aufnahme verdient, als ihm widerfahren ist.

Daß er Gegner fand — ist begreiflich. Einmal verließ ihn, im zu stolzen Gefühle des Werthes seiner Entdeckung, bei dem gefundenen Widerstande, die so nöthige Bescheidenheit — und dann — hätte er gar nichts Neues sagen müssen.

So wie dies erscheint — giebt es, und gab's von jeher eine Menge trockner stumpfer Köpfe, die es weder zu fassen noch zu würdigen wissen, und die es schon darum nicht leiden mögen, weil es neu ist; es giebt andere, die bei dem Alten — alt wurden, und es nunmehr zu bequem und zu behaglich finden, als daß sie es aufgeben sollten; da giebt es besonders einen Dünkel des Alters und des Ranges, am Gängelbande eines gedankenlosen Schlendrians, der jedes Neue ohne alle Prüfung und Würdigung, mit der Miene der Selbstgenügsamkeit und Ueberlegenheit belächelt — weil es von einem Jüngern — und Subordinirten kommt. Dies ist beim Militair hauptsächlich der Fall, wo auch der Verstand unter'm Subordinationsgesetze steht, und von jedem höhern Range, an dem niedern geradehin für unmündig erklärt wird! Das Tröstende ist, daß es mitten unter dem Geschrei dieser bei reifen Denkern und vorurtheilsfreien jungen Köpfen Eingang findet, von jenen einen durch Erfahrung modificirten, oft zu furchtsamen, von diesen einen enthusiastischen, oft zu raschen Beifall erhält.

Diese beiden Parteien sind es, die der Sache gemeinschaftlich nützen, indem jene die Auswüchse beschneiden, die einem genialischen Kopfe, durch neue Entdeckungen erhitzt — eigenthümlich und so natürlich sind, und diese, indem sie das Feuer ersetzen, was jenen abgeht und was nöthig ist, um es in Ausübung zu bringen; jene sind es, durch wel-

che jedes neue System die nöthigen Correctionen erhält und diese, durch welche es seinen Triumph feiert. Bülow's Schriften haben Anhänger dieser doppelten Art gefunden. Denker vom Metier haben ihnen den verdienten Beifall geschenkt, man braucht sich nicht mehr auf sein Urtheil allein zu verlassen, um sie künftigen Officieren als militairisches Handbuch zu empfehlen.

Mag auch die Anwendung, die er selbst von seinen Theorien macht, hier und da zu excentrisch und zu wenig von Erfahrung unterstützt seyn, so sind doch diese das Beste, (wie einem jeden, der noch nicht im Sauerteige alter Vorurtheile gelegen hat, das eigene Gefühl sagen wird —) was bisher in Form eines Lehrbuchs über den Krieg geschrieben worden ist, und ganz geeignet, in denen militairischen Geist — zu wecken, wo einer zu wecken ist.

Es versteht sich übrigens von selbst, daß man sie nicht ohne Landkarte lese*) und es leuchtet von selbst ein, daß

*) Man erleichtert sich den Gebrauch der Landkarte im Verfolg seines Raisonnements sehr, wenn man sich, um die Oerter zu bezeichnen, der Stecknadeln bedient, deren Spitzen man eckig feilte, um sie im Papier der Landkarte haltbarer zu machen, und deren Köpfe man mit Siegellack überzog. Verfertiget man sich derselben eine ziemliche Anzahl, mit schwarzen und mit rothen Köpfen, — um die streitenden Parteien; mit grössern Köpfen — um die Hauptkorps — mit kleinern — um die kleinern Korps — mit ganz kleinen Köpfen — um die Marschlinien ꝛc. zu bezeichnen, so setzt man sich in den Stand, besonders bei der Lektüre seiner „Lehrsätze des neuern Kriegs oder reine und angewandte Strategie, Berlin 1805." mit ihm zu manövriren, ohne den verdrießlichen Zeitverlust, auf der Karte die aus den Augen verlohrnen Orte wiederzusuchen — und hat den grossen Vortheil der sinnlichen Anschauung seines Raisonnements, ohne die Augen unaufhörlich und genau auf die Karte geheftet zu haben. Es übt das Auge in der Anwendung seiner Grund-

man wohl thun wird, sich mit seinen Ideen vertraut zu machen, ehe man andere militairische Schriften und Kriegsgeschichten liest.

Ein vorzüglich wichtiges, für den künftigen Feldherrn zu bearbeitendes Feld, welches ihn zum unermüdlichen Fleiß für seine höhere Bildung auffordert, ist: die Geschichte, genauer die Geschichte der Welthändel.

Sie ist die Bühne, auf der wir menschliche Leidenschaften unter mancherlei Form und Gestalt, mit so mancherlei Zwecken auftreten, und ihre Rollen mit so verschiedenem Erfolge spielen sehen, je nachdem die Mittel beschaffen waren, die sie zu Erreichung ihrer Zwecke gebrauchten.

Bei allen großen Begebenheiten treten glückliche und unglückliche Feldherrn auf, und wirken zur Entscheidung mit, der eine durch begangene Fehler, der andere durch kluge Benutzung der Umstände.

Man kann unmöglich diesem Schauspiele zusehen, so bald man nicht gedankenloser Zuschauer ist — ohne sein Auge zu schärfen, und jenen Blick in die Zukunft zu bilden — der oft für prophetische Gabe genommen — ohne im Handeln jene Gewandheit, Weltklugheit und jenen feinen Takt zu gewinnen, deren sicherer Erfolg oft nur dem bloßen Glücke zugeschrieben wird.

sätze, befestiget sie in uns auf dem Wege der Sinnlichkeit, und ist zugleich Uebung des geographischen Lokalgedächtnisses.

Vielleicht ließe sich hieraus ein strategisches Kriegsspiel machen, wenn zwei auf einer genauen Specialkarte mit Hülfe dieser Bezeichnungsart gegen einander manövrirten, auf Entfernungen und Beschaffenheit des Terrains genaue Rücksicht nähmen, allenfalls Schlachten durch Würfel entscheiden ließen, und gegenseitig das Vorrücken und Zurückziehen nach strategischen Grundsätzen und nach dem Vorrath geographischer Kenntnisse zu beurtheilen suchten — —? „Man muß nur Lust und Eifer für eine Sache haben!!"

Freilich muß diese Lektüre nicht bloßer Zeitvertreib seyn, man muß nicht lesen, um sich „das Denken zu ersparen" man muß lesen — um zu denken. Man muß die äußeren Umstände, den Geist der Zeit prüfen, unter deren Einfluß die Akteure verschiedener Zeiten handelten; man muß die Anlagen und Stützen ihrer Unternehmungen, ihre Verfahrungsart und die Mittel, deren sie sich bedienten, nach ihrem Werthe oder Unwerthe untersuchen — um zu sehen, was förderte und was hinderte —; man muß die Erfahrungen aus der eigenen Zeitgeschichte zu Hülfe nehmen, und Vergleiche zwischen den verschiedenen Perioden und handelnden Personen anstellen — nur so wird es nützen!

Mit „Sapienti sat" kann ich diese Bemerkungen und Winke für militairische Bildung schließen, sie werden — verschiedene Leser finden.

Viele werden sie lesen, und wenig oder nichts dabei zu denken finden, nichts daraus für sich zu machen wissen — für diese waren sie auch nicht geschrieben. Ich hadre nicht mit ihnen. Viele werden sie mit der Bemerkung weglegen: „Da hätte man viel zu thun, das ist viel zu weitläuftig und umständlich!" — Diese in ihrer Tendenz: „als Soldaten sich blos zu amüsiren" — stören wollen, würde kein Gewinn für die Kultur militairischer Wissenschaften seyn, wie sie selbst beim Militair etwas sehr entbehrliches und überflüssiges sind.

Vielleicht liest sie ein und der andere junge Mann, mit warmen, regen Eifer für seinen Beruf — (ein solcher gab die Veranlassung dazu —) und ihn durch die eine oder andere Wahrheit auf richtigen Weg geleitet und seinen Eifer unterstützt zu haben — ist ein großer Gewinn!

Vielleicht liest sie ein wissenschaftlich gebildeter, denkender Officier, von Erfahrung — und findet ein und das andere Gute darin — aber auch manches Mangelhafte — den bitte ich, das Gute unter dem Mangelhaften nicht ersticken zu lassen, es — besser zu machen! Er selbst wird die Wahrheit des Ausspruchs fühlen:

„Es thut noth, daß für militairische Bildung etwas gethan werde!"

Befindet sich eine neue preußische Landesuniversität vortheilhafter in Berlin oder in Potsdam?

Es ist ein unverkennbar weiser Gedanke, bei der neuen geographischen Lage der preußischen Lande in Frankfurt an der Oder wiederum eine Freimesse anzuordnen und dagegen die dortige Universität, nach einer anderen Stadt, mehr in die Mitte des Landes zu verlegen, welcher dadurch neue Nahrung und neues Leben verschafft würde. Das Gerücht hat dazu Berlin oder Potsdam bestimmt. Es sind bereits mehrere Untersuchungen darüber erschienen, in wie fern die Einrichtung einer Universität in Berlin zweckmäßig und wünschenswerth sei oder nicht. Keine derselben hat mir ganz genügt. Mich dünkt, man ist zu sehr bei außerwesentlichen und zufälligen Verhältnissen stehen geblieben, ohne in die Natur und den Zweck der Universitäten, als Bildungsan-

stalten künftiger Staatsdiener einzugehen. Ich werde daher ganz von dem bereits Gesagten abstrahiren und Ihnen meine eignen Gedanken vorlegen.

Zuförderst halte ich es für ausgemacht, daß ganz kleine Orte, welche das gedrängte Beisammenwohnen der Studenten und die Abhängigkeit der Einwohner von denselben, als der einzigen bestehenden Nahrungsquelle, zur unvermeidlichen Folge haben, sich nicht für Universtäten eignen. Wer Jena, ungeachtet vieler andern Vorzüge, in dieser Hinsicht betrachtet, wird diese Behauptung für a posteriori bewiesen zugestehen. Aber darum ist gerade nicht das Extrem, die allgrößte Stadt des Landes, die Hauptstadt der schicklichste Ort für dieses Institut. Die erheblichsten Vortheile, welche man dafür angegeben hat, sind

1) die Menge der Erwerbquellen, welche die ärmeren Studenten hier finden. Aber eben weil arme Studirende den größten Theil ihrer akademischen Jahre solchen Erwerbsquellen widmen und ihren Studien entziehen müssen, weil sie den Geist der Abhängigkeit und der Speculation nach Erwerb früh in ihre Natur auf das ganze Leben einsaugen müssen, und weil endlich nach Verlauf der akademischen Jahre sich in den meisten Fächern der arme junge Mann nicht sogleich in der Lage befindet, seinen Unterhalt sich selbst zu verdienen; eben darum ist es heilsam und vernünftig, daß der Staat die ärmere Klasse seiner Einwohner in der Regel von den akademischen Studien ausschließe und nur die ausgezeichneten Köpfe in derselben in so weit zulasse, als er durch Stipendien für deren Unterhalt gesorgt hat.

2) Der zweite angebliche Vortheil ist die bessere Ausbildung des äußeren Menschen, die Verfeinerung seiner Sitten und seines Betragens. Wir werden hernach auf dies Kapitel unter einer ganz andern Rubrik wie-

der kommen, hier nur die Bemerkung, daß nach der täglichen Erfahrung selbst auf denjenigen Akademien, wo den feinen Ton zu erlernen, hinlängliche Gelegenheit ist, wie z. B. zu Leipzig, Wien, Breslau, derjenige, der ihn nicht hinbrachte, und eben darum, und wegen der gewöhnlich damit verknüpften Dürftigkeit zu den Gesellschaften keinen Zutritt fand, ihn auch dort in der Regel nicht erlernte, und daß von diesen wenigen Ausnahmen der bei weitem größere Theil die niedrigsten Schmeichler, die verächtlichsten Speichellecker waren. Im Gegentheile hat der junge Mann von Erziehung und Bildung, auch auf den Universitäten, wo die Burschicosität zu Hause war, wie in Halle, Wittenberg oder Jena, diese nach den akademischen Jahren in ihrem grellen, unangenehmen Lichte nicht mehr blicken lassen, wohl aber von dort einen Anstrich von Männlichkeit, Festigkeit und eigner Achtung mitgebracht, der jeden Staatsdiener ziert. — Gute Sitten, noch mehr Feinheit im Umgange, lernen und verlernen sich nicht in zwei bis drei Jahren.

3) Der letzte erhebliche Vortheil sind die Sammlungen von Instrumenten, Apparaten, Kabinetten, die Bibliotheken und alle ähnlichen Hülfsmittel zum Studieren, besonders aber die Gelegenheit zu anatomischen und klinischen Uebungen der Mediziner. Was diese letzteren anbetrifft, so hätte ich gar nichts dagegen, wenn die zu ihrem Unterrichte bestimmte Fakultät von den Universitäten getrennt, und eben so, wie für die Architekten, eine besondre Akademie in Berlin etablirt würde. Denn der künftige Arzt ist nur in sehr wenigen Voraussetzungen im Dienste des Staats und auf ihn haben daher alle die Nachtheile keinen Bezug, von denen ich sogleich reden werde. Dennoch hatte die bisherige Einrichtung des medizinischen Studiums man-

ches sehr Gute. Es wurde dadurch der Einseitigkeit und das Schwören in verba magistri verhütet und eine zwiefache Prüfungsinstanz eingeführt, von der nur zu wünschen gewesen wäre, daß sowohl bei der Fakultät als beim Cursiren mehr daran gedacht würde, daß die Examinatoren, welche einen unwissenden Menschen durchlassen, per indirectum eine nicht kleine Anzahl von Menschenmorden auf ihre Seele laden.

Bei der Würdigung des so eben gerühmten Vortheiles der Verlegung der Universität nach Berlin, muß man aber nicht vergessen, daß die Studiosi auf den Akademien noch keine Gelehrten werden, daß sie dort bloß eine Anleitung zum Studieren erhalten und sich die ersten Rudimente ihrer Wissenschaft zu eigen machen sollen, daß es dazu sogar vieler Hülfsmittel nicht bedürfe und daß die nothwendigen fast auf jeder Universität anzutreffen sind. In Ansehung der Bildung der Studenten ist also dieser Vortheil auch größtentheils nur imaginär. Wichtiger wird er, wenn man ihn in Beziehung auf die Professoren setzt. In der Regel, und wenn man wiederum die Medizin ausnimmt, bei welcher jedoch auch noch zu entscheiden ist, ob es nicht gut sei, daß auf Universitäten die Lehrlinge in der reinen Theorie und in den Normalregeln, hernach aber beim Cursus in der Praxis und den Anomalien eingeweiht werden, in welchem Falle es selbst in dieser Fakultät für die Professoren so vieler Hülfsmittel nicht bedürfte: in der Regel ist jede Universität nicht so ganz arm an Büchern, Instrumenten und Sammlungen; die Bibliothek in Berlin würde auch im Fache der Jurisprudenz, der Chemie, der Alterthümer rc. keine so sonderliche Ausbeute geben; und endlich sind Einrichtungen, durch welche den Bedürfnissen einer Universität in diesem Stücke abgeholfen wird, nicht sogar schwierig. Ein Schatz, aus welchem nie ausgegeben, wohl aber all-

jährlich, wenn auch nicht so gar viel, eingenommen wird, muß bedeutend werden.

Wir haben auch gesehen, daß unsre akademischen Professoren sich recht gut, theils durch eigne Bibliotheken und Sammlungen, theils durch Kommunikation rarer und wichtiger Werke zu helfen gewußt haben und es leidet keinen Zweifel, daß man ein in seiner eignen Bibliothek stehendes Buch besser benutzt, als ein nur auf gewisse Zeit aus einer öffentlichen Sammlung geliehenes. Unbedenklich würden aber die Herren Professoren weniger nöthig haben, hierauf Etwas zu verwenden; sie würden in Berlin augenscheinlich einen angenehmeren Aufenthalt haben; sie würden näher an der Quelle von Belohnungen und Beförderungen seyn und auf mancherlei Weise auch Gelegenheit zu Nebenverdiensten finden. Um deswillen interessiren sich wahrscheinlich viele von ihnen für eine Verlegung der Universität nach Berlin. Akademien existiren aber nicht um der Professoren, sondern diese nur um der Studenten willen. Was diesen nutzt und frommt, was sie zu tauglichen Staatsdienern macht, darauf kommt es an.

Man ist seit einigen Jahren von der übertrieben liberalen Erziehungsmethode, welche den eben so verderblichen Schuldespotismus verdrängte, zurückgekommen, nach welcher der Mensch von klein auf als ein rein vernünftiges Wesen behandelt, nur durch moralische Bewegungsgründe geleitet und eben darum aller und jeder physische Zwang verbannt wurde. Man hat noch gerade eingesehen, daß auch hier die Mittelstraße die goldne sei, daß nur wenig Menschen in jedem Alter so vernünftig sind, um alles Zwanges überhoben zu seyn, und daß, wenn in der frühern Jugend die höhern Seelenkräfte noch unausgebildeter, dagegen die Leidenschaften und sinnlichen Triebe noch lebhafter und die Bedachtsamkeit noch ungeübter ist, es nothwendig sei, in diesem menschlichen Alter die Aufsicht und auf der andern Seite den

Gehorsam zu verdoppeln. Sonach ist auf allen Schulen, mit sehr geringer Ausnahme, selbst in den höhern Klassen, der Schüler kein bürgerlich freier Mensch, sondern in allen Rücksichten der Leitung, Anordnung und den Befehlen seiner Lehrer unterworfen. Dieser Zustand dauert bei denjenigen jungen Leuten, welche sich der Handlung und überhaupt dem Nahrungsstande widmen, während der Zeit ihrer Lehrjahre fort und sie erlangen ihre bürgerliche Freiheit nur nach einer Zwischenzeit des Gesellenstandes.

Diejenigen Schüler dagegen, welche sich den Studien in der Regel als Mittel zu künftigen Staatsämtern widmen, beziehen die Universität. Es wäre eine Absurdität, wenn Staatsbeamte, welche über die Ausübung der Freiheit der übrigen Bürger wachen und die für diesen Zweck gegebnen Regeln in Anwendung bringen sollen, derselben Freiheit nicht in vollem Maaße genössen. Als Studenten treten die jungen Leute daher in einen Zustand des Ueberganges von der nothwendigen Einschränkung der Schuljugend zu der vollen Freiheit des Bürgers. Soll daher zwischen den eben genannten beiden, so sehr entgegengesetzten Ständen kein Sprung im menschlichen Leben statt finden, sollen die nachtheiligen Folgen jedes Sprunges vermieden und der Zustand des Ueberganges von einem zum andern statt finden; so erhellet, daß für die Studenten ganz eigenthümliche Gesetze und Einrichtungen eintreten, daß sie weder wie Schüler behandelt, noch wie freie Bürger angesehen werden müssen, daß man ihnen ihre Freiheit geben und ihnen überlassen müsse, sich selbst zu regieren, um die Freiheit gebrauchen zu lernen und daß man ihnen in diesem Gebrauche nur dann Fesseln anlegen müsse, wenn sie sich selbst unersetzlichen Schaden zuzufügen oder Andern Kränkungen anzuthun vorhaben, daß aber dann auch ihre Obrigkeit nicht bloß richterlich nach dem Buchstaben des Gesetzes, sondern väterlich nach den vorkommenden in-

dividuellen Umständen und ihrer besten Ueberzeugung urtheilen, strafen, rathen und auf den rechten Weg führen müsse. Diese beiden zuletzt genannten Bedingungen unterscheiden charakteristisch die akademische Obrigkeit von der bürgerlichen. Unsre Voraltern mochten dieses Verhältniß sich vielleicht nicht so deutlich in Worten darlegen und entwickeln können, aber ihre gesunde Vernunft fühlte es kräftig und indem dazumal Universitäten ein Bedürfniß der Staaten zu werden anfingen, wurden sie so eingerichtet, wie es ihre Natur erheischte und wie sie den Erwartungen, die man sich machte, entsprechen konnten. Wir sehen die akademischen Bürger von der Civilobrigkeit ausgenommen und ihrer eignen angemeßnen unterworfen; wir sehen dieser keine ängstlichen, scharf bestimmten und formellen Gesetze vorgeschrieben, sondern besonders alle Disciplinarsachen der väterlichen Beurtheilung der Männer überlassen, welche zugleich Lehrer und Erzieher dieser männlichen Jugend sind; wir sehen die höchste Würde unter diesen Lehrern wechseln, um diesen Charakter derselben stets zu erhalten; wir sehen diese jungen Leute sich selbst überlassen, ihre eigne Vernunft und ihren Willen übend und nur eingeschränkt, wenn ihre Freiheit in Zügellosigkeit oder Brutalität auszuarten droht. Unsre weisen Voraltern wollten lieber, daß die muthwillige Jugend einmal einem Professor die Fenster einwerfen könne, als daß sie sie ans Gängelband legten und das Feuer des Geistes unterdrückten, ohne welches im Treibhause des Verstandes, noch mehr aber des Charakters weder Ananas noch Orangen reifen können. Aber heut zu Tage fahren wir beim Geklirre einer Fensterscheibe zusammen, und beim Klange der Rapiere überläuft uns ein kalter Schauer: dafür fallen wir auch in Ohnmacht, wenn Kanonen donnern, und die Zeichen der Zeit enthalten wahrlich keine Apologie unsers Geistes und Charakters.

Hierin liegt der erste Grund, warum an einem großen Orte keine Universität angelegt werden darf. Soll die studierende Jugend bis auf den Punkt des schädlichen Mißbrauchs ihrer Freiheit sich selbst überlassen werden, so muß sie überall unter Augen leben und sich der Aufsicht nicht entziehen können. Dies ist in einer sehr großen Stadt unmöglich; überdem ist in einer solchen die Einrichtung einer genauen und guten Polizei ohnehin so schwierig, daß eine Exemtion irgend eines Theiles der Einwohner von den allgemeinen Regeln sie, wo nicht ganz vereiteln, doch ungemein erschweren würde.

Aber diese akademische Freiheit hat noch einen andern Umfang und einen andern äußerst wichtigen Einfluß auf das gesammte Wohl des Staats. Möge sie immerhin von einigen unüberlegten Jünglingen gemißbraucht oder von so manchem Gelehrten mißverstanden werden, der eben darum, weil er zur Erwerbung seiner Gelehrsamkeit die Studierstube selten verlassen konnte, das menschliche Herz sehr wenig kennt; dies Wort hat einen sehr tiefen praktischen Sinn. Die akademische Freiheit besteht einmal in der schon betrachteten geringen Willensbeschränkung der akademischen Bürger; und sodann in der Unabhängigkeit derselben von allen übrigen Einwohnern des Orts und in der Bildung eines eignen Standes, dessen Glieder unter sich von Natur für völlig gleich angesehen werden. Dieses letztere Verhältniß ist wo möglich noch wichtiger als das erstere; es hat den bedeutensten und wirksamsten Einfluß auf die Denkungsart und Charakterfestigkeit der künftigen Staatsdiener. Der junge Mann, der die Universität bezieht, und sich hier einem Stande widmet, steht zugleich in den Jahren der Ausbildung seines Charakters, in den Jahren, wo dieser sich befestiget und eine Richtung annimmt, die hiernächst fürs ganze Leben fortwirkt. Beide, Studium und Charakterbildung gehen mit gleichen Schritten fort, beide sind von gegenseiti-

gem Einfluß, jedes wird durch das andre bestimmt. In dieser Bildungsepoche ist jeder äußere Umstand, jedes Verhältniß in dem wir leben, jede Einwirkung von Folgen, welche dem Menschenkenner nicht entgehen.

Nun lassen Sie uns einmal zwei verschiedne Akademien denken. Auf der erstern leben die Studenten in der Regel nur unter sich, sie haben keine Rücksicht, keine Scheu vor irgend einem andern Menschen, die für sie gleich wichtig und unwichtig sind; sie dünken sich unabhängig wie Könige; sie leben nur ihrem Studio oder einigen rauschenden Freuden, die nicht lange dauern; sie kennen unter sich keine Verschiedenheit, als die Achtung, welche sie dem Verstande, dem Muthe und der Rechtlichkeit zollen müssen und der Bauerssohn, der diese Eigenschaften besitzt, gilt ihnen mehr, als der Graf, der hinter ihm zurücktritt. Auf der zweiten Akademie sind die jungen Studierenden mit den andern Ständen des bürgerlichen Lebens vermengt, sie müssen die Verschiedenheit derselben berücksichtigen und sich daran gewöhnen, nach diesem verschiednen Gesichtspunkte ihre Handlungsweise gegen dieselbe einzurichten; sie haben Eintritt in Familienzirkel, welche sie oft besuchen müssen, um nicht darinn fremd zu werden; eine unzählbare Menge der verschiedensten Vergnügungen locken sie überdem an; sie machen die tägliche Erfahrung, daß sie unbedeutende Menschen sind, die erst durch Berücksichtigung Andrer zu Etwas kommen können und daß es gerathen sei, sich so bald als möglich denjenigen, von denen ihr künftiges Fortkommen abhängt, von der gefälligsten und insinuantesten Seite zu zeigen; sie kennen unter sich selbst keinen andern Maaßstab der Achtung, als den Standpunkt den ein jeder nach bald geendigten Universitätsjahren in der bürgerlichen Gesellschaft einzunehmen durch Geburt berufen ist; der junge Theologe versäumt nicht sich dem künftigen Patrone mehrerer Pfarrstellen zu empfehlen und der junge Jurist sich bei dem Sohne des hochgebie-

tenden Herrn Ministers einzuschmeicheln; dieser und der junge Graf leben hier in dem Weihrauche fort, den ihnen im väterlichen Hause der Sekretär und der Kammerdiener streuten, sie traten zum Geschäftsleben über, ohne je in dem Gedanken gestört worden zu seyn, daß sie wichtigere Menschen sind als andre und daß Geburt über den Werth eines Mannes mehr entscheide als innere achtungswerthe Eigenschaften. *) — — —

Was meinen Sie nun wohl, welche von diesen beiden Universitäten wird die besten Geschäftsmänner liefern? welcher Staat wird am besten verwaltet werden, der dem die erstere, oder der dem die andre seine Beamten liefert? Meinen Sie nicht, daß der Charakter der Zöglinge beider unendlich verschieden seyn müsse, und daß dieser Charakter, zu dem dort der Grund gelegt wurde, sich hernach im bürgerlichen und Geschäftsleben treu bleibt?

Während die jungen Männer, die von der erstern Akademie kommen, aus sich Etwas machen und eine unbefangne Ansicht aller Dinge, eine tiefe Achtung für reelle Verdienste und für das wahrhaft Achtbare, eine Festigkeit des Charakters, eine Bestimmtheit des Ausdruckes, eine Freimüthigkeit im Urtheile, eine Beharrlichkeit in dem, was sie für recht und gut erkannten, die durch keine Rücksichten, durch keine Verhältnisse motivirt werden wird, Eigenschaften, welche jedem Mann vom Werth, besonders aber dem Geschäftsmanne unentbehrlich sind, in ihren Aemtern und Geschäften zeigen werden; anstatt dessen werden die Zöglinge der zweiten ihre Urtheile nach den jedesmaligen äußeren Verhältnissen einrichten, sie werden gewohnt seyn, Geburt, Rang, Reichthum und Connectionen als die achtungswerthesten Güter und als die Bedingungen der Beförderung und

Schätzung

*) Garve, der das menschliche Herz bis in die feinsten Falten studiert hat und kennt, fällt dasselbe Urtheil.

Schätzung zu betrachten; sie werden ihre Meinung weislich zurückhalten, bis sie entdeckt haben, durch welche Parthie sie sich am gefälligsten machen können, oder wenn dieß gar nicht angeht, so werden sie gegen Höhere immer nur unmaßgeblich sprechen; desto imponirender werden sie oft unter dem täuschendsten Scheine herablassender Bescheidenheit gegen Untergebene oder Geringere reden und gewiß seyn, durch ihr Ansehn das Urtheil derselben zu bestimmen oder wohl gar umzustimmen. Fürchten Sie dabei nicht, daß die ersteren sich über die Regeln der gesellschaftlichen und bürgerlichen Ordnung und der Subordination wegsezzen werden; diese Regeln sprechen die Vernunft so sehr an, daß der vernünftige Mensch sich von ihrer Nützlichkeit und Nothwendigkeit am leichtesten überzeugt und sich eben darum ihnen am willigsten unterwirft. Es versteht sich von selbst, daß es von beiden Theilen viele und mancherley Ausnahmen geben wird; aber die bei weitem größere Anzahl wird obige Behauptungen in der Erfahrung bestätigen.

Ein aufmerksamer Beobachter wird in Preußen sehr gut die Geschäftsmänner unterscheiden können, welche in Halle und Frankfurt oder in Königsberg, und in Sachsen diejenigen, welche in Jena und Wittenberg oder in Leipzig studirten; er wird nicht oft irren. Ja, in ganzen Ländern unterscheidet sich nach der Verschiedenheit der Landesuniversitäten der Geist, der in den Geschäften und unter den Geschäftsleuten vorschmeckt. In Preußen studierte bisher der größte Theil der Beamten in Halle; im Lande N. N. hingegen in L., und man kann die Wirkungen nicht verkennen, welche der verschiedene Karakter beider Universitäten im bürgerlichen Leben erzeugt. Der preußische Referendarius schätzt sich selber nach der Censur, die er im Examen davon zu tragen, sich fähig zeigt; hiernach verlangt er von seinen Vorgesetzten geachtet und be-

fördert zu werden, und erhebt nicht selten höhern Ortes-Klagen, wenn man einmal andre Rücksichten eintreten läßt. In N. N. rückt der junge Adliche sofort in angesehene Posten, während der Bürgerliche durchaus Advokat werden muß; von der Gunst seiner Vorgesetzten hängt es lediglich ab, ob der letztere eine fixirte Stelle erhalten wird oder nicht, und das einzige Mittel, dazu zu gelangen, ist ihm die Erwerbung der persönlichen Zuneigung der Mächtigern. Es kommt ihm nicht in den Sinn, darin etwas Unnatürliches und äußerst Drückendes zu finden, daß sein unwissenderer Coaetaneus in kurzem sein hoher Oberer ist. In Preußen kümmert sich im Durchschnitte der Officiant, der seine Schuldigkeit thut, zumal wenn er nicht ehrgeizig ist, nicht sonderlich um die Gunst seiner Vorgesetzten; ein Minister kommt in Geschäften an einen Ort, und wer nicht unmittelbar mit ihm zu thun hat, erfährt es kaum; man weiß sehr genau die Ehrerbietung und Unterwürfigkeit gegen das Amt und den Stand eines Mannes von der Achtung wegen seiner persönlichen Eigenschaften zu unterscheiden, und urtheilt über die letztern unverhohlen und freymüthig. In N. N. wird man nicht wagen, sein Urtheil über einen Mächtigern laut auszusprechen, man lobe denn; die persönliche Achtung ist immer mit der Amtsehrerbietung vermengt und steigt und fällt nach dieser. Ein Geheimer-Rath, der aus der Hauptstadt in eine Provinzialstadt kommt, und sey es auch nur auf der Durchreise, setzt alle diejenigen außer Athem, welche in irgend einer Beziehung mit ihm stehen, und, was das Auffallendste ist, der fremde Mann hält diese Aufmerksamkeiten kaum des Dankes werth, er heischt sie, als etwas, das zu erweisen ihm gebührt. Beim Kammergerichte in Berlin existirt noch eine adliche Bank, und bei den meisten Regierungen in N. N. auch. Dort sieht man es als eine Antiquität an, welche förmlich

abzuschaffen zu geringfügig ist, und man wird im Collegio keinen Unterschied zwischen dem adlichen und bürgerlichen Rathe antreffen. Dagegen tritt in N. N. der 50jährige bürgerliche Rath, denn vor diesem Alter kommt Niemand zu der Würde *), ehrerbietig vor dem jungen adlichen Rathe zurück, der so eben von der Akademie gekommen war.

Beschuldigen Sie mich nicht, mein Freund, daß ich die Farben zu grell auftrage. Ich könnte Ihnen zu jeder Behauptung Belege geben und füglich noch einige kontrastirendere Verschiedenheiten aufstellen, wenn ich nicht lieber zu wenig, als zu viel sagen möchte. Mit einem Worte, der Karakter der Geschäftsleute in Preußen und N. N. unterscheidet sich wie die Etiquetten auf den Berichten in beiden Ländern, **) wie die Roben an den Courtagen am Hofe beider Länder, wie der Studententon in Halle und L. Daß es Ausnahmen, und sehr viele Ausnahmen gebe, versteht sich ohne meine Erinnerung, und ich muß zur Ehre des Landes N. N. hinzufügen, daß ich dort weit weniger Ignoranten getroffen habe, als in Preußen; daß in den höhern Klassen der Staatsdiener jener ängstlich-steife Ton wegfällt und eine edle Freimüthigkeit und Humanität dessen Stelle einnimmt; daß die kleinen, besonders städtischen Bedienungen meistentheils besser verwaltet werden; daß überhaupt mehr Ernst und Würde bei der Geschäftsführung auch im Aeußern sichtbar ist und wohl oft auf das Innere der Geschäfte zurückwirkt, und vorzüglich daß man auf Nettigkeit bei allen Dingen viel hält, daher man keinen Kanzellisten trifft, der nicht vorzüglich schriebe.

Ich hoffe, mein Freund, Sie sind mit mir darin einig,

*) Ganz unrichtig! Jetzt sehr oft. Note d. Red.

**) Im erstern Lande Au Roi, im letztern: Dem Allerdurchlauchtigsten Großmächtigsten Fürsten und Herrn, Herrn N. N. Könige von N. N. ꝛc. meinem allergnädigsten Herrn.

daß in der Bildungsperiode der künftigen Staatsbeamten auf Universitäten eine Vermengung derselben mit den übrigen Ständen der Einwohner höchst gefährlich sey, und bald sehr nachtheilig auf die ganze Nation wirken müsse. Diese Vermengung ist unvermeidbar, so bald die Universität an einen Ort verlegt wird, der so groß ist, daß sich die Anzahl der Studenten darin verliert, oder welcher soviel andere Nahrungszweige hat, daß er auch den von der Universität ziehenden Gewinn nicht sehr achten darf. Noch weit schlimmer, wenn diese Stadt zugleich die Residenz des Hofes, der Sitz des Ministeriums und der obersten Landesbehörden ist. Der Geist der Kabale, der Gleisnerey, der Empfehlung muß dann noch ungleich allgemeiner und ein männlich fester, entschlossener Sinn noch weit seltner werden. Noch mehr, wenn es gewiß ist, daß eine gute Besetzung der Staatsämter nur durch Genauigkeit und Unpartheilichkeit bei den anzustellenden Prüfungen möglich gemacht wird, so können wir annehmen, daß die meisten Posten künftig schlechter besetzt seyn werden, wenn die Universität nach Berlin kommt. Die jungen Leute werden nicht ermangeln, sich alle Mühe zu geben, die persönliche Bekanntschaft ihrer Examinatoren zu machen, in ihrem Hause Zutritt zu finden, sich mit denselben in irgend eine Beziehung zu setzen, und die Aeltern und Freunde derselben werden sie dabei mit allen Kräften unterstützen. Ist aber diese Voraussetzung wahr, und ist es zugleich unläugbar, daß das Examen eines wohlbekannten und befreundeten Menschen schwerlich so scharf seyn wird, als die Prüfung eines ganz unbekannten: so ergiebt sich das Resultat von selbst. Gewiß, mein Freund, unser Kammergericht in Berlin ist der achtungswertheste Gerichtshof und sein Ruf durch ehrebringende Thaten erworben; aber eben so gewiß ist es, daß wenn es erst aus lauter Männern bestehen wird, die in Berlin studirt haben,

dann werden wir nicht mehr erleben, daß es lieber seine Stellen aufgiebt, ehe es einem Kabinetsbefehle gehorcht, wie bei der Krebsmüllergeschichte, noch daß sich die Mitglieder, wie bei der berüchtigten Zopfpredigersache, auf den Fall, daß ihnen etwas Aehnliches begegnen sollte, verbinden werden, ihr Privatvermögen zur Erhaltung der ärmeren Kollegen zusammenzuwerfen *).

Noch einen Grund habe ich, der mich von dem Gedanken der Errichtung einer Universität in Berlin zurückstößt. In den Statuten der Universität Halle befindet sich das Gesetz: daß in und eine Meile um der Stadt keine Schauspieler debütiren sollen, und man hat auf die Befolgung dieses Gesetzes sehr gehalten. Zwar ziehen dafür die Studenten im Sommer nicht selten nach Lauchstädt, so wie von Jena aus nach Weimar. Aber dennoch ist dieß für den Einzelnen immer nur etwas Seltenes und eine Ausnahme von der gewöhnlichen Lebensweise, und die wenigen, welche diese Vergnügungen mit vollen Zügen ausschlürfen, würden sich Zeitvertreib und Freuden suchen, auch wenn in Lauchstädt und Weimar kein Schauspiel wäre. Wie ganz anders wäre es, wenn in Jena und Halle selbst gespielt würde; dann wäre täglicher Reiz vorhanden, und dieser um so einladender, je leichter die Befriedigung wäre; der Sinn für Zerstreuungen und Vergnügen, der in diesem Alter ohnehin lebhaft genug ist, würde nicht wenig geweckt werden und bald mehrere und mannichfaltigere Nahrung suchen, statt daß er durch eine Ausflucht nach Lauchstädt und Weimar *gesättiget* und auf eine Zeitlang eingeschläfert wird. Wer nicht genug Psycholog ist, um sich davon ohne Anschauung zu überzeugen, der reise nach Frankfurt, Leipzig oder Königsberg und thue die Augen auf. Um

*) Die Namen dieser Männer sollten mit goldnen Buchstaben in die Jahrbücher des Landes geschrieben werden.

wie viel mannichfaltiger und reizender sind nun die Vergnügungen und Ergötzlichkeiten, welche eine Stadt wie Berlin darbietet, wenn ich auch die gefährlichen, für die Jugend jedoch so anziehenden, Genüsse ganz übergehe; wie sehr muß das Verlangen nach denselben angefacht und der Geist für trocknere, ermüdende, und besonders bei den Anfangsgründen unbefriedigende Beschäftigungen abgespannt und davon abgezogen werden. Die reinsten, unschuldigsten Freuden haben diesen Nachtheil unausbleiblich auf junge Gemüther, und unter diesen keine mehr, als der Genuß gesellschaftlicher Zirkel wegen des Zeitaufwandes, welchen er erfordert und ohne welchen er nicht bestehen kann.

Sehen Sie, Berlin, eine Haupt- und Residenzstadt, kann dieser Gelegenheiten der mannichfaltigsten Freuden nicht entbehren; sie muß der Sitz des Hofes und der Aufenthalt der wichtigsten Staatsbedienten seyn; in ihrem Leben und Getümmel werden 1000 Studenten ein unbemerktes Häufchen, das entweder einer Schuldisciplin unterworfen, oder mit den übrigen Einwohnern und Staatsbürgern auf gleichen Fuß behandelt werden muß, oder unter gar keiner Aufsicht stehen kann, ein Dilemma, dessen Glieder alle gleich nachtheilig sind; hier kann die edle Blüthe: akademische Freiheit, die, wenn sie hohl ist, abfällt, wie bei den Kirschbäumen, ohne welche aber die schöne Frucht der Gradheit, Festheit und Freimüthigkeit des Karakters unter den Staatsdienern nicht ansetzen kann, hier kann sie nicht aufkeimen. Aber Potsdam ist der Ort, der dazu geschaffen ist; er ist bedeutend genug, um eine ansehnliche Universität zu fassen; er hat wenig andere beträchtliche Nahrung; er ist nicht der Sitz eines Dikasteriums, und die Residenz des Hofes, der ohnehin nur wenige Wochen dort verweilte, wird ohne Unbequemlichkeit von dort weggenommen werden können, wodurch noch ein andrer Vortheil erreicht würde. Ueberdem hat keine

Stadt in der Monarchie verhältnißmäßig so viel gelitten, als Potsdam, und während Berlin eine Menge andrer Quellen zur Wiederbelebung seines Flores hat, zumal wenn eine Repräsentantschaft der Nation eingeführt werden sollte, ist die Verlegung der Landesuniversität nach Potsdam das einzige Mittel, diesem schönen Denkmale Friedrichs wieder aufzuhelfen. Sollte sein Geist, der dort mehr, als irgend wo, weht, des Landes bessre Söhne nicht mächtig begeistern?

Ueber die Erscheinung der Engländer vor Konstantinopel im Jahr 1807.

Wer, wie Sie, in seiner beneidenswerthen ländlichen Abgeschiedenheit, an den Begebenheiten der Welt, keinen lebhaften Antheil zu nehmen pflegt, als den sich die auf dem Mond im Lichtkreise vorübergeführten Gestalten einer Zauberlaterne ebenfalls von ihm versprechen dürfen, läßt sich, der Bequemlichkeit wegen, in seinem Urtheil über entfernte Vorfälle, bei denen die Lokalität in Anschlag kommt, gewöhnlich von Männern leiten, die durch Stand, Geschäft, Verhältniß, wenigstens von weitem, eine gute Meinung von ihrer Einsicht erregen. Er wird um so geneigter seyn, ihren Ausspruch als gediegen anzunehmen, da Worte in der Regel ihre Sanktion, ihr Gewicht, mehr der äußerlichen Bedeutung ihrer Urheber, als ihrem innern Gehalte zu verdanken haben.

Sie, lieber Freund, sind zu weise, da Ihnen, wie dem Verfasser des neuen Leviathan's in der Vorrede ebenfalls von sich rühmen zu dürfen so glücklich ist, alle Leidenschaften fremd geworden sind," um Ihre

Seele von irgend einer Partheilichkeit befangen zu las-sen. Ihnen ist alles gerade so recht, wie es eben kommt, am politischen Strame werden Sie nicht Ruder, und die Schicksale der Völker sind Ihnen um so gleichgül-tiger, je weniger Sie wegen Ihres eignen bekümmert sind, dessen Richtung Sie ganz ruhig dem Himmel überlassen, ohne seine Sterne mit ungeduldiger Neu-gierde um den Ausgang zu befragen. Das Unglück verdoppeln Sie Sich nicht durch die Furcht davor, wie Sie das Aufjauchzen beim Anbrechen freudiger Stun-den auch nur für ein Vorrecht der Kindheit halten. Wer mit solchem Gleichmuth seinem Verhängniß ent-gegen gehen kann, wird sich um so weniger über ein bloßes Urtheil von einer dritten Sache ereifern, wel-ches von dem einmal für gültig angenommenen ab-weicht. Denn ich hörte ja aus Ihrem eignen Munde, es sey Zeichen eines verwahrlosten Gemüths, eines ein-seitigen, eingeschränkten Geistes, sich von irgend einem unsrer Ansicht der Dinge nicht entsprechenden Urtheil befremdet zu lassen, wenn man uns dabei nur keine Pistole auf die Brust oder an die Schläfe setzt, um es uns einleuchtend zu machen, ein Argument, wozu nach Mirabeau's Behauptung freylich auf mehr, als eine blos gefällige, Nachgiebigkeit von unsrer Seite zu rech-nen, berechtigt ist.

Ich darf daher getrost gegen Sie äußern, ohne Sie in Harnisch zu bringen, daß ich gar nicht der Meinung bin, die Ihnen der H. G. v. P— eingeflößt zu haben scheint: die Engländer hätten Konstantinopel nur rechtschaffen mit Kugeln und Bomben ängstigen sollen, um die Türken vortheilhaft für sich zu stimmen. Es sey unverzeihlich von ihnen gewesen, daß sie es nicht thaten, und daß es gewiß geschehen wäre, wenn er ungehindert zu rechter Zeit hätte ankommen können.

Die herzbrechende Jammergeschichte, die von ihm in der Zeitung stand, scheint mir deutlich zu zeigt, daß

Ranges unwürdig, der sich ein ... mal dem Dienste
es Staates opfern soll, ohne viel Aufhebens von
Unannehmlichkeiten zu machen, die ihn bei Uebung sei-
er freiwillig übernommenen Aufträge betreffen mögen.
ur dem Posten hätte sich immer mehr, als ein Liebha-
er gefunden. Der G. S. v. P. durfte also nicht
ngstlich besorgen, er würde unbesetzt bleiben müssen,
n Falle er ihn ausschlüge. Was soll denn das heißen,
ns mit weinerlichem Gesichte die Gefahren vorzuwim-
ern, denen er auf der Reise nach Konstantinopel aus-
esetzt war? Soll man etwa dabei in Versuchung ge-
athen, ihn zur Belohnung mit rother Tinte (wiewohl
r, soviel bekannt, mit heiler Haut davon gekommen
t,) ins Martyrologium der . . . einzuzeichnen?
ieben Himmel, wenn mancher Reisende, der oft kein
nderes Motiv bei seinen Reisen hatte, als eine bren-
ende, thörichte, in der Regel meistens schlecht belohnte
eugierde, die Welt kennen zu lernen, alle Gefahren,
ie ihm Verderben drohten, aufschreiben wollte, denen
r zur glücklichen Stunde entging, wie würden die Ge-
chichten des Herrn . . . zu einer kleinmüthigen unbe-
eutenden Lamentation zusammenschrumpfen, die um so
adelnswerther ist, als der Monarch bei allen seinen
ienern männlichen Sinn vorauszusetzen das Recht
at. Sein Vertrauen zu täuschen, ist in wichtigen
ingen Verbrechen, in Angelegenheiten von niederm
elange Schwäche. Will man sich aber vielleicht blos
ei Damen, wie Othello bei der Desdemona, mit
er Erzählung seiner überstandenen Trübsale interes-
ant machen, dann müssen wir schon ein Uebriges thun,
nd ein Auge zudrücken.

Eine Reise von Berlin nach Koppenhagen ist aller-
ings bequemer und sicherer, als eine nach Konstantino-
el, besonders wenn die, von allen Seiten in regellosen
inzelnen Haufen zusammenströmenden, Truppen das

von bürgerlichen Kriegen ohnehin beständig zerrissene Rumelien noch gefährlicher machen.

Als die Nachricht in Konstantinopel anlangte, es zeige sich eine englische Flotte bei Tenedos, faßten die Türken eine ungemeine Hitze, sich mit ihr zu messen. Man preßte Matrosen, armirte in aller Eile die Flotte, die jeden Moment auslaufen sollte. Sie that es auch, aber nur um sich im Kanal nach Arnaut-Kojhin vor Anker zu legen. Der französische Gesandte ermahnte die Pforte mit den triftigsten Gründen, vor allen Dingen die Dardanellen in gehörigen Stand zu setzen. Er schickte auch seinen Adjutanten dahin, um Strandbatterien anzulegen, welche fehlten, und ordnete an, in Konstantinopel selbst Vertheidigungsanstalten zu treffen. Es ging aber alles sehr schläfrig von statten. Auf alle seine Vorschläge erfolgte gewöhnlich ein gravitätisches, bedächtiges: Bakalym (wir wollen sehen). Jede Erinnerung, die Arbeiten zu beschleunigen, wurde von den kenntnißlosen türkischen Officieren sorglos und mit der zuversichtlichen Behauptung erwiedert, es sey unmöglich, daß eine feindliche Flotte ungestraft zwischen den Schlössern der Dardanellen durchkommen könne, ohne sich übrigens thätiger zu beweisen. Während dessen ging eine Eskadre von sieben Schiffen nach den Dardanellen ab. Die ganze Flotte sollte nachfolgen. Man sprach von nichts als von Entern, als ob dieß keines weitern Manövres bedürfte, und es der Feind mit aller Geschicklichkeit und Taktik gar nicht abzuwenden vermöchte. Die Seesoldaten (Galiondschi) unterließen dabei nicht, ihren Heldenmuth durch häufiges Pistolenschießen an den Tag zu legen, wie Kinder im Finstern zu lärmen gewohnt sind, um sich zu zerstreuen.

Die Engländer legten sich unterdessen vor die Einfahrt der Dardanellen. Sehnlich erwarteten sie die türkische Flotte. Sie wußten, daß die Eskadre zwischen

Maita und Fontan-Bascha angelangt war, und als ob ihnen die Zeit zuletzt lang würde, gingen sie mit einem heftigen Südwestwinde, der ihnen mit der benutzten Fluth die bekanntlich sehr starke Strömung im Hellespont desto leichter überwinden half, an den äußern Schlössern ohne Schaden vorüber; bei Sestus und Abydos aber, die enger liegen, näherte sich jedem Kastell ein Linienschiff, und während sie diese mit einem sehr lebhaften Feuer beschäftigten, ging die übrige Flotte mitten hin. Die Eskadre ergab sich nach kurzem Widerstande, die Mannschaft wurde ans Land gesetzt, die übel zugerichteten Schiffe verbrannten und sanken. Der Rumpf eines Linienschiffes gerieth noch während dem Brande bei Moita auf den Strand, eine brennende Fregatte scheiterte an der Erdzunge von Nagarah, wo eine halbfertige Batterie, welche der Adjutant des französischen Gesandten kommandirte, auch nicht lange Widerstand leistete, da die Türken nach den ersten Salven auf die Uferhöhen flohen, und er schon vorher genöthigt war, seinen Dragoman, einen Griechen, mit einem Schnupftuch am Arm anzubinden und festzuhalten, um seine ungemeine Begierde zur Flucht an der Ausführung derselben zu hindern. Er blieb allein, und war also zuletzt auch genöthigt den Posten zu verlassen.

„Eine Schaluppe und eine Galeere, die bei Fontans-Bascha am Ufer lagen und auf die Engländer feuerten, wurden von diesen in den Grund gebohrt, wobei die Moschee beschädigt wurde, und ein Theil des Minarets einstürzte. Die Engländer litten wenig. Einen empfindlichen Verlust hatte sie aber vorher bei Tenedos getroffen, da ein Linienschiff von 84 Kanonen, auf dem sich einige von den Engländern, welche den Gesandte bei seiner Abreise von Konstantinopel mitnahm, befanden, durch Verwahrlosung in die Luft sprang. Mit-

den wiederaufgefischten Kanonen wurde nachher die Citadelle von Tenedos garnirt.

Eine entflohene Korvette brachte die Nachricht von dem Durchgange der englischen Flotte durch die Dardanellen, die auch bald darauf 11 Linienschiffe, 1 Fregatte, 1 Korvette stark auf der Höhe von Konstantinopel erschien und vor Anker ging.

Die Konsternation war im ersten Augenblick allgemein, besonders unter den Franken in Pera, wegen der furchtbaren Folgen, die es für sie haben konnte, da sie, vielleicht nicht ohne Grund, den thätigen Ausbruch der hin und wieder von den Türken geäußerten Drohungen zu befürchten hatten, wenn die Flotte Konstantinopel wirklich bombardirte. Die Türken waren gefaßter und trösteten sich mit ihrem bekannten Kysmit (Verhängniß) und waren eben nicht so entsetzlich betreten. Sie wollten sogar schlechterdings mit der Flotte auslaufen und entern. Den wiederholten Vorstellungen des franz. Gesandten dagegen, der bei dieser Gelegenheit große Thätigkeit bewieß, hat sie ihre Rettung allein zu verdanken. Der Erfolg ihres Auslaufens konnte jedem vorher klar einleuchten, der sich die ungemeine Konfusion auf Kriegsschiffen, wo Ordnung das wesentlichste Erforderniß ist, denken kann, die meistens mit Leuten bemannt waren, welche man in der Geschwindigkeit aus griechischen und armenischen Fleischbänken, Bäckerladen, Schuster- und Schneiderboutiquen zusammengepreßt hatte; die große Menge Türken abgerechnet, die durch ihre unverhältnißmäßige Ueberzahl dem Manövriren hinderlich seyn mußten. Auf dem Schiffe des Kapitain-Pascha, Seid Ali, befanden sich allein gegen 2000 Mann. Und hier allein war auch nur eine Anzahl guter Matrosen, Genueser, Ragusaner, Inselgriechen rc. Man hätte den Engländern nur in die Hände gearbeitet, die ihre eigentliche Absicht, die Flotte zu zerstören, so ohne viele Opfer erreicht hätten.

Man schickte Parlementairs hin und wieder, um
e Negociation einzuleiten. Während dessen wurden
e Anhöhen des Serails mit Batterien gekrönt, und
t vieler Thätigkeit an denen zu Tophanah gearbeitet,
lche den Eingang des Kanals und das Fahrwasser
der Spitze des Serails bestreichen. Es wurden in
er Eile eine Menge Kanonierböte ausgerüstet, die
r feindlichen Flotte zusetzen sollten. Wirklich liefen
zes Morgens einige zwanzig derselben aus, und man
tte gegen 11 Uhr das Vergnügen, ein kleines Ge-
cht zwischen dem Canopus und diesen Böten bei der
rdersten Prinzeninsel (Proti) auf der Seite gegen
n Golf Ismid, zu sehen. Die Türken bewiesen ihre
kenntniß des Seewesens gleich dadurch, daß sie das
riegsschiff mit einem frischen Winde, statt bei Wind-
lle, wie sichs gehörte, angriffen, um seine Bewegungen
vermeiden, die nur Verderben bringen mußten.
as Kriegsschiff hatte im Augenblick die Anker gelich-
t, im Nu war es mit Segeln bespannt, es trieb die
chaluppen, die einzeln feuerten, ohne noch einen Schuß
thun, blos vor sich hin. Aber grade, da sie sich um
s Kap von Proti in den Kanal, den die Insel mit
n Asien macht, wenden wollten, thaten die Engländer,
a sie grade in der Linie hatten, zehn bis zwölf Schüsse
it Kartätschen unter sie, tödteten in drey Barken die
ute, und setzten ein Boot aus, um die Fahrzeuge an-
zünden, die denn auch, dem alten Byzanz zum Spek-
tel und unzähligen Zuschauern zur Kurzweil, langsam
brannten und endlich sanken. Die übrigen entran-
en. Einige Matrosen der Engländer, die in Proti
ns Land gestiegen waren, wurden von einem Trupp
ürken überfallen, und zwey von ihnen erstochen, denen
ie Türken, wiewohl sie sich gefangen gaben, dennoch
ie Köpfe abschnitten, um in Konstantinopel damit
roß zu thun. Die Körper ließen sie, nach ihrer Väter
r Sitte, den Raubvögeln zur Beute, am Strande

liegen, und zwangen nachher die griechischen Mönche in dem kleinen Kloster auf der Höhe der Insel, die sie aus Christenpflicht beerdigt hatten, die Leichname wieder auszugraben. So lagen sie drey Wochen, von der Seeluft ziemlich frisch erhalten, bis sie auf Veranlassung eines angesehenen Mannes, der die Insel besuchte und bei diesem Anblick sein Misfallen äußerte, während seinem Spaziergange, von seinen türkischen Ruderknechten verbrannt wurden.

Den griechischen Mönchen brachte der Tod dieser zwey Menschen einigen Schaden, denn die Engländer glaubten, es hielten sich Türken in dem Kloster verborgen und warfen beim Anbruch der Morgendämmerung ein paar Bomben hinein, wodurch der innere Hof zum Theil verbrannt und zertrümmert wurde. Freilich ist es nur ein armseliges Gebäude, und reisende Architekten finden hier nichts zu bedauern. Außer diesen zwey Todten und vier Gefangenen, wobei sich ein Seekadet befand, die mit ihrem Patrouillenboot im Nebel von einem türkischen Fahrzeuge aufgehoben wurden, hatte die englische Flotte hier keinen weitern Verlust.

Da die Unterhandlungen keinen günstigen Fortgang hatten, und die Engländer leicht vermuthen konnten, daß man in den Dardanellen viele Anstalten treffen würde, um ihnen den Ausgang zu erschweren, segelten sie mit eingefallenem frischem Nordwinde davon, hielten bei Liman-Baschi an, vielleicht um die Flotte zu locken, und gingen endlich unverrichteter Sache aus dem Hellespont, wo sie einigen Schaden am Thauwerk und den Masten erlitten. Kaum waren sie fort, so lief die türkische Flotte auch aus, um dem Verlangen des Volks scheinbar nachzugeben, eigentlich aber, um die fremden Truppen zu entfernen und dem von ihnen hin und wieder getriebenen Unfug ein Ende zu machen. Man begnügte sich aber, bei St. Stephano vor Anker

gehen, ohne an das Verfolgen der Engländer zu
enken, und kam nach einiger Zeit wieder.

Die Türken sind zu ungeübte Seeleute, als daß
nen ihre schönen Schiffe viel helfen könnten. Ihr
tziger Baumeister ist Herr Benoit. Sie sind so sehr
n Manövriren zurück, daß nachher, als die Flotte
irklich in die Dardanellen und im Golf von Maita
e Anker ging, beim Signal unter Segel zu gehen,
n Linienschiff, ohnerachtet des vortheilhaftesten Nord-
inds und der günstigen Strömung, beim Ankerlichten
nd Lossegeln aus Ungeschicklichkeit auf den Strand
on Sestus gerieth, mit Mühe von Barken flott
zogen wurde, und eine Fregatte das bereits aufge-
tzte Fockfegel niederlassen und noch einmal Grund
ssen mußte, um nicht den nehmlichen Unfall zu
ben.

Es wird wohl Niemandem einfallen, den Englän-
rn im Ernst den Vorwurf zu machen: sie hätten
onstantinopel erobern sollen. Sechs bis achttausend
ann, die überhaupt alles in allem auf der englischen
otte seyn mochten, da sie verhältnißmäßig weniger
ute als andre Nationen am Bord haben, sind wohl
ine Macht, um eine Stadt einzunehmen, die ohne
e Städte jenseit des Kanals gegen 600000 Einwoh-
r hat. In den Kanal nach dem Arsenal eindringen
wollen, verbietet sich auch von selbst. Nimmermehr
rd sich eine feindliche Flotte in ein so schmales
hrwasser wagen, das von zwey sich bergan erheben-
n Städten dominirt wird, in dem sich jedes Ma-
övre verbietet, und dessen Aus- und Eingang wegen
sen Höhen, die es umgeben und den Wind fangen,
schwierig ist. Ihr Verderben wäre unvermeidlich.
r unzähligen Barken nicht zu gedenken, die den Ka-
l bedecken. Es blieb den Engländern also nichts
rig, als die Stadt zu bombardiren, wird man sagen.
d was wäre daraus erfolgt? Nichts als eine Feuers-

brennt. Wer in Konstantinopel gelebt hat und weiß, wie oft es hier brennt, wird leicht einsehen, daß dieses Unglück den Türken eben keinen so großen Schrekken einjagt.

Als dem aus Paris zurückkehrenden Gesandten, nachmaligen Staatssekretair Haled Effendi, im December 1806 einige Posten von Konstantinopel, ein ihm begegnender Kurier erzählte: es brenne bereits seit zwei Tagen in Galata, erwiederte er ganz gelassen: das geschieht bei uns oft. Man sieht, wie vertraut die Muselmänner mit dieser Kalamität sind. In wenigen Tagen hätten die Engländer ohnehin absegeln müssen, um die Dardanellen noch passiren zu können, und man würde sie gewiß, wenn sie ihre Munition verpufft hätten, mit einem Theile der Flotte beschäftigt haben. Dabei kannten die Engländer die Türken zu gut, um nicht zu besorgen, daß sie ihre Wuth wohl an den schuldlosen Franken auszulassen im Stande sind; sie selbst wären ihrem Zweck um nichts näher gekommen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß sie hierauf mit Rücksicht nahmen, da der Erfolg des Bombardements außerdem auch noch zweifelhaft war.

Vor ungefähr 12 Jahren entstand das bekannte Blutbad und die Mordbrennerey in Smyrna, wobei gegen 1500 Menschen das Leben verloren und die Frankenstraße fast ganz in Flammen aufging, eines einzigen von einem Zantioten getödteten Janitscharen wegen, der am Verschlage einer Seiltänzerbude zur Wache stand. Hätten die Dragomane der damaligen Venetianischen Mission, die den muthwilligen Mörder in ihre Protektion nahm, nicht um 1500 Piaster (150 Zechinen) chikanirt, da sich die Türken mit 7000 Piaster wollten abfinden lassen, und die Dragomane nur 5500 geben wollten, so wäre alles gut gewesen; aber die Herren waren spröde mit den Dukaten, und verlachten die Drohungen der Türken, bis der Bruder

des

es Ermordeten mit dem blutigen Hemde desselben durch
ie Türkenstadt zog, und die Osmanen zur Rache an
en Ungläubigen aufrief, da war es aber zu spät, und
s erfolgten die bekannten Greuel. Sollten sich die
ürken in der Hauptstadt, in der überdieß so viele
emde Truppen lagen, bei dieser wichtigern Veranlas-
ung nicht noch weit ungeheu'rere Thaten erlaubt hä-
n? Wenigstens hätten sie sich, ihrer verbrannten Häu-
r wegen, an den Franken durch eine Plünderung be-
hlt gemacht.

Dann hätten die Engländer auch eher etwas ma-
en können, wenn sie offne See und keine Dardanel-
n im Rücken gehabt hätten, hier machte sie ein an-
altender widriger Wind allein zu Gefangenen. Sie
nnten nicht anders, sie mußten nach einer vergebens
ersuchten Negociation schlechterdings den ersten gün-
gen Wind benutzen, um aus ihrer gefahrvollen Lage
schnell als möglich herauszukommen, denn mit je-
m Tage nahm die Schwierigkeit derselben zu.

Daß der Hr. . . . nicht früher in Konstantinopel
ntraf, kann vielleicht seine eigne Schuld seyn. Gegen
nde November 1806 war der Dragoman Ku kman
reits in Bukarest eingetroffen, um ihm zum Führer
dienen, der ihn aber vergebens erwartete und un-
rrichteter Sache nach Konstantinopel zurückkehren
ußte. Daß er, als er sich endlich auf den Weg mach-
, mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte,
ag wohl etwas mit an ihm selbst liegen, weil sein
nkognito vielleicht nicht genug verschleiert war, und
an überall 14 Tage vorher wußte, daß er komme,
d unter welcher Figur. Natürlich wurden ihm aus
cht begreiflichen Gründen von interessirten Personen
ancherley Hindernisse in den Weg gelegt, um seine
nkunft zu verzögern. Doch kann ihn auch blos der
ufall haben errathen lassen, der sich fast gegen jedes
nkognito verschwört, als wüßte er, daß es große

Herren schwer verwinden, nur eine Viertelstunde für weniger gehalten zu werden, als sie wirklich sind, daher sie auch zufrieden sind, daß man sich blos stellt, als kenne man sie nicht, aber dabei doch den schuldigen Respekt nicht aus den Augen setzt. Man weiß ja aus eigner Erfahrung, wie peinlich es ist, wenn man uns nur aus Versehn oder aus Unkunde eine Elle von unserer wirklichen Länge abzwackt, der wir, nach dem Evangelio, selbstverliebt immer noch eine imaginäre zusetzen. Der künstliche Zwang, den sich ein Mann, von einigem Range besonders, anthut, die ihm zur andern Natur gewordenen Prätensionen zurückzuwürgen, muß ihn über kurz oder lang verrathen. Ruckweise bricht die unterdrückte Hoheit gewaltsam hervor. Außerdem karakterisirt einen . . . noch ein gewisses ihm eignes mysteriöses Wesen, und wenn daher auch seine Geheimnisse sonst eben nicht von sonderlicher Bedeutung sind, gebehrdet er sich doch immer wie ein Oberpriester aus Samothrazien. Dieses ist im Allgemeinen gesprochen und bezieht sich auf kein Individuum besonders.

Bekanntlich richtete der B. S. v. P. nichts aus, und er war genöthigt, Konstantinopel sehr bald zu verlassen, wohin er auf alle Fälle zu spät kam, da sein Hof bereits den größten Theil seines politischen Gewichtes verloren hatte, das überhaupt in Konstantinopel immer mit der soliden Schwere des Goldes unterstützt werden muß, wenn es nicht verfliegen soll, denn die Morgenländer sind ungemein für die sichtbare Gegenwart eingenommen. Für Vortheile, die sich erst in der Zukunft entwickeln, haben sie wenig oder keinen Sinn. Die ephemere, ungewisse Existenz des Menschen liegt ihnen immer gar zu lebendig und klar vor den Augen. Sie überlassen den Nachkommen die Sorge für die jetzige Zukunft jener künftigen Gegenwart, und schließen solche Aeußerungen voll Hoffnung, daß ihre Enkel, so wie sie für sich werden zu sorgen und zu leben wis-

n, mit den Worten des Trostes: Allah kerim (Gott gütig). — Es würde daher höchst ungerecht seyn, m. B. ... Auch nur den mindesten Vorwurf zu achen, daß er nichts ausgerichtet habe. Man möchte agen, welche Hülfsquellen ihm denn in solchen Umständen für den Augenblick zu Gebote standen, um die rkischen Minister, die den folgenden Morgen aus escheidenheit selten ihr Eigenthum nennen, und daher ber alles noch heute erfahren wollen, sichtbarerweise, d recht handgreiflich von dem güldnen Zeitalter zu erführen, das für die Pforte anbrechen würde, wenn die französische Allianz so knall und fall aufgäbe. enn am Ende haben die berühmtesten Negociateurs er Zeiten, um der Sicherheit willen, gewöhnlich doch mer auch ihre Zuflucht zu ihrem Kreditbrief genmen (die Kunst besteht darin, dieß zu verbergen), ne den sie mit den allergrößten diplomatischen Talent doch nur Lichter unter Scheffeln geblieben wären.

Es ist nicht zu läugnen, daß die augenscheinliche efahr, der sich die Engländer aussetzten, von dem ortheil, einige türkische Schiffe zerstört zu haben, in nem Falle überwogen wird, und ihre ganze Expedin hatte mehr das Ansehen eines kecken Einfalls und nes Abentheuers, als einer wohlüberlegten Unternehung, wenn die Sorglosigkeit, die schlechten Anstalten d die Langsamkeit der Türken ihren Versuch nicht sehr erleichtert hätten und folglich rechtfertigten. tzt würde ein solcher Coup gar nicht mehr ausgehrt werden können, da die Ufer des Hellespont, benders aber bei den innern Schlössern, bei Nagarah, aita mit einer Menge guter Batterien versehen sind, e den schmalen Kanal nach allen Richtungen bestrein. Ohne eine Landmacht, welche die Werke wegnehn müßte, ist bei der gewöhnlichsten Aufmerksamkeit das Eindringen einer feindlichen Flotte jetzt fast r nicht mehr zu denken.

Eben so im thrazischen Bosporus, der von Bujukdere an, bis nach Fanarakt in der Gegend der blauen Klippen am Eingange des schwarzen Meeres zu beiden Seiten von neun, mit vielem Geschütz versehenen, gut befestigten Schlössern vertheidigt wird.

Kaum waren die Engländer wieder fort, als jedermann, diejenigen aber, welche die ernsthaftesten Gesichter bei ihrer Erscheinung gezogen hatten, am meisten, mit dem ersinnlichsten Spott, nachdem jeder witzig war, über sie herfiel, oder vielmehr seiner ausgestandenen Beklemmung Luft machte, und auch hier bestätigte sich das alte Wort: daß nach einer mißlungenen Unternehmung immer nur Spott und Hohn hinterherfolgt.

Die Türken waren zwar, wie natürlich, froh, daß sie fort waren, aber eben nicht ausgelassen, sie vergaßen ihre Gravität auch hier nicht, und außer dem dann und wann ausgestoßenen oder nur halb laut gemurmelten Lieblingswörtchen a — s —, einem Zwillingsbruder des russischen j — t — m in der Bedeutung, hielten sie es nicht der Mühe werth, viel und weitläuftig von der Geschichte zu sprechen, als worin ihre Stärke überhaupt nicht liegt. Es ergriff sie aber eine solche Nache, Batterien anzulegen, daß zur universalen Lächerlichkeit der ganzen Hauptstadt weiter nichts mehr fehlte, als daß auch die Damen nicht blos zugesehen, sondern mitgearbeitet hätten. Es grassirte eine förmliche in der ganzen Geschichte beispiellose Batterienepidemie. Man kann sich diesen sonderbaren Anfall gar nicht erklären, da der Feind weg war, und schwerlich einen zweiten Versuch zu machen gesonnen seyn konnte, da er dem ersten kaum mit gutem Glücke entgangen war. In kurzer Zeit war das ganze Ufer, von Bujukdere an bis Top-hanah und über dem Kanal von der Spitze des Serails bis zu den sieben Thürmen, welche Strecke! so zu sagen, nur eine Kette von Batterien; so wie auf der natolischen Seite, von der Spitze von Chalce-

on an, in Skutari und an mehreren Orten bis an den Bosporus eine Menge Kanonen aufgepflanzt waren. Gegen wen diese furchtbaren Maasregeln getroffen wurden, ist mit aller Anstrengung nicht auszumitteln, gegen den Batal-Pascha oder den würdigen allgemein verehrten Kara-Osman-Oghlu von Magnesia, einen der mächtigsten Fürsten Natoliens, und durch einen vor einem Jahr ihm verliehenen Firman des Großherrn zum Protektor von Smyrna erklärt, gewiß nicht. Der Kanal zwischen Europa und Asien friert ja nicht zu. Und welcher Verwegene von Morgen könnte wohl in diese vielen hundert Feuerschlünde, die ihn von allen Seiten verderbendrohend angähnen, ohne Herzklopfen hineinblicken? Und warum wollte irgend eine andre Nation wohl eine große Flotte im Bosporus oder Hellespont um nichts und wieder nichts daran wagen, da man von Westen zu Lande weit bequemer nach Konstantinopel kommen kann, und hier blos ein Wunder des Propheten zu fürchten wäre, wenn er plötzlich alle Todten, die, seit seine Fahne auf dieser Erdzunge wehte, in dem ungeheuern Kirchhof vor dem Thor nach Adrianopel zu begraben sind, durch ein Machtwort zum Leben weckte, um dem hereinbrechenden Feinde, von dieser zahllosen Legion mit den steinernen Grabsäulen die Hirnschädel einschmettern zu lassen. Denn hier giebts keine Batterien. Die Nachwelt wird sich so gut, wie die Mitwelt den Kopf zerbrechen, was denn eigentlich die Türken auf diese närrische Grille gebracht haben kann, ohne es anders aufzulösen, als mit dem Gemeinspruch: daß jede Nation ihre unvermeidliche Stunde hat, wo sie sich selbst lächerlich macht, und daher, im Fall sie außerdem klug ist, wie billig selbst über sich lachen muß, wenn der Paroxismus mit Hülfe einer reichlichen Dosis Helleborus glücklich überwunden und die Besinnung wieder zurückgekehrt ist.

Ich schließe mit der Aeußerung, daß man gezwungen ist, was man auch von weitem gegen sie lästern mag, und trotz ihres Ehrenplatzes in unsrer Litanei (wir haben ebenfalls einen in der ihrigen) die Türken mit allem ihrem Fanatismus, allen ihren andern Fehlern, dennoch für die beste und würdigste von allen den Nationen zu erkennen, die ihr Reich bewohnen, und daß sich ein Kenner in einem kritischen Falle lieber dem gemeinsten Janitscharen anvertrauen wird, als dem vornehmsten Fanarioten, Peroten, Chioten 2c. Am besten bleibt es freilich immer, wenn man zu keinem einzigen seine Zuflucht zu nehmen braucht. Leben Sie wohl.

Ueber die

Vertheidigung von Cosel.

Es ist bis jetzt noch in keiner Zeitschrift ein auf authentischen Nachrichten beruhender Bericht über die Vertheidigung der Vestung Cosel erschienen, und was darüber hin und wieder gesagt worden, ist zum Theil ganz unrichtig, zum Theil auch dabei die Vertheidigung von Cosel ins Dunkle gestellt.

So finde ich so eben in dem 2ten Bande der vertraut. Briefe über die innern Verhältnisse am preussischen Hofe 2c. einen Aufsatz, in welchem der Vertheidigung von Cosel nur gedacht zu seyn scheint, um die Vertheidigung der Vestung Neisse, besonders durch die Behauptung, daß Cosel nur dadurch erhalten worden, mehr zu heben. Der Einsender beruft sich dabei auf ein Journal über die Vertheidigung der Vestung Cosel, dessen Richtigkeit er verbürgen will. Seine

Behauptungen könnten wohl hier und da Glauben finden. —

Der Zeitpunkt, wo ein vollständiger Bericht über die Vertheidigung von Cosel ins Publikum gegeben werden kann, scheint zwar noch nicht gekommen zu seyn; die mancherley falschen Nachrichten und Behauptungen können aber von der Garnison der Vestung Cosel nicht ganz mit Stillschweigen und Gleichgültigkeit übergangen werden. Ich liefere deshalb nur zur Widerlegung unrichtiger Angaben und Behauptungen über Cosel hier einige Nachrichten, deren Richtigkeit ich als Augenzeuge durch meinen Namen verbürge.

Es ist keinesweges meine Absicht, die Vertheidigung der Vestung Neisse tadeln und sie in dem ihr mit allem Rechte gebührenden Ruhme beeinträchtigen zu wollen, und eben so wenig gehet meine Absicht dahin, die Behauptungen des Herrn Einsenders über Neisse anzugreifen; sondern nur was Unrichtiges von Cosel behauptet wird, will ich widerlegen.

Die feindlichen Batterien, welche über die Hälfte die Vestung umgaben, standen nicht isolirt da, sondern waren durch Laufgräben verbunden, zu welchen Kommunikationsgräben führten. Aus diesen Batterien wurde die Vestung Cosel in der Zeit vom 4ten Februar bis 5ten März 1807 nicht 19 Mal in 9 Tagen, sondern 25 Mal in 15 Tagen bombardirt, kanonirt, und darunter mit glühenden Kugeln beschossen. Nach der Behauptung des Neisser Einsenders, daß Neisse 123 starke Bombardements ausgehalten, scheint es wohl, als ey das Bombardement von Cosel in gar keinen Vergleich mit Neiße zu setzen; allein, wie aus dem herausgekommenen Tagebuche von der Belagerung der Vestung Neisse, geführt von einem preußischen Officier, ersichtlich, sind bei der Angabe der Bombardements von Neisse oft einzelne Würfe ambulanter Haubitzen zu der Ehre eines Bombardements erhoben und mitge-

zählt worden. Bei den 25 Bombardements, welche Cosel erlitten, wurde die Vestung von allen feindlichen Batterien niemals unter 5 Stunden, öfters unausgesetzt 12 Stunden, beworfen und beschossen; der Unterschied der Heftigkeit beider Bombardements wird also so groß nicht seyn. Doch sey dieß auch; so ist Neisse auch um vieles größer, als Cosel, und Bomben und Kugeln fielen dort nicht auf einen so kleinen Raum, als hier.

Außer jenen 25 Bombardements wurden hier noch öfters einzelne Werke von mehreren feindlichen Batterien, oder mehrere Werke von einzelnen feindlichen Batterien beschossen, oder beständig mit kleinem Gewehrfeuer beunruhiget. Wie viel Pulver und Kugeln aus der Vestung dabei verschossen worden, weiß die Artillerie genau; ich halte es aber für überflüssig, dieß anzuführen, da sich daraus gar nicht auf den Werth der Vertheidigung schließen läßt, und vieles Schießen oft der Vertheidigung nur nachtheilig wird, und wenn daraus Mangel an Pulver entstehet, selbst den Fall der Vestung nach sich ziehen kann. — Hier wurde sehr wirthschaftlich mit dem Pulver umgegangen, alles unnütze Schießen auf einzelne Leute, wodurch man doch nichts effektuirte, vermieden; nur gegen die Arbeiter bei den feindlichen Batterien und gegen die Batterien selbst wurde nichts gespart.

Mitten im Februar wurden ein Theil der feindlichen Lauf- und Kommunikationsgräben von dem Wasser überschwemmt; da aber die Batterien des Feindes durchgehends auf kleinen Erhöhungen angelegt waren; so blieben diese, eine einzige ausgenommen, vom Wasser verschont. Der Feind zog während des großen Wassers sein Geschütz nicht zurück, sondern schoß daraus auf unsere Arbeiter, sobald sie sich nur blicken ließen. Auch hatte der Feind während des großen Wassers auf einigen Erhöhungen näher an der Ve-

ung neue Batterien angelegt, wozu er sich die Kom-
unikation aus Laufgräben durch Anfüllungen von Fa-
chinen möglich machte, und fing, nachdem am 24sten
ebruar das grosse Wasser wieder abgelaufen war, das
ombardement von neuem wieder an, welches er bis
m 5ten März, 9 Tage und 10 Nächte hindurch so hef-
g fortsetzte, als wohl selten eine Vestung bombardirt
nd beschossen worden ist.

Da der Feind von den vielen Ueberläufern erfah-
n haben mochte, daß die Stadt durch das bis dahin
litten Bombardement schon völlig ruinirt wäre; so
chtete er in diesen Tagen des Märzes seine Mörser
uch nicht mehr auf die Stadt, sondern ließ sie ge-
einschaftlich mit seinem andern Geschütz auf die Ve-
ungswerke spielen.

Wie lange sich Cosel bei einem fortgesetzten anhal-
nden Bombardement erhalten haben würde, wenn
r Feind nicht am 10ten März die Belagerung hätte
fheben müssen, läßt sich freilich nicht bestimmen; aber
viel kann mit Bestimmtheit behauptet werden, daß
r Kommandant v. Neumann das Aeußerste erwartet
ben würde, so wie es in der Folge der Kommandant
Puttkammer that.

Die Garnison von Cosel bestand aus zwey dritten
Musketier-Bataillons, zwey neu errichteten Natio-
al-Reserve-Bataillons, zwey Invaliden-Kompagnien,
r Vestungsartillerie-Kompagnie, nebst einem Artille-
e-Kommando, welche zusammen 11 Bombardiers und
06 Gemeine Kanoniers enthielten, einem 174 Mann star-
n unberittenen Dragoner- und 40 Mann starken beritte-
en Kavalleristen-Depot, und einigen 30 Landjägern.
ie Summe aller Köpfe, die zum Militair-Etat gehörten,
etrug im Anfange der Belagerung, inclusive der Ar-
llerie-Knechte und sonstiger Nicht-Kombattanten,
230 Mann. Aus den 3ten Musketier-Bataillons
ätten die Regimenter bei ihrer Mobilmachung die

tänglichsten und zuverlässigsten Leute an sich gezogen; die National-Bataillons waren erst kurz vor Einschließung der Vestung errichtet. Sie bestanden theils aus schon verabschiedet gewesenen invaliden Soldaten, theils aus Rekruten, von denen eine Anzahl Ende November 1806, die meisten im December, viele auch erst im Januar 1807, aus den Kreisen, oft mit Gewalt, ausgehoben worden waren. Sie waren bei dem Anfange der Belagerung größtentheils noch nicht montirt, nur mit schlechten Waffen versehen; hätten, da zum wirklichen Exerciren keine Zeit war, statt dessen nur einige Mal mit Pulver geschossen, und mußten bei der strengsten Jahreszeit ihren Dienst in Bauerkitteln und mit Pudelmützen versehen. So wurde Cosel am 23sten Januar berennet; der starke Frost bei allen Gräben, und die vor der Vestung angespannte Ueberschwemmung fest gefroren; erheischte einen strengen Dienst, da auch bei der größten Anstrengung, der wenigen Mittel wegen, die Vestungsgräben nur zum Theil aufgeeiset werden konnten, und gleichwohl mußte der Dienst von zum Theil noch nicht montirten und größtentheils noch gar nicht einmal einexercirten Truppen geleistet werden. Die Unzulänglichkeit der Kräfte, die Vestungsgräben alle offen zu erhalten; machte es auch der damals äußerst unsichern Garnison möglich, bis dahin, wo die Vestungsgräben nicht mehr zufroren, zu 40, 60, ja bis 90 Mann zu desertiren, so daß ganze Wachen öfters mehrmals in einer Nacht ganz von neuem besetzt werden mußten, ungeachtet kein Mittel unversucht blieb, dieser Desertion vorzubeugen.

Als die Vestungsgräben nicht mehr gefroren waren, entstanden Komplotts, welche sich so vergrößerten, daß im Anfange des Märzes fast die ganze Garnison im Komplott begriffen war, dessen gänzlichem Ausbruche nur durch die exakteste Wachsamkeit und gleich ergriffene strenge Maaßregeln vorgebeugt wurde. Ein Theil in der

Stadt hatte schon den Versuch gemacht, durch Ueberallung der Wache und durch Abschlagung der Schlösser an den Brücken sich einen Weg aus der Vestung u bahnen. Auf einem detaschirten Posten brachen die Komplotteurs wirklich mit offenbarer Gewalt durch, und entkamen; auf einem andern auswärts detaschirten Posten sollte in derselben Nacht der Kapitain mit seinen ihm untergebenen Officiers ermordet werden, damit die Komplotteurs desto ungehinderter ihr Vorhaben ausführen könnten. Der Kapitain entdeckte das Komplott, entwaffnete und arretirte zu rechter Zeit die ganze ihm untergebene Mannschaft durch Hülfe einiger in der Nähe stehenden Kompagnien, und verhinderte dadurch das treulose Vorhaben. Erst, als 5 dieser Aufrührer erschossen waren, wurden die übrigen abgeschreckt, und haben zum Theil nachher durch Treue und Bravheit sich ausgezeichnet, so daß nun der Kommandant sich gewiß auf seine Garnison verlassen konnte. Vom Einschluß der Vestung bis zum Ende des Bombardements, oder vom 23sten Januar bis 5ten März 1807 sind 856 Mann desertirt. Nun verminderte sich zwar die Desertion; allein nun hatten wir desto mehr mit Krankheiten zu kämpfen, welche auf die durch den schweren Dienst erlittenen Fatiguen unausbleiblich folgen mußten, und unter denen ein bösartiges galligtes Nervenfieber sich besonders auszeichnete.

Das Lazareth war auf höhern Befehl nur auf 300 Mann eingerichtet und auf drey Monate mit Medicin versehen. Schon im Februar fingen die Krankheiten an einzureißen; vom Anfang des Monats April an waren nie viel weniger als 700 Mann im Lazareth, und am 1sten Mai belief sich die Zahl der Kranken, laut Rapport, auf 799, worunter 32 Officiers.

So sehr man auch bemühet gewesen war, Anstalten zu treffen, um mehreren Raum für mehrere Kranke zu gewinnen; so reichte der Platz bei dieser Menge

rung der Krankenzahl doch nicht hin. Dazu kommt, daß die Arzneien sehr abgenommen hatten, daß die Lagerstätten nicht zureichten, und die Matratzen unter den Kranken verfaulten, so daß viele auf der bloßen Diele liegen mußten. Dieß bestimmte die Chirurgen, die Leute, sobald es nur irgend möglich war, wieder aus dem Lazareth zu entlassen, und der Mangel an Mannschaft zum Dienst, den Kompagnie-Chef, die Leute wieder sogleich zum Dienst anzustellen, ungeachtet noch lange Zeit nachher die von dem Nervenfieber zurückgebliebene Schwäche fortdauerte. In den Monaten April, Mai und Anfang Juny wurden im Durchschnitt täglich 15 Mann begraben, zuweilen sogar 20. In der Mitte des Junius belief sich die Anzahl der Kranken auf 650 Mann, und der tägliche Abgang war im Durchschnitt auf 14 Mann zu rechnen. Es waren in der Mitte des Junius noch ungefähr 1500 Mann von der ganzen Garnison zum Dienste. Diese waren noch größtentheils durch die erlittenen Nerven-Fieber, von denen sie bei dem immer mehr zunehmenden Mangel an Lebensmitteln sich nicht erholen konnten, so ermattet, daß man auf ihre physischen Kräfte sich gar nicht verlassen konnte. Dieß ging so weit, daß zuweilen Leute auf ihren Posten todt niederfielen.

Das an und für sich nicht schwache Blokade-Korps war nun um so stärker gegen eine so durch Mangel, Fatiguen und Krankheit ermattete Garnison; das Elend war unglaublich, konnte aber den Vorsatz des Kommandanten nicht ändern, die Vestung aufs äußerste zu vertheidigen.

Neisse kapitulirte den 31sten Mai; dieß wurde uns sogleich vom Feinde bekannt gemacht. Cosel kapitulirte den 18ten Juny, nicht weil Neisse übergegangen, sondern weil jetzt die angetragene Kapitulation das einzige Mittel war, dem Könige die Vestung noch länger zu erhalten, und die Hoffnung eines Entsatzes für uns

och auf längere Zeit auszudehnen, als es ohne Ka-
itulation möglich gewesen seyn würde. Dieß scheint
aradox, und ist doch richtig. Den 1sten Juny war
le Butter, alles was Fett heißt, als: Speck, Talg,
el rc. in den Magazinen ausgegangen, Hopfen und
efen fehlten schon längst; das sogenannte Bier, ei-
ntlich nichts als gekochtes Gerstenwasser, war also
m 1sten Tage widerlich süß, am folgenden schon sauer,
nd gutes Trinkwasser hatten wir schon seit längerer
eit nicht mehr. Aus der erst während der Blokade
ngerichteten Brauntweinbrennerey wurde wenig ge-
onnen, denn die Schrotung konnte, weil der Feind
nsere Mühle außer Stand gesetzt hatte, zu mahlen,
ur durch Hand-Mühlen bewirkt werden, und Mehl,
elches statt des Schrotes genommen werden mußte,
ab wenig aus; der Soldat erhielt deshalb nur noch
twa die Hälfte der ihm sonst bestimmten, bei der Ge-
öhnung des oberschlesischen Landmannes zu diesem
Getränke ohnehin schon sehr knappen, Quantität; und
ußerdem konnte ihm nur alle 6 Tage ein halb Quart
erkauft werden. Von den Arzneymitteln waren meh-
ere Artikel schon längst ausgegangen, und der ganze
och übrige Bestand reichte höchstens bis zum 1sten
July. — Fleisch, geräuchertes sowohl, als frisches,
welches letztere besonders für das Lazareth bestimmt
wurde, war mit Einschluß alles Viehes, welches die
Bürgerschaft besaß, und welches ebenfalls in Beschlag
genommen wurde, nur bis zum 3ten July vorräthig;
der gesammte Viktualien-Bestand war den 6ten July
aufgezehrt; der Kassen-Bestand, wovon aber außer der
Löhnung schon seit langer Zeit nichts bezahlt worden
war, reichte nur bis zum 20sten July. Hätte nun
unter diesen Umständen, und da die Besatzung, deren
physische Beschaffenheit schon oben angeführt worden,
daß sie den täglichen Wachtdienst, ungeachtet in den
innern Vestungswerken schon fast gar keine Posten

mehr ausgestellt wurden, schlechterdings nicht mehr bestreiten konnte, der Feind, wiewohl zu vermuthen stand, die Vestung auch nicht angegriffen; so mußten wir uns doch spätestens den 3ten July auf Gnade oder Ungnade ergeben. Durch die am 18ten Juny abgeschlossene Kapitulation erhielten wir nicht allein wöchentlich vom 18ten Juny bis 16ten July, als den Termin der Uebergabe, zum Behuf des Lazareths 4 Ochsen, 10 Hammel, 150 Quart Butter, 40 Quart Wein, 10 Quart Reiß, 4 Hüte Zucker; überdieß noch für diese ganze Zeit bis zum 16ten July 1 Oxhoft Weinessig, so viel Medicin und Hopfen, als verlangt wurde; sondern die Mühle konnte wieder in den Stand gesetzt werden, zu mahlen, und wurde dazu angewendet, aus dem noch vorräthigen Getraide Graupen zu mahlen. Es konnte jetzt vor dem Thore Stroh gehauen werden, um unsern Kranken wieder das so lange entbehrte Lager verschaffen zu können; auch gutes Trinkwasser erhielten wir wieder, und ohnehin sahe der Kommandant auch wohl voraus, daß der Feind nach abgeschlossener Kapitulation die Blokade nicht mit der frühern Strenge fortsetzen, und daß dadurch noch so manche Bedürfnisse, an denen es mangelte, in die Stadt eingeführt werden würden, und dergleichen mehr. Nur auf diese Art war es möglich, noch bis zum 16ten Julius zu subsistiren, und nur auf diese Art konnte die Vestung um 13 Tage länger, als es sonst möglich gewesen wäre, erhalten werden.

Hierzu kommt der Vortheil, daß der Kommandant durch abgeschickte Officiers Se. Majestät den König und den Herrn Grafen v. Götzen von unserer Lage ganz genau unterrichten konnte, damit, wenn es irgend möglich wäre, von einem, oder dem andern Orte aus etwas für die Vestung gethan werden könne.

Es war allerdings ein glücklicher Zufall, daß grade zu dieser Zeit der Friede eintrat; allein war es

auch bloßes Glück, daß der Kommandant sechs Monate die Vestung erhielt, wodurch erst jener Umstand für uns ein Glück werden konnte? — Es bedarf nach diesen Bemerkungen wohl keiner Erörterung mehr, daß die Vertheidigung von Cosel von der Vertheidigung anderer Vestungen unabhängig war, daß eben so wenig der Fall anderer Vestungen ihren Fall befördert, als die Vertheidigung anderer Vestungen sie erhalten hat.

So sehr ich also auch der Vertheidigung von Neisse alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen muß, und darin vollkommen einverstanden bin, daß Neisse sich brav, sehr brav gewehrt hat; so hat, wie aus dem Vorhergehenden deutlich zu sehen, diese Vestung doch nichts zur Erhaltung der Vestung Cosel beigetragen. Dieß Glück verdankt sie allein dem Muthe, und der Beharrlichkeit ihrer Kommandanten.

Der
Königl. preuß. Hauptmann des 1sten
National-Reserve-Bataillons zu
Cosel, v. Wostrowsky

Die neuen preußischen Kriegs-Artikel.

Eine Menge von Rezensenten der Neuen Feuerbrände und Vertrauten Briefe haben dem Redakteur derselben darüber einen starken Vorwurf gemacht, daß er die Gebrechen der preußischen Staatsverfassung erst nach dem Stoß von außen öffentlich gerügt hätte, der sie 1806 traf. Ja die Feuer-Schirme [illegible]s Heft, Seite 62 in der Note sagen Jean Paul nach:

„Muß ein Staat erst todt seyn, ehe man ihn zergliedern darf, und ists nicht besser, durch dessen Krankheitsberichte die Sektionsberichte abzuwenden? Oder soll den Bürgern eines Staats erst ein Feind derselben, der die Hände bindet, die Zungen lösen? Konnte man nicht in sonst so sprech-

freien Staaten manche Sachen vor dem 14. Okt. sagen? u. s. w."

Weder die Redakteurs der Feuer-Schirme, noch Herr Jean Paul müssen mit der preußischen Literatur vor dem 14ten Okt. bekannt seyn, sonst hätten sie jene Unwahrheit nicht ausgesprochen. Insofern der Redakteur der Vertr. Brf. und Neuen Feuerbrände Redakteur des bekannten Werks: Schlesien wie es ist und des preußischen Staatsanzeigers ist, insofern trifft ihn dieser Vorwurf nicht, und dieß zum Beispiel, wegen der Militairstrafen zu beweisen, rücken wir hier folgende Aufsätze aus dem preußischen Staatsanzeiger wörtlich ein, um sie den Lesern ins Gedächtniß zurückzurufen und zugleich zu zeigen: daß das, was der Staatsanzeiger ein Jahr vor dem Kriege vorschlug, jetzt durch die neuen Königl. Verordnungen, die unten nachfolgen sollen, zum Theil ausgeführt ist. Ich führe hierbei noch an, daß der Nachsatz zu dieser Abhandlung von dem Oberst Massenbach verfaßt ist. Der Aufsatz steht im Mai-Stück des preußischen Staatsanzeigers 1806 und führt den Titel:

Ueber die Verschiedenheiten des preußischen und französischen Militairs.

Die Franzosen haben seit dem Jahre 1792 die Oestreicher, Holländer, Spanier, Engländer, Neapolitaner, Schweizer, Türken, Mammelucken, Sardinier, sehr oft, die Russen selten im Felde besiegt. Sie haben ihre Grenzen bis an den Rhein erweitert, Italien und Belgien erobert, geben Holland und der Schweitz Gesetze; ihr Beherrscher macht im deutschen Reiche Könige, Churfürsten und Herzöge, tauscht Provinzen gegen Provinzen aus, rundet und formt hier viele der deutschen Staatskörper nach Gutbefinden, und ist (das kann niemand läugnen) im Kontinent von Europa unter den Tonangebern einer der Ersten, und dieß alles durch das Militair!

Die Franzosen haben sich von 1792 — 1795 mit den Preußen im Felde gemessen, wurden aber bei Pirmasens und Kayser-Lautern geschlagen und besiegt, dieß lehrt die Geschichte jener Tage. Auf der andern Seite kann man aber nicht läugnen, daß die Franzosen von 1806 nicht mehr die von 1793 sind. Der

Krieg bildet den Soldaten und den Feldherrn; und seit jener Zeit bis jetzt hat der Franzose diese Schule nicht mehr verlassen. Die Preußen haben aber seitdem die Früchte des Friedens genossen. Die Geschichte lehrt, daß immer dasjenige Volk das andere besiegte, welches die Kriegskunst am mehrsten ausgebildet hatte. Darum schlugen die Griechen die Perser; die Mazedonier beide! Darum besiegten die Römer alle Völker der bekannten Erde.

Schwerin schlug deshalb bei Mollwitz zum ersten Mal die Oestreicher, weil Fürst Leopold von Dessau der preußischen Infanterie den Gleichschritt gelehrt, und statt der hölzernen die eisernen Ladestöcke eingeführt hatte, wovon die Oestreicher nichts wußten. Können wir nicht abläugnen, daß die Franzosen in neuern Zeiten große Dinge gethan haben; so ist es gewiß der Mühe werth, die Gründe davon zu untersuchen; es interessirt einen jeden preußischen Patrioten, Vergleiche anzustellen: in wiefern die preußische Armee der französischen gleich ist, oder ihr nachsteht, der Vorzüge hat, die der gemeinste Menschenverstand begreift, und wobei es gar nicht auf strategische Kenntnisse ankömmt. Es lohnt der Mühe zu prüfen, ob nicht manche der französischen neuen Einrichtungen bei uns zu adoptiren möglich sind, und ob wir nicht manche Einrichtung haben, welche ganz und gar weggeworfen oder modifizirt werden muß?

Ich weiß mich aus meinen Jugendjahren noch sehr wohl zu erinnern, daß man in meinem Vaterlande (Westphalen) die so vielen verlornen Schlachten, ihrer Weichlichkeit und den vielen Bedürfnissen ihrer Offiziere beimaß; und wie Luckner zwischen Detmoldt und Paderborn die Bagage der großen französischen Armee erbeutete, da fand er eine Menge Riechwasser, Schminke und tausend andere Kleinigkeiten, die einen weichlichen Mann bezeichnen. Damals gab es keinen französischen Kornet bei den Gensd'armes, der nicht mehrere Packwagen und eine Menge Pferde, ja wohl gar Hunde und Maitressen bei sich führte.

Einen großen Vorzug bei den Preußen setzte man damals auf die Geringfügigkeit ihrer Equipage. Wie so ganz anders ist jetzt die Ansicht der Dinge! Um

eine richtige Parallele zu finden, muß man einzeln die Verschiedenheiten beider Armeen durchgehen.

Kanton-Wesen.

In Frankreich ist jedermann der Konscription unterworfen, sie trifft den Reichen, den Armen, und verschont keinen, der ein waffenfähiger Mann ist. Man sieht hier wenig darauf, wie viel Zolle und Striche der Rekrut hat, wenn er nur gesund, stark und im Stande ist, die Muskete zu tragen. Wer nicht selbst dienen will, mag seinen Mann stellen, der die erforderlichen Fähigkeiten hat, daher fallen die anderwärts beschwerlichen Werbungen der französischen Regierung nicht zur Last. Da auf diese Art nur die Jugend ausgehoben wird, und die Dienstzeit so kurz ist, daß der Soldat darüber nicht alt werden kann; so findet man unter dem französischen Militair keine Greise, wenige Familienväter und Ehemänner, und wenn ein Konscribirter für sich einen andern stellt; so ist es auch nur in der Regel der Jüngling, der sich ihm hingiebt. Der französische Soldatenstand ist nur die Laufbahn des Jünglings. Daher die große Munterkeit der französischen Heere, daher der große Hang zum Vergnügen, der jeden Soldaten elektrisirt. Ein jeder hält das Vergnügen für sein höchstes Ziel, er vergißt darüber alle Strapatzen und Beschwerden des Kriegs, er vergißt selbst darüber seine Siege.

Nie denkt er zurück an Haus und Hof, an Weib und Kind, an das, was hinter ihm liegt, sondern immer vorwärts ist sein Sinn gerichtet. Siege will er erfechten, sich einen Namen machen, mit einem Avancement zurückkommen oder sterben! Was hat er zu verlieren?

Werden auch die Konscribirten häufig zu den Armeen mit Gewalt geliefert: kaum hat sie der Gemeingeist ergriffen, sind sie eingeweiht in die allgemeinen Freudengenüsse; so haben sie alles vergessen und sie fangen an, des Augenblicks zu genießen. Bedenkt man, daß der Südländer überhaupt, besonders im Jünglingsalter, eine feurigere Imagination besitzt, daß das Blut rascher durch seine Adern strömt, wie bei den Nordländer; so ists nicht zu verwundern, wenn man hört, daß diese Heere, diese Masse von

Jugendkraft, Dinge bewirkt haben, die an die Unmöglichkeit grenzen; daß sie immer schon da gewesen waren, wo das bedächtige Alter langsam sich hinbewegte; daß sie mit den Gemsen in die Wette Felsen erstiegen, die das Alter nur anstaunte; daß sie in einigen Wochen Länder durcheilten, und das Ziel schneller erreichten, als der Schneckengang anderer schwerfälliger Armeen vielleicht in Jahresfrist erreicht hätte; daß sie immer den Angriff machten und den feindlichen Armeen nur eine traurige Defensive ließen.

Wenn nur Anführer, die feurigsten, klügsten, bravsten des Haufens, selbst jung an Jahren, voll wüthender Ehrbegier, nach Kronen und Fürstenhüten trachtend, ihren Feuergeist diesen Armeen einhauchten; wenn ein junger Mann aus ihrer Mitte, der sich selbst gehoben, auf der höchsten Stufe der Ehre, der Gewalt stehend, das Ganze belebte: wie war es da zu verwundern, wenn die französischen Armeen von einem Siege zum andern eilten?

Wie findet man das Kanton-Wesen in Preußen?

Nicht der ist Soldat, der gesunder, starker Mann ist; er ist es dann, wenn er das Maaß hält; hält er dieß nicht; so ist er eximirt. Gänzlich frey sind die Juden, die mährischen Brüder, und alle Sekten, denen ihr Glaube den Krieg untersagt; die Letztern bezahlen für diese Exemition, die Erstern nicht. Frey sind die großen Städte, ja ganze Provinzen; z. B. Ostfriesland, das Gebirge in Schlesien, Berlin, Danzig, Breslau, Königsberg u. s. w. Frey sind gewisse Gewerbe, als: die Tuchmacher, die Bergleute u. a. Frey macht ein Kapital von 6000 Thaler in einigen Provinzen. Frey macht das Gesetz den Erben einer bäuerlichen Nahrung, den Kolonisten u. a. m.

Es ist keine Frage: Wenn alle Exemitionen wegfielen, und jeder, der nicht dienen wollte, seinen Mann stellen müßte; wenn von dem Normalmaaß abgegangen würde; wenn man die Bagage bei der Armee vermindern und eine Menge Packknechte zum Soldatendienst heranziehen wollte; daß Preußen alsdann wenigstens 200000 Mann stellen und rekrutiren könnte, ohne der Ausländer zu bedürfen, es dürfte auch

kein Mann länger, als bis zum 30sten Jahre dienen, und die Konscription der Kantonisten vom 18ten bis zum 30sten Jahre dauern.

Der Beweis liegt in dem Verhältniß von 200000 zu 10,000000 Menschen, Preußens Volkszahl!

Was nützen die Ausländer? Sie kosten dem Staate eine Menge Geld, um sie zu werben, und bei jeder Mobilmachung laufen sie davon, es sind leidige Paradeurs in Friedenszeiten, die dann Kinder in die Welt setzen, die sie nicht ernähren können, und wodurch stets die Bettler rekrutirt werden. Durch sie wird die Moralität des Militairs verdorben; nicht Jugendstreiche sind es, die sie ausüben und den Kantonisten auszuüben lehren, nein! grobe Laster.

Wie selten treibt den Ausländer, etwas anders, als Liederlichkeit, Verdorbenheit und ein verruchtes Leben zum auswärtigen Soldatenstande? Dieß sind die Patrioten, welche die Paradeplätze in den Garnisonen füllen, die man kleidet, speist, und unterhält, welche die Revue mitmachen, wo die Gefahr nur supponirt wird, die aber nach dem ersten Kanonenschuß in der Schlacht, oder auch wohl schon auf dem Marsche, das Weite suchen, und den braven Kantonisten, der im Frieden seinen Acker baut, nun auch sein Vaterland vertheidigen lassen. Weg mit diesen Mameluken, die unser Brod auffressen. Weg mit diesem Auswurf fremder Nationen! Jeder Kantonist, der nur 5 Fuß mißt, ist besser als ein Ausländer von 5 Fuß 10 Zoll. Die Zolle gewinnen keine Schlachten!

Nur der Jurist kann fragen: ob man die Enrollirungsexemtionen aufheben dürfe? Der Staatsmann kann sich an keine Formen kehren, er zerbricht sie ohne Bedenken, wenn wegen veränderter Umstände solche Privilegien dem Gemeinwesen schädlich werden: und will man grossen Handelsstädten Kantonfreiheit bewilligen; so müssen sie (und das wird bei ihrem Wohlstande ihnen am leichtesten) ein baares Aequivalent geben, wofür im Lande Freiwillige geworben werden können. Die Vertheidigung des Staats ist die erste staatsbürgerliche Pflicht, sie muß daher mehr, wie jede andere, mit gleichen Schultern getragen werden. Das Enrollement würde demnach alle Staatsbürger treffen, und nur wirklich dienende Officianten

und die Geistlichkeit für ihre Person davon frei blei-
ben. Eben so wenig können Studien davon befreien,
und der, welcher sich den Wissenschaften widmen will,
mag seinen Mann stellen, und ist er dazu zu arm;
so mag er bis zum 18ten Jahr die öffentlichen Schu-
len besuchen, seine 12 Jahr als Soldat dienen, und
wenn dann das Talent in ihm ist, so wird ihm auch
in diesem Stande noch Zeit und Gelegenheit übrig
bleiben sich auszubilden, besonders wenn der Staat
auf alle solche Subjekte nach ihrem Abgang im 30sten
Jahre vorzügliche Rücksicht nimmt, und sie im Civil
versorgt.

Wir würden dadurch den Vortheil haben, Män-
ner und nie unbärtige Knaben in öffentlichen Aem-
tern angestellt zu sehen, und es würde auch nicht an
Subjekten fehlen, die ihren Mann stellten und sich
lediglich dem Studio widmeten. Der Andrang zu Ci-
vilversorgungen würde nicht so groß seyn, wie jetzt,
wo so viele in diesem Stande erscheinen, die weit
zweckmäßiger zur Muskete angestellt gewesen wären.

Sollte man sagen, dem Ackerbau würde es an
Händen fehlen, wenn die jetzt in den Regimentern
vorhandenen Ausländer durch Kantonisten ersetzt wer-
den sollten; so glaube ich, daß eben so viel Einländer,
als dieser Ersatz betrüge, bei einem großen Theil der
Regimenter mehr, als bisher, auf Urlaub geschickt
werden könnten; daß der Friedensdienst theils durch
Kantonisten aus den Städten, theils durch eine aus
Invaliden komponirte Landmiliz verrichtet werden
könnte — und daß die Revue nicht grade in der
Erndte und Saatzeit, sondern außer derselben veran-
staltet werden könnte. Sollte aber auch die Armee,
wie sie jetzt ist, 30000 Mann verlieren, dagegen aber
eine eben so zahlreiche Landmiliz erhalten; so würde
doch dabei großer Gewinn seyn, indem wir sichere
statt unsichere Leute erhalten würden.

Wollte man endlich aber die Ausländer beibehal-
ten; so würde blos daraus eine Vestungsbesatzung
gebildet werden müßen, so wie ehemals die 3 Wesel-
schen Regimenter zusammengesetzt waren, die nie ins
Feld ziehen durften, und woraus man vielleicht nach
dem Vorschlage des Chefs geprüfte Leute ziehen und
sie den Linientruppen einverleiben könnte, da in

der Aufnahme aus dem Ausländer zuweilen ein braver Soldat wird.

Gleichheit der Stände unter den französischen Truppen.

Die französischen Truppen bestehen aus einem Stande, es giebt in Frankreich keinen Adel mehr, der nicht verdient ist; jeder französische Soldat, der sich dazu eignet, kann General und Fürst werden. Jeder dient von unten auf, und kann nicht eher Officier werden, ehe er nicht Unterofficier gewesen ist. Wer sich auszeichnet, erreicht diese Stufe bald, wer keine Verdienste hat, bleibt ewig was er ist. Irgend ein Interesse muß dem Menschen (ein Wesen, welches aus Seele und Leib zusammengesetzt ist) zu seinen Handlungen den Reiz geben, sey es Geld, wodurch man sich physische Genüsse verschafft, sey es Ruhmbegierde, die dem Geist Genüsse giebt, oder sei es das Gefühl der Pflicht: fällt jedes Interesse weg, eine Handlung vorzunehmen, und wird sie nur durch Zwang hervorgebracht; so wird sie schlecht verrichtet.

Der französische Soldat wird durch große Mittel gereizt, seine Bestimmung so vollkommen, als möglich, zu erreichen, durch eine Aussicht auf physische und metaphysische Genüsse; er kann in seinem Stande zu großen Ehrenämtern, in seinem Staate zu großen Reichthümern gelangen. In Preußen gelangt der Dominial- und Nominaladel zu den Officierstellen in der Armee, jedoch werden bei den Husaren, der Artillerie und den Füsiliren Bürgerliche avancirt. Man hat Beispiele, daß selbst Gemeine, aus der letzten Klasse des Volks entsprossen, sich bis zu den höchsten Stufen im Militair emporgeschwungen haben. In der Regel aber ist der Junkerstand die unterste Stufe, von welcher der Edelmann sich im Dienst nach der Anciennität emporschwingt. Zur Zeit Friedrichs des Großen war die Lage der Sachen ganz anders wie heute, damals war die öffentliche Meinung noch für den Unterschied der Stände eingenommen: und beruhen auch noch so viel prätendirte Vorzüge des Adels, besonders bei dem, der nur Nominal- und nicht Dominialadel ist, auf dem Vorurtheil der Nothwendigkeit eines Mittelstandes zwischen

staatschef und Volk; so war doch diese Idee ehe-
mals in den Köpfen. Besonders aber beruhete in
den mehrsten Provinzen das Verhältniß des Bauern
zu seinem Herrn noch ganz auf dem alten Lehns-
und Dominialnexus, und die letzte Volksklasse war
daran gewöhnt, in ihrem Erb- Lehns- und Gerichts-
herrn ein höheres Wesen zu erblicken, welches ihm
Befehle zu geben befugt war. Da nun der Bauern-
stand gemeiniglich zum gemeinen Soldaten ausgeho-
ben wurde; so nahm der Kantonist jene Idee in den
Soldatenstand mit hinüber, fand hier in dem Officier
von neuem einen Herrn aus dem Stande wieder,
von dem er Befehle anzunehmen gewohnt war, und
die dem Militair so nöthige Subordination erhielt
dadurch eine sichere Basis.

Der Dominial- und Nominaladel wurde in je-
ner Zeit noch im Allgemeinen als der erste Stand im
Staate anerkannt; bei ihm war auch in der Regel
das größte Vermögen und äußerer Glanz anzutreffen;
Friedrich mußte aber (da er das Militair vorzüg-
lich zur Vollendung der Staatsmaschine brauchte, und
da die Societät noch rein militairisch war) diesem
Stande den ersten Rang einräumen: hätte er dem Adel
nun nicht ausschließlich die Officierstellen gegeben; so
konnte er nicht erzwingen, daß derselbe nicht mehr
galt, wie das Militair, und es wäre eine verderbliche
Jalousie zwischen beiden entstanden. Friedrich gab
seinem Militair durch die Idee des Point d'honneur
die stärkste Haltung; in seinen Zeiten war aber noch in
dem Adel der Geist der Chevallerie lebendig, worin der
Begriff des Point d'honneur lag, der heute noch das
Officierkorps belebt; er trug diesen auf den Officier-
stand über, da er ihn ausschließlich dem Adel ein-
räumte.

In jener Zeit, wo die Aufklärung und Bildung
des dritten Standes keine solche Fortschritte gemacht
hatte, wie nachher; wo die deutsche Literatur noch in
ihrer Kindheit lag, da fand Friedrich nur vorzugs-
weise einen gewissen Grad der Bildung feinerer Sit-
ten und einen Esprit de conduite in dem Adel, den
er auf den Officierstand übertrug, damit derselbe auch
ohne seine besonderen Vorzüge und seinen äußern
Glanz, auf öffentliche Achtung, und besonders, auf

den Respekt des gemeinen Mannes Anspruch machen könnte.

Damit aber dem Genie aus dem 3ten Stande nicht alle Aussicht auf Avancement in der Armee genommen wäre, wurden Gemeine, die sich ausgezeichnet hatten, vorgezogen. So sind die jetzt noch lebenden Generale Rudorf, Gettkandt, Göckingk und andere bürgerlichen Standes gewesen.

Jetzt, nach einem Jahrhundert, besonders seit der französischen Revolution, hat sich die Ansicht der Dinge geändert. Man kann jetzt im Preußischen nur noch zwey Stände unterscheiden, den gebildeten und den rohen. Seitdem die Literatur große Fortschritte machte; seitdem das Vermögen fast mehr dem dritten Stande als dem Adel gehört, und der Reichthum mehr als je gewürdigt wird; seitdem der dritte Stand so häufig in den Besitz adlicher Güter gekommen ist; seitdem derselbe auch auf die ersten Civilstellen Anspruch machen darf; seitdem die Unterthänigkeit der Bauern immer mehr und mehr aufhört, und der Besitz eines Eigenthums, ja selbst des Reichthums, diesen Stand in vielen Provinzen mehr gehoben hat; seitdem selbst eine gewisse Bildung, die immer Folge des Wohlstandes ist, diesem Stande nicht mehr abgesprochen werden kann; seitdem der Geist der Chevallerie den Adel immer mehr verläßt, und im Grunde der Nominaladel im dritten Stande aufgelöset ist, der Dominialadel aber nur auf eine besondere Achtung und Auszeichnung Anspruch macht, auf der andern Seite sich nicht mehr so häufig in dem Militair aufnehmen läßt, oder darin lange verweilt, sondern am liebsten als Rentier sorgenfrei lebt; seitdem der Nominaladel den Militairstand größtentheils als eine Versorgung ansieht, ohne Vermögen aber seiner Existenz keinen Glanz geben kann, sondern im Gegentheil durch Schulden, durch Armuth sich oft verhaßt, ja verächtlich macht; seitdem dürfte man von Friedrichs Grundsätzen in dieser Hinsicht abweichen.

Würde die Pflicht, im Militair zu dienen, allen Staatsbürgern gleichmäßig zuerkannt, träfe sie dann auch den Adel; so würde freilich vom gemeinen Mann an der Dienst seinen Anfang haben müssen. Hat alsdann ein Edelmann Kenntnisse, Talente, Vorzüge,

[w]elche ihm ein Recht auf Avancement geben; so wird [e]s gewiß erfolgen: hat er es nicht; so kann er auch [n]icht verlangen, gehoben zu werden. Würden Mili[ta]irschulen, wie es jetzt die Kadettenhäuser sind, noch [al]lgemeiner; würden sie, auf Kosten der Eltern, den [K]indern aller Stände ohne Unterschied geöffnet; so [w]ürden aus diesen Instituten wohl in der Regel von [se]lbst Officiere hervorgehen, und der Bauernsohn wohl [n]ur dann das Ziel erreichen, wenn er besonders Ge[ni]e und Talente zeigte.

Keinem Soldaten wäre dann der Weg gesperrt, die [hö]chste Würde zu erreichen, und es ist nicht zu zweifeln, [da]ß dieß Mittel dem Militair einen hohen Schwung [ge]ben müßte. Um aber Eltern zu bestimmen, ihre [S]öhne, von denen sie erwarten dürften, daß sie kon[sk]ribirt werden möchten, in die Militairschulen zu sen[de]n, worin der Unterricht so wohlfeil als nur möglich [ge]macht werden müßte, wäre öffentlich durch ein Ge[se]tz bekannt zu machen: daß, so wie jetzt der Adel, nur [de]rjenige Soldat (der Ausdruck Gemeiner muß gänz[li]ch cessiren) zum Officier avancirt werden könne, der [in] den Elementar-Wissenschaften, worauf alle Kriegs[k]unst beruhet, unterrichtet sey, daß jeder Zögling die[se]r Schulen in der Regel als Grenadier angestellt wer[de]n solle. Eben so eigensinnig, wie Friedrich nur [de]n Adel zum Officierstande bestimmte, und, als es in [de]n letzten Jahren seiner Kriege an Junkern fehlte, [im] Reich förmlich für die Kadettenhäuser werben ließ, [eb]en so bestimmt müßte nun darauf gehalten werden, [da]ß nur Bildung und Kenntnisse, kurz die höhere In[te]lligenz ein Recht zu diesem Avancement gäbe. Kei[ne]swegés wäre aber die Einrichtung abzuschaffen, daß [im] Officierstande nur die Anciennetät die Grundlage [d]er Beförderung sei, da sonst der Kabale zu viel [S]pielraum gelassen würde. Ausnahmen von dieser [R]egel sind bisher immer gemacht worden, und das ist [au]ch Recht, aber nur ein ausgezeichnetes Talent darf [d]rauf Anspruch machen können.

Um es zu verhindern, daß keine Invaliden im [D]ienst aufgehalten würden, und die Federkraft der [Ar]mee dadurch erlahme, wäre für die Invalidenversor[gu]ng besser wie bisher zu sorgen. Sobald wie jeder[m]ann Soldat werden muß, sobald werden wir nicht

ein so starkes Zunehmen zur Civilbeförderung sehen, und alle diese Posten werden mit Soldaten besetzt werden können, die hinlängliche Kenntnisse dazu besitzen, sobald man nur so viele unnütze Schreiberei vermeidet, und das, was man im Civildienst alten Plunder nennen könnte, wegwirft.

Wir werden alsdann nicht mehr eine Menge junger Leute als Kandidaten umherirren sehen, welche Kostgänger des gemeinen Wohls sind. Für verdiente invalide Staabsofficiere, die auch für den Civildienst nicht brauchbar sind, giebt es Pfründen in den Domstiftern: und wenn aus so vielen reichen Klöstern Militairschulen und Invalidenversorgungen gestiftet würden; so könnte es dem Staate nicht an Fonds fehlen, solchen Veteranen ein zureichendes Einkommen anzuweisen. Da der preussische Staat rein militairisch ist; so müssen alle Erziehungsanstalten diese Tendenz haben, und es würde keinem Zöglinge, der zu einem andern Fache bestimmt würde, schaden, wenn er diesen militairischen Unterricht genossen hätte.

In diesen, in dem ganzen Staat verbreiteten, militairischen Lehranstalten, wäre schon der Grund zu dem Ehrgefühl zu legen, welches das Wesen des Soldaten nur immer und endlich ausmachen wird.

Coerzitive Gewalt im Soldatenstand.

Die französischen Truppen werden größtentheils durch eine metaphysische coerzitive Gewalt regiert. Weggeworfen ist bei ihnen Stock, Spießruthen und Fuchtel, dagegen gebrauchen sie als physische Mittel, Arrest, Infamie und Todesstrafe; man wendet den Arrest auch als methaphysisches Mittel an, denn der Soldat, der in Arrest kommt, wird schon von seinen Kameraden nicht mehr so geachtet, als der, welcher nie dadurch gestraft wurde. Infamie und Todesstrafe, vernichten den Kriminalverbrecher, Desertion und Verrätherey finden wenig bei den altfranzösischen Truppen statt, und gehören vorzüglich in die Kategorie der Criminalverbrechen. Zu den rein metaphysischen Mitteln, durch die man auf den französischen Soldaten wirkt, gehören die ehrenvollen Auszeichnungen durch Aufnahme in die Ehrenlegion, durch Dekorirung mit Ehrensäbeln, Flinten u. s. w.

Der berühmte erste Grenadier der Armee Latour Auvergne wird noch immer, als wenn er lebte, i Abrufung des Regiments genannt, und statt sei- r ruft ein Kamerad, dem dieß wieder eine Auszeich- ng ist.

Il est mort sur le champ d'honneur

Dahin wirken die Reden an die Truppen, die anifeste, die Bulletins und die deshalb ins Feld tgenommene Buchdruckerei; jeder Soldat interessirt) für den Krieg, als wenn er ihn für sich selbst)rt; er lieset alles was darüber bekannt gemacht rd mit Begierde.

Dahin gehören selbst die Auszeichnungen der Nach- lassenen derer, die auf dem Schlachtfelde blieben. as that Napoleon nicht für diese nach der Schlacht i Austerlitz!

Bei den preußischen Truppen sind bis jetzt der ysischen Mittel mehr, als der methaphysischen gewe- i. Nur bei dem Officierkorps sind letztere überwie- nd; Friedrich Wilhelm II. führte zuerst die)renmedaillen bei dem Militair ein, die von Stock d Spießruthen eximiren. Er that dadurch den er- n Schritt in dieser Hinsicht.

Die französischen Mittel, dem Ganzen Haltung geben, können im Preußischen bis jetzt noch nicht ne Einschränkung eingeführt werden, und das halte für ein Unglück. Man kann sich aber dem Ziele hern.

Die Ausländer, welche in der Regel den Auswurf anderer Nationen ausmachen, müssen zuförderst ent- fernt werden, wie oben vorgeschlagen worden ist. Sie sind nur durch grausame körperliche Strafen im Zaum zu halten.

In den Provinzen des preußischen Staats, wo noch strenges Leibeigenthum herrscht, wird der Bauer, vom Knaben bis ins Greisenalter, durch den Stock und Kantschuh regiert; wollte man diese Instru- mente wegwerfen, wenn er ins Militair intritt; so würde er, daran gewöhnt, ausarten; besonders da er für alles Ehrgefühl unempfänglich und ohne allen Schulunterricht ist. Es ist daher nach und nach nur hierin fortzuschreiten. Das Leibeigenthum muß erst aus der Welt; Militairschulen müssen al-

lerthalben etablirt werden, und in den Provinzen jenseits der Oder, in Pommern und Oberschlesien vorzüglich, müßte jedes Regiment in seinem dritten Bataillon die bestehenden militairischen Strafen beibehalten, wenn man auch in den übrigen Provinzen füglich Stock und Spießruthen wegwerfen könnte. Z. B.

a. In den Vestungs-Regimentern, die blos aus Ausländern bestehen, bleiben alle Strafen wie sie sind; aus ihnen avancirt der Soldat, groß oder klein (gleichviel) in die Depots, welche auch bei der Kavallerie in Friedenszeiten existiren müssen.

b) Bei den Depots in den Provinzen, wo noch das Leibeigenthum herrscht, und der Grundherr seine Bauern peitschen läßt, bleiben die Strafen wie sie sind.

c) Bei den Depots in den übrigen Provinzen werden die Spießruthen, und der Stock beim Exerzieren weggeworfen. Der Stock und die Fuchtel bleiben als Strafe außer dem Exerzieren; statt der Spießruthen führe man Infamie und Todesstrafe ein, oder versetze den Soldaten in die Vestungsregimenter, welches nur militairische Korrektionsinstitute seyn müssen.

d) Vorausgesetzt, daß die Depots durchaus die Tendenz einer Korrektionsanstalt nicht haben sollen, sondern die der Pflanzschulen für die Linienregimenter; so avazirt man aus diesen zum 1sten und 2ten Bataillon, aus diesen Bataillonen zu den Grenadieren, jedoch durchaus nicht nach Zoll und Strich; diese unglückliche Idee von physischer Schönheit, von guten Wuchs, vom Maaßhalten und von Zoll und Strichen, muß aus den Köpfen mit Gewalt vertrieben werden. Es können aber diese Linientruppen aus den Gebildeten des Volks auch direkten Zuwachs erhalten, und man kann die Grenadiere durch die gebildete Klasse rekrutiren. Bei dem 1sten und 2ten Bataillon müssen durchaus nach Unterschied der Provinzen, je nachdem sie kultivirter sind oder nicht, alle Leibesstrafen, höchstens aber die Fuchtel beibehalten werden. Bei den Grena-

dieren fallen sie aber gänzlich weg. An ihre Stelle treten Arrest, Todesstrafe, Versetzungen in die Vestungs-Regimenter u. s. w.

e. Ehrenzeichen müssen nicht nur beibehalten, sondern vermehrt werden. Ich halte aber die Medaillen nicht für zweckmäßig, da an ihnen noch der Begriff vom Gelde klebt, und man immer sagt: eine Medaille 2 Dukaten, 10 Dukaten an Werth u. s. w., man gebe andere Ehrenzeichen, und wären sie auch von Eisen, der Werth steckt nicht in ihnen, sondern in dem Mann, der sie trägt.

f. Bei der Kavallerie und Artillerie müssen die nämlichen Einrichtungen, wie bei der Infanterie, durch Depots und Grenadiere getroffen werden.

g. Es versteht sich von selbst, daß eine Rangordnung unter den Truppen existiren muß, je nachdem sie bei einem Vestungs-Regimente, bei den Depots, bei den Füsiliren und Grenadieren dienen, so bei der Kavallerie; zwischen dieser und der Infanterie sey aber im Allgemeinen kein Unterschied, und daß dieß bei den Franzosen ist, finde ich sehr fehlerhaft; dadurch wird eine Eigenliebe hervorgebracht, die auf kein Verdienst begründet ist.

Verpflegung des Militairs.

Im Kriege entscheidet nur zu oft der Augenblick; wer eine Anhöhe nur 5 Minuten früher erreicht als der andere, trägt oft den Sieg davon.

Wie schnell die Franzosen agiren, haben ihre letzten Siege bewiesen; was sie dadurch bewirkt haben, fühlen wir alle!

Bei den französischen Armeen findet man wenig Packwagen, oft fährt ein einziger Wagen das Gepäck eines ganzen Regiments. Jeder Officier geht zu Fuß, ihre kleinen Mantelsäcke tragen sie oft selbst, oft werden sie auf wenigen Wagen gefahren. Die Zelte sind bei der ganzen Armee abgeschafft, statt ihrer baut man Erdhütten oder bivouakirt. Die Franzosen führen keine Brodwagen und keine Feldbäckereien mit sich herum; wohin sie kommen muß der Unterthan für alles sorgen.

Das erstere halte ich für Unvollkommenheit, das letztere für eine Barbarei, welche aber die Noth entschuldigen kann.

Daß die preußische Armee ihre Bagage wie ehemals hat, ist bekannt. Daß bei der preußischen Armee das Verpflegungswesen einer Reform unterworfen werden muß, das lehrt die Tagesgeschichte, das Getraide war zu theuer, die Trainpferde zu schlecht, noch schlechter unterhalten.

Eben so gut wie bei den Franzosen, können die Zelte abgeschafft werden; was der französische Körper verträgt, kann auch der preußische Officier, er kann zu Fuß gehen, und aus den Ersparnissen die daraus entstehen, verbessere man seine Gage. Was aber das Magazinwesen; so kann solches wohl reformirt, aber nicht weggeworfen werden, denn:

1. Die Franzosen agirten bisher immer nur in Feindes Land, und werden es noch ferner thun, so lange die Zugänge in ihr Vaterland unzugänglich sind, wie jetzt. Preußen wird in einem russischen und französischen Kriege, immer nur in seinem Innern, oder in Freundes Landen zu kämpfen haben, hier aber die Magazine nicht entbehren können, wenn die eignen Unterthanen nicht ruinirt, und dadurch die eigne künftige Subsistenz nicht vernichtet werden soll.
2. Wenn Napoleon es wagte, nach Wien zu marschiren, ohne an einige Verpflegung seiner Truppen zu denken; so that er dieß, weil er dazu gezwungen war, denn es fehlte ihm an Gelde dafür selbst zu sorgen, und an Zeit, Getraidemassen zu häufen, er mußte alles aufs Spiel setzen. Il faut risquer tout, pour gagner tout, sagte er selbst bei einer gewissen Gelegenheit. Er eroberte die Magazine, deren er bedurfte, die Feinde selbst mußte ihm alles liefern, was er gebrauchte. Wie würde es ihm aber und der Armee gegangen seyn, wenn er bei Austerlitz geschlagen, und dahin seinen Rückzug nehmen mußte, wo er hergekommen war? War wohl seine Subsistenz gesichert?
3. Alles wegnehmen, was man im Kriege findet, kann oft in Barbarei ausarten, verdirbt den kriegerischen Geist, begründet ein Raub- und Plünderungssystem, wobei alles Ehrgefühl der Soldaten verloren geht.

Sollte

Sollte dieß bei dem französischen Militair so fortdauern, was ich aber nicht glaube; so würde es darin zu Grunde gehen und wieder aufhören zu seyn, was es jetzt ist! Ohnstreitig hat darin ein preußisches Heer Vorzüge, daß bei ihm diese Methode nicht statt findet, vielmehr der Soldat geliefert bekommt, was er braucht, aber sich nicht nehmen darf, was ihm abgeht.

Daß aber das preußische Verpflegungswesen reformirt werden müsse, ist eine andere Frage. Ich glaube, der erste Schritt dazu wäre, alle Theilnahme des Civils davon zu entfernen.

Im Civil ist jetzt die Wuth zu schreiben, nicht zu handeln, alles kollegialisch zu behandeln, was man dem Individuum überlassen sollte, Einheit führt im Kriege zum Ziele. Bei der preußischen Armee haben die Chefs der Kompagnien die Verpflegung derselben zu besorgen, und sind dafür verantwortlich; die Chefs der Regimenter mögen daher für diese, die Feldherren für die ihnen anvertrauten Armeen sorgen.

Alle Kommissariate, alle Verpflegungsämter sollen wegfallen. Jedes Feldherrn Sache sey es, seine Truppen zu verpflegen, wozu er die etatsmäßigen Gelder erhält; die wegen der Verpflegung zu treffenden Anstalten lasse er durch dazu angestellte Officiere einrichten, und auch Officieren, und zwar zuverlässigen, sey die specielle Aufsicht über die Verpflegung des Trains anvertraut.

Von Fertigung, Legung und Justificirung weitläuftiger Rechnungen, die nachher im Staube königlicher Registraturen modern, sey gar nicht die Rede. Sie sind völlig überflüssig; im Kriege braucht man seine Zeit besser. Ungeachtet vieler Wagen voll Rechnungen, nebst (oft selbst gemachten Belegen), die ehemals die Verpflegungsämter abgegeben haben, und auch richtig darüber dechargirt worden sind, hat man doch häufig genug ausgehungerte Trainpferde, für welche die Kommissaire den Hafer gefressen haben, auf den Landstraßen krepiren sehen.

Der Feldherr, dem die Verpflegung seiner Armee künftig allein anvertraut würde, und der dafür stehen muß, daß keine Plünderung der Unterthanen erfolge,

wofür er verantwortlich seyn sollte, legt lediglich dadurch seine Rechnung über die erhaltenen Gelder ab:

1. daß seine Trainpferde im guten Stande sind;
2. daß er immer zur rechten Zeit an dem Orte war, wo er hinmarschiren sollte, und es nicht hieß: die Brodwagen blieben aus;
3. daß keine ausgeplünderten Bauern über ihn klagen;
4. daß die zur Verpflegung kommandirt gewesenen Officiere, die vor dem Kriege nichts hatten, nach dem Kriege keine großen Güter kaufen, wozu das Futter der verhungerten Pferde das Geld lieferte.

Wozu wollte man Rechnungen und dicke Akten von einem Mann verlangen, dem das Leben so vieler Menschen anvertraut ist, dem man das Wohl ganzer Provinzen anvertraut? Legen die Feldherren auch Rechnungen von dem Menschenblute, welches sie ohne Nutzen verschwendet haben, ab?

Einem Feldherrn, dem man Armeen anvertraut, dem kann man auch die Verpflegung allein überlassen! Er muß den Zweck wollen, er kann daher nicht die Mittel vernachlässigen; es ist nicht zu vermuthen, er werde die Verpflegungsgelder einstecken, und aus Mangel an Subsistenz den Sieg seinen Händen entwinden lassen! Daß seine subordinirten Officiere sich keine Betrügereien erlauben werden, dahin wird der Feldherr schon sehen, nur zu bald würde Infamie und Kassation darauf erfolgen. Was ist aber von einem Ausschuß zu erwarten, der jetzt interimistisch, ohne Zucht, Ordnung und Aufsicht, bei den Verpflegungsanstalten angestellt wird, und als Esel sich nicht umsonst an die Krippe binden läßt? Ob man nicht statt Brod, Zwieback, statt Fleisch, Taschenbouillons einführen könnte, überlasse ich dem Urtheil der Kenner.

Montirung und Armatur.

Man hat bei der französischen Armee allen überflüssigen Zierrath bei der Montirung abgeschafft, ohne zugleich die Eleganz zu vernachlässigen, man hat die Armatur so leicht und doch so zweckmäßig als möglich gemacht.

Ob man hierin beim preußischen Militair nicht sehr viele Reformen bewirken könnte, überlasse ich dem Urtheil der Kenner.

Ob in Friedenszeiten, wenigstens bei den Grenadieren, wie bei den Franzosen, Fecht- Tanz- und Voltigirmeister gehalten, und dem Soldaten mehr Gelegenheit gegeben werden sollte, sich zu bilden? Ob Lesebibliotheken nicht so allgemein als möglich bei den Regimentern einzuführen wären? Dieß alles leidet wohl kein Bedenken!

Wenn man es aber bei den Franzosen zu loben geneigt ist, daß sie auf das Exerzieren, auf geschlossene Glieder, auf richtiges Marschiren, mit einem Wort, auf Taktik wenig halten, und durch ihr schnelles Vorrücken, durch das Umgehen der Flügel, durch Kolonnenangriff schwacher Punkte feindlicher Armeen, bisher so viele Vortheile errungen haben; so kann ich darin gar keinen Vorzug finden, sondern ich glaube vielmehr, daß es bisher ein nothwendiges Uebel war, so zu agiren, da man die Truppen auszuexerzieren nie Zeit hatte.

Eine Armee wird immer eine Maschine, eine Kombination einzelner Theile zu einem großen Ganzen bleiben, wenn sie etwas wirken soll. Nur dann, wenn die Franzosen eine preußische Armee im freien Felde, bei gleichen Streitkräften, unter tüchtiger Anführung werden geschlagen haben, dann werde ich hierin meine Meinung aufgeben. Ueber die Invalidenversorgung sollen nächstens meine Ideen detaillirt erscheinen.

Urtheil eines Sachverständigen über diesen Aufsatz, und Antwort des Verfassers.

Dieser Aufsatz enthält manches Gute, er müßte aber en detail bearbeitet werden, wenn er Nutzen stiften sollte.

Ist wahr! aber kein Gegenstand für ein Journal, wodurch dergleichen Materien nur in Anregung gebracht werden sollen.

Wer verdient Soldat zu seyn, verdient auch Feldmarschall zu werden, und müßte von keiner Auszeichnung des Adels mehr die Rede seyn. Sollten aber die Söhne der neuen Fürsten in Frankreich nicht neue Vorzüge erhalten?

Wenn das ist; so kehrt damit die alte Lehnsverfassung und alle ihre Uebel zurück.

Es ist nicht der Mühe werth, was wir gewinnen, wenn wir die Officierspferde abschaffen; dadurch verliert der Geist des Dienstes. Wer Officier ist, muß mehr seyn als Gemeiner, und muß auch mehr thun als dieser.

Es ist nur angedeutet worden, daß der preußische Officier fähig sey das zu leisten, was der französische leistet. Freilich dürfte die Abschaffung der Officierpferde die letzte Ersparniß seyn, und in den Folgen, die es haben kann, stimme ich Obigen bei.

Um Gottes willen aus den Garnison-Regimentern keine Korrektions-Anstalten gemacht! Daß sie es unter Friedrich II. waren, kostete ihm Glatz.

Dann schaffe man die Ausländer ganz ab; besser eine Vestung verloren, als eine ganze Armee verdorben, besser, die Vestungs-Besatzung zur Korrektions-Anstalt bestimmt, als wenn man das Militair überhaupt dafür hält, und es oft heißt: wir wollen den Taugenichts unters Militair stecken.

Was mir am wenigsten gefällt! ist das Kapitel vom Verpflegungswesen, das dem Feldherrn übertragen werden soll. Das geht nicht! Er muß ein Kommissariat haben.

Das versteht sich von selbst! Es ist aber etwas anders, ob der Chef dieses Kommissariats der Feldherr, oder irgend ein Minister, oder Kriegskollegium ist! Ob man Officiere, oder den Ausschuß des Civils anstellt.

Ich wünsche, daß mehrere Sachkenner diesen Gegenstand bearbeiten möchten, und das Publikum, durch das Debattiren darüber, der Wahrheit auf die Spur käme.

Ein zweyter steht im Juni-Heft 1806. unter dem Titel: „Der Korporalstock." Beide Aufsätze sind von mir.

Der Korporalstock.

Beschäftigt, die preußische Finanzverfassung in ihren Urquellen aufzusuchen, las ich den 4ten Theil der Myliusschen Edikten-Sammlung, der mir manche erwünschte neue Uebersicht dieses scientivischen Feldes verschaffte. Auch das, was so eigentlich nicht zu mei-

nem Plan gehörte, übersah ich nicht, denn ich behaupte: viel wissen sey besser, als zu wenig; und so fiel mir auch ein Patent König Friedrich I. vom 3ten Aug. 1709 auf, das ich mit inniger Freude in mir aufnahm, mit inniger Freude, sag ich, denn es spricht die hochherzige Humanität des Monarchen sehr deutlich und erfreuend aus. Schwerlich werde ich es je vergessen.

Meine Arbeitszeit war verflossen, ich machte meinen gewöhnlichen Spaziergang vor Tische nach dem Exerzierplatze, in einer niedlichen Gegend vor dem Stadtthor; hier übte man heute ein Grenadierbataillon in den Waffen und in Evolutionen. Ein schöner, und ich darf sagen, für mich imponirender Anblick.

In geschlossenen Reihen marschirte das Bataillon; ich sah früher mehr preußische Truppen, aber vollendeter sah ich keine sich bewegen, in schönerer Haltung keine sich üben.

Sehr natürlich kam ich durch diesen Anblick auf die Zeichen der Zeit, auf die Geschichte des Tages: „Zwar — sagte ich mir — sähe ich sehr ungern eine Fehde zwischen Preußen und Franzosen entstehen; aber wäre es der Fall, kämpften diese meine braven Landsleute für Preußens Selbstständigkeit, Ehre und Glück, wahrlich, sie müßten Sieger seyn! Sind alle preußischen Krieger, wie diese; so vermögen weder Schweden noch Oestreicher, Russen oder Franzosen, diese trefflich geschlossenen Glieder zu durchbrechen, und ihnen den Lorbeer zu entwinden!"

In diesem Augenblicke ertönte neben mir im Gebüsch ein vortrefflicher militairischer Marsch, und mein vorheriger Glaube ward zur Ueberzeugung; meine Phantasie stellte mich an die Spitze dieser Braven, ich führte sie in den Kampf für ihr geliebtes Vaterland, ihre Augen flammten, ihre dichten Linien durchbrachen die feindlichen Reihen unaufhaltsam, Tod und Verderben war das Loos der Widersacher, Sieg das Meinige, und eben wollte ich ein herzliches Viktoria rufen, als ein Trupp Rekruten vor mir vorübermarschirte. „Ein und zwanzig, zwei und zwanzig!" schrie mir der kommandirende Unterofficier in die Ohren. Der letzte Trupp wich aus der Linie. Da ergriff der Korporal den Stock und gab damit dem Fehlenden 3 energische Hiebe auf den Rücken und einen auf die Waden.

Das Viktoria von vorhin blieb mir im Halse stekken und weg war der Enthusiasmus. Und als nun vollends der Rekrut vor mir vorbeimarschirte, (es war ein junger hübscher Kantonist, mit einem sehr gutmüthigen Gesichte) ich zwei große helle Thränen über seine braunen Wangen herabrinnen sah, da fühlte ich mit ihm den Schmerz, da theilte ich seinen Unmuth, da bildete sich in mir der Gedanke: Sollte wohl eine solche Mißhandlung Helden erschaffen können?

Meine jetzigen Empfindungen waren von den frühern sehr verschieden, ich wollte nicht mehr an der Spitze so bearbeiteter Krieger stehen, ich traute ihrem Muthe nicht mehr, ich sah sie nicht siegen; aber ich rief mir jetzt und auf dieser Stelle das Patent vom 3ten August 1709 wieder ins Gedächtniß zurück. Es lautet wörtlich so:

„Demnach Sr. Königl. Majestät in Preußen unserm „allergnädigsten Herrn von Dero Unterthanen über „das üble Traktament der Beamten und dgl. Be„dienten eine Zeither vielfältig geklagt worden; als „verordnen Se. Königl. Maj. hiermit und Kraft „dieses, daß hinfüro kein Beamter, Hof- oder Jagd„bedienter, er sey, wer er wolle, bei Vermeidung „harter Bestrafung sich unterstehen solle, Dero Un„terthanen ferner zu schlagen oder zu prügeln, son„dern, wenn selbige excediren, sollen sie mit Gefäng„niß oder auf andere Weise, nach vorhergegangener „Untersuchung der Sachen, abgestraft werden; wo„nach sich gehorsamst Männiglich zu achten, und vor „Schaden zu hüten hat.“

Dieß Patent und jener Korporalstock schien mir der lebhafteste Kontrast, und unmuthig verließ ich die Stätte, wo sich mir der Verdruß aufgedrängt hatte.

Auf dem Rückwege ward ich etwas kälter, und der Verstand schlug auf meine Empfindungen, wie der Stock auf die Wade des Rekruten. „Es muß doch wohl ein Grund seyn,“ — überlegte ich — „warum der Stock ein nothwendiges Uebel ist!“ Diesen aufzusuchen bemühte ich mich, aber ob ich gleich deren mehrere fand; so waren sie alle seicht, keiner überzeugend.

Es fiel mir ein, daß im Jahr 1709, als die preußische Armee im Entstehen war, man jenen kategorischen Imperativ als unentbehrlich vielleicht eingeführt hatte.

Gut; aber bei dem Bauer hat man ihn laut obigen Patents abgeschafft? Ein Widerspruch! Der große Friedrich duldete keine Bedrückung der Landleute, und doch ließ er seine Soldaten prügeln, und der sanfte Friedrich Wilhelm setzte erst hier ein Ziel.

Eine Armee, sagt man, sey eine Maschine, sie müsse daher auch als Maschine behandelt werden. Aber wozu denn die treffliche exaltirende kriegerische Musik? Kann sie auf Menschen impulsiren, die nicht fühlen, die nur mechanisch die vorgezeigten Bewegungen vollbringen? Wäre für solche Geschöpfe nicht ein geringeres Taktmaß genug? Wozu den Soldaten, der nur per baculum zu leiten ist, durch Janitscharenmusik begeistern, zum Siege aufmuntern wollen? Ein Kontrast!

Wozu endlich die Eleganz der Montur? Wozu die mancherley schimmernden Zierrathen? Wozu Gold, Silber und Farben-Kontrast in der Kleidung? Man will bewirken, daß der Soldat angenehm ins Auge falle, daß er etwas auf sich halte, seinen Stand liebgewinne; und überall schimmert entstellend der Stock durch. Wie ist mit dem allen der Stock in Harmonie zu bringen? Soll etwa der Prunk und die Zierde der Gewänder nur dem Zuschauer Freude machen?

Der Bauer ist, sobald er selbst den Acker baut, (sey es eignes oder fremdes Interesse, daß ihn dazu bestimmt) in der Regel jetzt noch als ein Ackerinstrument anzusehen; einförmig durchwühlt er die Erde, einmal wie das andere zieht er hinter dem langsamen Ochsen her, die Furchen aufwerfend, schwengt den Dreschflegel und die Sense, führt die Harke und den Spaten, und so wie der Ackergaul oder Zugochse ohne Bewegung einen Peitschenhieb aufnimmt, eben so wenig nimmt der Bauer vom Klatschen des Kantschuhes auf seinen Rücken Notiz. Wenn nun der Soldat ein Kriegsinstrument, wie jener Bauer ein Ackerinstrument ist: warum — so kann man doch billig fragen — warum verbot Friedrich I. im Jahr 1709 jenen zu prügeln, und im Jahr 1806, also 97 Jahr später, applizirt der Korporal einem Grenadier Stockschläge, weil seine Beine noch nicht die Idee des „Ein und zwanzig, zwei und zwanzig" aufnahmen? Traut man dem Korporal etwa mehr Intelligenz als dem Beamten zu? Sollte im Nothfall (wenn es ja seyn muß) nicht der verständige

Officier strafen und aufmerksam machen? Oder muß das wirklich alles so, und nicht anders seyn? Diese Idee associirte sich mit einer verwandten:

Nirgends existirt ein Gesetz, daß die Gutsbesitzer ihr Zugvieh nicht schlagen sollen; aber wehe dem Kavalleristen, der, wenn er beobachtet wird, sich untersteht, seinem Pferde Schläge zu geben.

Bekanntlich befolgen die Kavallerie-Pferde, wenn sie einige Jahre gedient haben, unaufgefordert das Kommando; macht aber ein Remonte-Pferd eine Ausnahme von dieser Regel; so wird — wie ich gesehen habe — nicht das Pferd, sondern der Reiter dafür geprügelt. Ist das gerecht? Als Beweis dafür eine Anekdote, die buchstäblich wahr ist:

Ein Dragoner konnte sein wildes Pferd nicht lenken, und es störte und verdarb das ganze Manöver, da mußte der Reiter absitzen und erhielt eine Menge Hiebe. Der brave ehrliebende Mann, welcher sich im letzten französischen Kriege am Rhein sehr vortheilhaft ausgezeichnet hatte, bestieg wüthend sein Pferd und schlug es, als er bald nachher zu Hause anlangte, auf der Stelle todt. Natürlich lief er nun Gassen.

Nach allen diesen Spekulationen weiß ich noch immer nicht, ob der Stock so höchstnöthig ist; aber ich begreife wenigstens, daß, wenn er hier unentbehrlich ist, auch bei dem polnischen Bauer der Kantschuh nothwendig ist, besonders da man dem Gutsbesitzer noch mehr Humanität als dem Unterofficier zutrauen kann. Man kann alle Janitscharenmusik, Pauken, Trompeten, splendide Uniformen, Tigerdecken, Federbüsche ablegen; um das Marschtempo zu geben, allenfalls das Nachtwächterhorn oder die Holzklapper erwählen, und die Körper mit leinenen Kitteln bedecken.

Wer jene Widersprüche vereinen, und mir seine motivirte Meinung darüber sagen kann und will, wird mich sehr verbinden.

Hierdurch wäre denn wohl der Vorwurf von mir abgewälzt, daß ich den Untergang des Staats abgewartet hätte, um dann über seine Formen mich lustig zu machen. Der Jean Paulsche Vordersatz: „Muß ein Staat erst todt seyn —“ ist übrigens ganz irrig, wie sollte es nicht der Nachsatz seyn? Wie können die

Feuerschirme Preußen für todt halten, da sie sich bestreben, Angriffe auf die alte Verfassung abzuwehren. Einem Todten schadet ja kein Aergerniß. Daß Preußen nicht todt ist, dieß beweisen folgende neue militairische Strafgesetze; Verordnung wegen der Militairstrafen und Verordnung wegen Bestrafung der Officiere. Beide übertreffen meine Erwartung, besonders da sie, wie in den N. Feuerbränden und den Vertr. Briefen so oft gesagt worden, von dem das Militair belebenden Ehrgefühl ausgehn, und solche zweckmäßige Strafmittel aufstellen, welche diesem Ehrgefühl nicht Abbruch thun, vielmehr solches erwecken. Sie sind vortrefflich, da sie nicht blos das reinmilitairische Ehrgefühl, welches die alte Officierkaste inspirirte, sondern das wahre, auf reine Sittlichkeit gegründete, sich zum Stützpunkt gewählt haben.

Verordnung wegen der Militairstrafen.

Seine Königliche Majestät von Preußen ꝛc. haben Sich bewogen gefunden, in den bisher in der Armee üblich gewesenen Strafen Veränderungen zu treffen, und neue, den besondern Verhältnissen der allgemeinen Konscription angemessene, Strafgesetze einzuführen.

Allerhöchstdieselben befehlen hiedurch allen höhern und niedern Militair-Befehlshabern und Behörden, diese nicht nur auf das genaueste zu befolgeu, sondern auch im Geiste derselben, bei den Militair-Bestrafungen zu verfahren, und die neuen Kriegs-Artikel, vom 1sten September d. J. an, ohne alle Rücksicht der bisherigen Verhältnisse, in Anwendung zu bringen.

Ueber die Behandlung der Soldaten im Allgemeinen.

Da die allgemeine Militair-Konscription in der Folge junge Leute von guter Erziehung und feinem Ehrgefühl als gemeine Soldaten unter die Fahnen stellen wird; so ist mit Zuversicht zu erwarten, daß diese nicht nur selbst ihren Vorgesetzten willig folgen und durch gute Applikation den Militair-Dienst leicht erlernen, sondern auch eben hiedurch ihren Kameraden aus den weniger gebildeten Ständen ein Beispiel vernünftigen Gehorsams und wirksamer Anwendung ihrer Kräfte und Fähigkeiten geben und zu ihrer Ausbildung mitwirken werden, und daß daher mit einer gelinden Be-

handlung, Ordnung und Disciplin in der Armee werden erhalten werden können.

Seine Königliche Majestät versehen Sich zu den Officieren, daß sie sich ihre ehrenvolle Bestimmung, die Erzieher und Anführer eines achtbaren Theils der Nation zu seyn, immer vergegenwärtigen, und, wenn auch durch den Weg der Konscription ein rohes Individuum unter ihre Befehle kommen sollte, lieber suchen werden, solches im Anfange durch zutrauliches Zureden und Verdeutlichung der ihm obliegenden Pflichten, und erst dann, wenn dieses sanftere Verfahren nichts fruchtet, durch verständige Anwendung der erlaubten Bestrafungs-Arten in ihren verschiedenen Abstufungen zu bessern.

Die Erfahrung lehrt, daß Rekruten ohne Schläge im Exerciren unterrichtet werden können. Einem Officier, dem dieß unausführbar scheinen möchte, mangelt entweder die nöthige Darstellungsgabe oder der klare Begriff vom Exercir-Unterricht in seinem Fortschreiten vom Leichteren zum Schwereren, folglich die für seinen Posten unentbehrliche Ausbildung. Einem solchen Officier ist der Unterricht im Exerciren so lange abzunehmen, bis er sich die durchaus nöthige Fertigkeit, den Soldaten in seinen Dienstpflichten auf eine faßliche Art auszubilden, erworben hat. Er muß dahingegen bis zu diesem Zeitpunkte jedem Rekruten-Exerciren beiwohnen, und die ihm fehlende Dienst-Eigenschaft wird in der Konduiten-Liste bemerkt.

Die höhern Befehlshaber, und die der Kompagnien und Eskadrons sind dafür verantwortlich, daß ihre Untergebenen weder den Soldaten auf eine rohe Art behandeln, noch sich fernerhin das hie und da übliche Schimpfen desselben erlauben. Dahingegen stehen dem Officier in Friedenszeiten bei thätlichen Widersetzungen eines Einzelnen oder Mehrerer, und in Krieges-Zeiten bei Versammlung der Truppen, bei Allarmirungen, beim Anrücken ins Gefecht, im Gefecht, beim Rückzuge, und endlich bei Verwehrung der Plünderungen 2c. alle Mittel zu Gebote, seinen Befehlen Gehorsam zu verschaffen, und er ist in solchen Fällen sogar berechtigt, den widerspenstigen Soldaten auf der Stelle niederzustoßen, wenn andere Mittel, den durchaus nöthi-

gen Gehorsam zu erhalten, nicht kräftig oder nicht schnell genung sich darböten.

Die hier angegebenen Mittel müssen von dem Officier mit vernünftiger Umsicht, Ueberlegung und ohne persönliche Leidenschaftlichkeit angewendet werden, wenn er sich nicht strenger Bestrafung, als Kassation, Vestungs-Arrest bis auf mehrere Jahre und nach Befinden noch härterer Strafe aussetzen will. Ein jeder Officier, der sich in der Lage befindet, eine solche außerordentliche Maasregel auszuüben, muß den Vorfall nachher seinem Vorgesetzten sogleich anzeigen, der dann die Rechtmäßigkeit dieser Maasregel untersuchen soll. Wenn der Officier seine Würde nur in Ausbildung seiner Fähigkeiten, Vermehrung seiner Kenntnisse und wirklichem innern Werth setzt, wenn er überall auf seine Handlungen strenge Aufmerksamkeit richtet und unpartheiisch und gerecht gegen seine Untergebenen ist; so kann es ihm nicht fehlen, daß er sich nicht die Liebe, das Vertrauen und den achtungsvollen Gehorsam derselben in hohem Grade erwerben, und sein Ansehen fest und bleibend gründen wird.

Ueber die anzuwendenden Straf-Arten.

Kleine Exercir- oder Dienstfehler, Unregelmäßigkeiten im Anzuge und andere geringe Vergehungen der Soldaten können durch Nachexerciren, Reinigung der auf den Montirungs-Kammern befindlichen Armatur-Stücke ꝛc. und durch Straf-Wachen geahndet werden. Eben so können bei der Kavallerie und reitenden Artillerie, wo die Arreststrafen wegen der Wartung der Pferde unbequemer als bei der Infanterie sind, kleinere Vergehungen durch Putzen der Pferde und des Reitzeuges der auf der Wache befindlichen Leute, öffentliches Putzen der Pferde und durch Stellung unter die Aufsicht eines zuverlässigen Kavalleristen, ohne dessen Erlaubniß der Bestrafte den Stall nicht verlassen darf, und dessen Anordnungen er Folge leisten muß, bestraft werden. Es bleibt den Befehlshabern überlassen, noch mehrere ähnliche geringe Strafen zu verhängen, die, sobald sie nur nicht körperlich oder das Ehrgefühl verletzend sind, als gesetzmäßig betrachtet werden können.

Erster Grad des Arrestes.

Bei den Arreststrafen findet eine dreifache Abstufung statt. Der erste Grad, gelinder Arrest, theilt sich wieder

in Hausarrest und einsames Gefängniß ab. Ersterer wird bei kleineren Vergehungen, besonders bei gebildetern Soldaten, seine Wirkung nicht verfehlen, während öffentliche Bestrafung das Ehrgefühl verschlechtert und oft das Gemüth verstockt. Verläßt ein mit dieser gelinden Strafe belegtes Subjekt seinen ihm auf Treue und Glauben gegebenen Arrest, oder mißbraucht es ihn zu Spiel und Trinkgelagen; so erklärt es hierdurch sich selbst dieser feinern Behandlung für unwürdig, verwirkt demnach die ihm durch Bildung gewordenen Vorzüge einer mildern Behandlung, und es tritt Arrest mit Einsamkeit ein.

Die zeitherige Verwahrung der Arrestanten in den Wachtstuben ist durchaus unzweckmäßig, und Einsamkeit ist zu Erreichung der bei jeder Bestrafung vernünftigerweise vorwaltenden Absicht, nämlich der Besserung des zu bestrafenden Individui, durchaus nothwendige Bedingung. Bei dem künftighin verminderten Wachtdienst ist in jeder Garnisons-Stadt eins der überflüssigen Wachthäuser zu diesem Zweck einzurichten, und mit kleinen Abtheilungen zu versehen. Seine Majestät werden Allerhöchst Ihren Civil-Behörden befehlen, die hierzu nöthigen Kosten aus dem Service-Fonds bestreiten zu lassen. Der bisher üblich gewesene Arrest in den Wachtstuben soll dagegen durchaus nicht mehr Statt finden.

Zweiter Grad des Arrestes.

Wo der vorbenannte Grad des Arrestes erfolglos befunden worden, oder bei bedeutenderen Vergehungen, tritt der mittlere Arrest oder Arrest des zweiten Grades ein, nämlich: Arrest mit Einsamkeit bei Wasser und Brod, mit Entziehung der gewohnten Bedürfnisse des Arrestanten, z. B. Genuß des Tabaks ꝛc. und mit Verlust des Soldes während der Arrestzeit. Der Sold fällt in eine Kompagnie-Straf-Kasse, die zu gemeinnützigen Zwecken für die Kompagnie verwendet wird. Diese Kasse wird unter der Aufsicht eines Officiers, zweier Unterofficiere und zweier Gemeinen der Kompagnie verwaltet, und Ausgaben daraus nur zum Besten sämmtlicher Unter-Officiere und Gemeinen der Kompagnie nach Entscheidung der Stimmen-Mehrheit derselben gestattet.

Sobald der Arrest bei Wasser und Brod länger als drei Tage dauert; so erhält der Arrestant am 4ten Tage

warmes Essen, und so wird abwechselnd die ganze Zeit eines Arrests fortgefahren.

Dritter Grad des Arrestes.

Schwere Vergehungen werden mit strengem Arrest der Arrest des dritten Grades bestraft, nämlich durch Arrest unter den nächstvorhergehenden Bestimmungen, aber noch überdieß mit Entziehung des Tageslichts in einem festverschlossenen Zimmer ohne Lagerstätte, und wo der Fußboden des Arrestorts dergestalt mit Latten benagelt ist, daß sich der Bestrafte nicht dazwischen ohne Unbequemlichkeit niederlegen kann. Sobald dieser Arrest über drei Tage dauert; so erhält der Arrestant am 4ten Tage den Genuß warmen Essens, des Tageslichts und einer Lagerstätte, und so wird bei längerem Arrest immer fortgefahren.

Seine Königliche Majestät versehen Sich zu den Militair-Vorgesetzten Allerhöchst Dero Armee, daß sie mit Eifer und Einsicht dafür Sorge tragen werden, daß jede Gefängniß-Strafe nach ihrem jedesmaligen Grade in ihrer ganzen Strenge ausgeführt und jede unzeitige Nachsicht, womit unverständiges Mitleiden die Härte der Bestrafung mildern möchte, durch eine zweckmäßig geordnete Ober-Aufsicht unmöglich gemacht werde. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß nicht die beiden letzten Grade der Arreststrafen von eben der Wirksamkeit, als körperliche Züchtigungen, seyn sollten, und wollte man künftighin dennoch behaupten, daß solche in ihren Wirkungen erfolglos gewesen seyen; so ist mit Gewißheit anzunehmen, daß sie ohne gehörige Aufsicht der Vorgesetzten in Ausübung gebracht worden sind, und solche es überhaupt an der nöthigen Disciplin haben fehlen lassen. Im Felde sind die Arreststrafen bei oft schnellen Bewegungen nicht immer anwendbar. Bei geringeren Vergehungen werden solche durch Verurtheilung zu den schlechtern Arbeiten, durch Entziehung der Feld-Portionen an Fleisch, Gemüse und Brantwein; bei den größern hingegen durch Anschließen an einen Baum oder an eine Wand mit zugekehrtem Gesicht und auf eine Art, daß der Bestrafte sich nicht niederlegen kann, in den Fällen ersetzt, wo die Truppen nicht in Kantonirungen stehen, in Kantonirungs-Quartieren hingegen wird jede Truppen-Abtheilung leicht ein schickliches Lokale ausfindig machen, das zu einem Arrest-Orte dienen kann.

Sollte ein Regiment wider Verhoffen so sehr in der Disciplin zurückgekommen seyn, daß es durch die Anwendung der vorbenannten Arreststrafen nicht in den Schranken der Ordnung gehalten werden könnte; so haben der Kommandeur und sämmtliche Staabs-Officiere des Regiments einen solchen Zustand desselben in einem gemeinschaftlichen Berichte Seiner Majestät anzuzeigen, und Allerhöchst Dieselben behalten sich alsdann vor, die Sache auf das genaueste untersuchen zu lassen, und die zur Herstellung der Disciplin erforderlichen Verfügungen für einen solchen außerordentlichen Fall zu treffen.

Körperliche Strafen.

Ist ein Soldat von einem so bösartigen Gemüth, daß die vorbezeichneten Bestrafungs-Arten ohne Wirkung auf seine Besserung geblieben sind, oder begeht er ein entehrendes Verbrechen, z. B. Diebstahl mit seinen verschiedenen Abarten; so wird ein solches Subjekt durch Standrecht zur Klasse derjenigen verurtheilt, die nur durch empfindliche körperliche Züchtigungen in Ordnung gehalten werden können, und bei Vergehungen mit Stockschlägen, und zwar mit kleinen Röhrchen, zu bestrafen sind.

Aber auch diese Strafe darf niemals öffentlich und vor den Augen des Publikums vollzogen werden. Die Wachtstube oder das Exercirhaus oder sonst ein abgesonderter Raum können in Beiseyn der Kameraden, nur allein schickliche Oerter abgeben, um diese Bestrafungs-Art in Anwendung zu bringen, jedoch wollen Seine Majestät die sonst wohl üblichen sogenannten Stuben-Exekutionen auf das ernstlichste untersagen.

Die Verurtheilung eines Soldaten zu dieser Straf-Klasse wird bei der Parole bekannt gemacht. Aber selbst diese in der Straf-Klasse befindlichen Soldaten können weder willkührlich noch für kleine Exercir- oder Dienst-Fehler von den Officieren bestraft werden; jedoch hat der Kompagnie- oder Eskadrons-Befehlshaber das Recht, über ein solches Individuum die Stockstrafe, bis auf höchstens vierzig Streiche, mit kleinen Stöcken zu verhängen, welche dann immer von einem Unterofficier vollzogen wird. Ueberdieß setzen Seine Majestät fest, daß der in der Klasse der Stockschläge sich befindende Gemeine von dem, welcher von den Stockschlägen befreit ist, in dem Verhältniß des Gefreiten kommandirt wird.

Giebt indessen ein in diese Klasse gestellter Soldat nen Zeitraum hindurch hinlängliche Beweise seiner Ge- müthsbesserung; so wird nach Anzeige des Kompagnie- der Eskadrons-Befehlshabers, der Kommandeur des Re- iments oder Bataillons ihn wieder in diejenige Klasse ersetzen, die in Vergehungsfällen nur allein Arreststrafen nterworfen ist. Dieß kann vorzüglich geschehen, wenn e Leute einer Kompagnie oder Eskadron durch eine De- utation sich für die Besserung von einem oder mehreren rer Kameraden bei der Eskadron oder Kompagnie ver- ürgen. Besonders wird hierauf am Geburtstage Seiner Majestät des Königs Rücksicht genommen werden, und iese Begnadigung wird dann gleichfalls dem Parole-Be- hl beigefügt.

Derjenige Soldat, der eines Diebstahls überwiesen ird, so wie ein wieder eingebrachter Deserteur, ist außer er nach den Gesetzen verwirkten Strafe noch überdieß es Rechts, das von Seiner Majestät Allerhöchst Dero Armee bestimmte National-Militair-Abzeichen zu tragen, lange verlustig, bis er vollgültige Beweise seiner Bes- erung und Treue gegeben hat, und Seine Majestät be- alten Höchst Sich allein es vor, ein solches Subjekt nach ießfälliger Anzeige des Kommandeurs, mit dem Rechte, rwähntes Militair-National-Abzeichen wieder tragen zu ürfen, zu begnadigen.

In Absicht der jetzt vorhandenen Leute wird festge- etzt, daß von körperlichen Strafen frey seyn sollen:

1) Alle Unterofficiere und die mit ihnen in gleichem Range sind.
2) Alle Gemeinen, welche seit einem Jahre mit keiner Regiments-Strafe belegt sind, und
3) Alle künftig einzustellende Rekruten.

Vestungs-Arbeit, Vestungs-Bau-Gefangenschaft.

Wenn mit diesen Strafen in den meisten Fällen aus- gereicht werden wird; so bleiben für die schwerern Ver- gehungen und gröbern Verbrechen noch die Strafen der Vestungs-Arbeit und der Vestungs-Bau-Gefangenschaft übrig. Bei ersterer kommen die dazu Verurtheilten unter Aufsicht der Regiments-Garnison-Kompagnien, bilden jedoch eine eigene Sektion, die durch ein Abzeichen von dieser Kompagnie unterschieden und in den Vestungen nach

Anleitung des Ingenieurs de la Place zu Fortifikations-Arbeiten gebraucht, und dabei abgesondert unter strenger Aufsicht gehalten werden. Nach geendigter Strafzeit treten sie wieder in das Regiment ein.

Denjenigen groben Verbrechern aber, welche das Gesetz unter die Vestungs-Bau-Gefangenen stellt, bleibt der Rücktritt in das Regiment auf immer verschlossen.

Nur allein die vorher erwähnten Straf-Arten werden, außer der Todesstrafe, bei dem Militair in Anwendung gebracht, und Seine Majestät heben daher die Strafe des Gassenlaufens, so wie die der Stockschläge in der Art, als sie bisher Statt fand, gänzlich auf.

Ueber die Festsetzung der Strafen gegen Unterofficiere und Gemeine.

Die Strafen gegen Unterofficiere und Gemeine werden entweder durch militairische Vorgesetzte oder durch Stand- und Kriegs-Gerichte festgesetzt.

Der Kompagnie- oder Eskadrons-Befehlshaber oder jeder Officier, der ein besonderes Kommando hat, kann die zu Anfange des vorigen Abschnitts erwähnten kleinern Disciplinar-Strafen, desgleichen die beiden Arten des gelinden Arrestes, ohne höhern Orts anzufragen, für die Dauer von drey Tagen anordnen. Ein gleiches Recht steht ihm in Ansehung der Verhängung des mittlern Arrestes zu, jedoch muß er hiervon sogleich dem Kommandeur des Bataillons sowol, als dem des Regiments, wenn dieser anwesend ist, Anzeige machen. Strenger Arrest kann nur vom Kommandeur des Bataillons oder Regiments, jedoch ebenfalls nur für eine Dauer von drey Tagen, verhängt werden. Der gelinde Arrest kann von demselben auf vierzehn Tage, der mittlere auf acht Tage, und die Stockschläge bei den zur Straf-Klasse herabgesetzten Soldaten bis zu vierzig angeordnet werden. Ein Stand-Gericht kann auf alle drey Gattungen des Arrestes, auf Degradation der Unterofficiere zu Gemeinen, auf Versetzung in die der körperlichen Züchtigung unterworfene Klasse des Soldatenstandes, und bei letzterer auf körperliche Züchtigung erkennen, und die Bestätigung oder Milderung der standrechtlichen Erkenntnisse bleibt den Kommandeuren der Regimenter und Bataillons, Kraft der ihnen verliehenen Gerichtsbarkeit, überlassen.

Alle

Alle höhere Strafen, mithin Degradation der Feldwebel, Wachtmeister und Ober-Feuerwerker, und Verlust des Porte-Epee, desgleichen alle und jede Vestungs- und Todes-Strafen finden nur durch den Ausspruch eines Kriegs-Gerichts Statt.

Die von diesem abgefaßten Erkenntnisse, wohin auch alle Erkenntnisse in Untersuchungssachen gegen Officiere gehören, bedürfen Seiner Majestät Allerhöchster Bestätigung, und werden, bis hierüber ein Anderes verordnet wird, in zwey Exemplaren mit einem vom Auditeur angefertigten richtigen Auszuge aus den Akten und mit den Akten selbst an das General-Auditoriat zur weitern Beförderung eingesandt. An letzteres gelangen auch nach wie vor die Anfragen, welche bei zweifelhaften Fällen die rechtliche Instruktion der Untersuchungs-Prozesse oder die Entscheidung solcher Vorfälle, die in den Krieges-Artikeln nicht genau ausgedrückt sind, oder nicht nach anologischen Gründen entschieden werden können, betreffen, und das General-Auditoriat muß darüber nach Befinden an Seine Majestät zur authentischen Erklärung berichten.

Ueber die Führung der Straf-Register.

Bei jeder Kompagnie oder Eskadron soll künftig ein genaues Straf-Register geführt, und darin die von militairischen Vorgesetzten, sowohl Kompagnie- und Eskadrons-Befehlshabern, als auch Bataillons- und Regiments-Kommandeuren und die vom Stand- und Kriegs-Gericht angeordneten Strafen, unter Beifügung des Namens, Alters, der Dienstzeit und Gemüthsart des Bestraften, des Standes seines Vaters, der Ursache der Bestrafung, des Datums und Grades der letztern, und der Art und Weise, wie die Strafe verordnet, ob solche bestätigt, oder ob und aus welchen Gründen sie vom Befehlshaber gemildert worden, sorgfältig angeführt, auch eine Rubrik zu Bemerkungen offen gelassen werden. Aus diesen Kompagnie-Straf-Listen wird eine allgemeine Regiments-Straf-Liste angefertiget und bei der oberen Militair-Behörde alljährlich eingereicht. Seine Majestät werden darnach die Einsicht der Vorgesetzten, den jedesmaligen Straf-Fall mit der Größe des Vergehens und den Gesetz-Vorschriften in Einstimmung zu bringen, beurtheilen. Die General-Majore der Brigaden und die General-Lieutenants der Divisionen werden strenge darüber wachen, daß sowohl

die Kommandeurs der Regimenter und Bataillons, als auch die Kompagnie- und Eskadrons-Befehlshaber, weder eine geschehene Bestrafung in den Straf-Listen verschweigen, noch Vergehungen ungeahndet lassen, und Seine Majestät erklären hiermit, daß ein solcher schwacher, oder bei Eingaben, die er durch seine Unterschrift beglaubigt, unredlich verfahrender Vorgesetzter unfähig seyn solle, seine Stelle länger zu bekleiden.

Wenn endlich Seine Majestät die Schwierigkeiten, die sich beim Uebertritt von einem lang gewohnten Verfahren zu einer neuen Behandlungtart ergeben, Sich nicht verhehlen wollen; so vertrauen Allerhöchst Dieselben hinwiederum dem Eifer und der Einsicht der Officiere Höchst Dero Armee, daß sie die besonders im Anfange und bei den hie und da noch vorhandenen rohen Subjekten sich in den Weg stellenden Schwierigkeiten mit gutem Willen und mit Menschen-Kenntniß beseitigen und so die Armee dem von Seiner Majestät vorgesteckten Ziele näher führen werden. Königsberg, den 3ten August 1808.

Friedrich Wilhelm.

Verordnung wegen Bestrafung der Officiere.

Se. Königliche Majestät von Preußen ꝛc. eingedenk, daß hie und da die den Officieren Höchst Ihro Armee von ihren Vorgesetzten zuerkannten Strafen nicht immer mit der, dem gesammten Officier-Stande gebührenden Achtung angeordnet wurden, verordnen in Hinsicht auf diese Verfahrungsart sowohl, als auf die Bestrafungen der Officiere überhaupt, hiemit folgendes:

Kein Militair-Vorgesetzter hat das Recht, seine untergebenen Officiere, wie es wohl sonst schon wegen kleiner Exerzier-Fehler geschah, durch einen Unter-Officier und zwey Mann nach dem Arrestorte abführen zu lassen. Befindet sich ein Vorgesetzter in der Nothwendigkeit, über einen Officier die Arreststrafe zu verhängen; so geht dieser allein, oder in Begleitung eines andern Officiers, in seinen Arrestort und sendet seinen Degen an seinen Vorgesetzten. Nur bei groben Verbrechen ist die Arretirung in Begleitung eines Officiers, Unterofficiers und zwey Mann als Sicherheits-Maaßregel noch fernerhin erlaubt.

Befindet sich ein Officier in Arrest und Untersuchung; o darf er eben so wenig auf die erwähnte Art nach dem)rte des Verhörs und nach seinem Arrestorte zurückge-racht werden! Blos ein älterer Officier begleitet ihn hin nd zurück, wobei er seinen Degen, so lange er über die Straße zu gehen hat, zurück erhält. Nur ebenfalls bei roben Verbrechen oder roher Gemüthsart des Verhafte-:n ist die oben angegebene Verfahrungsart als Sicher-eits-Maaßregel noch gestattet.

Wenn ein Officier künftighin über eine noch nicht onstatirte Beschuldigung in Untersuchung geräth; so darf iese nicht mehr damit beginnen, daß man den Officier gleich in Arrest setzt, sondern es ist vorher der Gang er Untersuchung abzuwarten, und dann erst im Fort-hreiten oder nach Endigung derselben der Arrest entwe-er als Sicherheits-Maaßregel oder als Strafe zu ver-ängen.

Se. Königliche Majestät hegen zu dem Ehrgefühl der)fficiere Höchst Ihro Armee das Vertrauen, daß ein von en Vorgesetzten ohne Zeugen gegebener Verweis in den eisten Fällen seinen Zweck nicht verfehlen wird.

Schlägt diese mildere Bestrafung nicht an, dann iag ein Verweis bei versammeltem Officier-Korps in :nsthaften, jedoch nicht beschimpfenden Ausdrücken folgen. Zine Zurechtweisung im Tone des unterrichtenden Vorge-:tzten bei Exerzier- oder kleinen Dienst-Fehlern ist für :inen Verweis zu achten.

Wenn die beiden vorbenannten Bestrafungsarten ihre Virkung verfehlt haben, oder bei bedeutendern Vergehun-en, wird der Verweis in abgemessenen Worten, die zu-leich die Thatsache, welche solchen nach sich gezogen hat, enau angeben, dem Parole-Befehl beigefügt und in die)arole-Bücher eingetragen.

Es bleibt der Einsicht der Militair-Vorgesetzten iberlassen, zu bestimmen, ob, je nach Maaßgabe der Größe des Vergehens, oder der roheren Gemüthsart des Bestraften, oder der öftern Wiederholung eines gleichen Vergehens, der Verweis bei dem Bataillon, oder dem Re-;iment, oder der Brigade, oder der Division bekannt zu nachen, und den Parole-Büchern einzuverleiben ist. Die Sammlung dieser Strafbefehle wird einen Maaßstab ab-;eben, wie weit ein Officier-Korps in der Bildung vor-gerückt ist.

Eine strengere Bestrafungsart ist Stubenarrest, mit der an sich schon natürlichen Bestimmung, daß derjenige, welcher auf Treue und Glauben unter dieser milderen Verhaftung steht, und dennoch seinen Arrestort verläßt, nicht mehr fähig seyn könne, Officier zu bleiben, da er seine Wortbrüchigkeit durch seine Arrest-Verlassung hinlänglich dargethan hat. Jede verhängte Arreststrafe wird den Parole-Büchern einverleibt und in den Konduiten-Listen bemerkt.

Eben so wenig kann ein Officier, dem die Einsicht von seinen Pflichten so sehr mangelt, oder der eines so störrigen Charakters ist, daß er sich in die Subordinations-Verhältnisse nicht fügen will, und der sich wiederholt eines subordinationswidrigen Betragens schuldig macht, länger in seinem Posten bleiben, und Se. Majestät wollen ernstlich, daß ein solcher daraus entfernt werde.

Allerhöchst Dieselben bemerken hiebei mißfällig, daß es sich besonders in den letzten Zeiten gezeigt hat, daß hie und da die jüngeren Officiere in öffentlichen Gesellschaften, auf Bällen, Resourcen ꝛc. sich der Achtung entbunden glauben, welche sie dem Range jedes ältern Officiers schuldig sind. Ein solches unverständiges Benehmen zeigt von Mangel an Kultur und Einsicht. Derjenige Officier, welcher sich ein solches Betragen erlaubt, offenbart hiedurch seine Unfähigkeit, im Dienste weiter aufzusteigen, und eben so erklärt der ältere Officier, welcher schwach genug ist, zu gestatten, daß ein jüngerer sich gegen ihn vergißt, seine Unwürdigkeit, dem ihm verliehenen Posten vorzustehen. Beides soll in den Konduiten-Listen bemerkt werden. Ueberhaupt haben die höhern Vorgesetzten, so wie die ältern Officiere, die Verpflichtung und das Recht, die Unbedachtsamkeit der jüngern oder ungebildeten Mitglieder des gesammten Officier-Standes, in Führung ungeziemender Urtheile über öffentliche Angelegenheiten oder Staatsverhältnisse in die Schranken der Behutsamkeit zurückzuführen, so wie das vorsichtige Betragen derselben bei jeder Gelegenheit in sorgsame Obhut zu nehmen.

Se. Majestät wollen hiermit den höhern Militair-Befehlshabern es aufs neue zur Pflicht machen, darüber zu wachen, daß ihre Untergebenen und besonders die jüngeren Officiere sich keine Verletzung der Bescheidenheit und Achtung gegen Personen vom Civil-Stande zu Schul-

en kommen lassen. Die Vorgesetzten sollen ihre Untergeene durch Beispiel und Lehre überzeugen, daß nur ein öfliches Betragen gegen Personen anderer Stände den Mann von Erziehung bezeichne und ihm am gewissen die öffentliche Achtung sichere, deren ein entgegengesetztes Benehmen unausbleiblich unwürdig macht, während olches Erbitterung herbeiführt, und die Harmonie und Eintracht stört, die zwischen Militair- und Civil-Beamten ines Staats vernünftigerweise herrschen müssen.

Ein Officier, der sich dem Trunke ergiebt, oder mit üderlichen und gemeinen Weibspersonen unanständige Verindungen eingeht, oder mit Leuten von schlechtem Rufe Gesellschaft hegt, oder gemeine Oerter besucht, oder aus em Spiel ein Gewerbe macht, oder die Subordinations-Verhältnisse in der den Officieren höhern Ranges schuldien Achtung nicht zu ehren versteht, oder auf andere Art ine niedere Denkungsart verräth, muß, so lange er nicht Beweise seines gebesserten Lebenswandels giebt, des Avancements für unfähig erklärt werden. Hierüber entscheidet ie auf drei Viertheile der Stimmen steigende Mehrheit er Officiere eines Regiments. Jedem Officiere steht das Recht zu, den Antrag zu einem solchen Ehrengericht zu nachen; dem Verurtheilten bleibt jedoch das Recht, im Fall er sich mit Unrecht beschuldigt glaubt, auf Untersuhung zu dringen, die dann aber in einem andern Reginente, als in dem, worin er dient, geführt wird.

Der Arrest in einer besondern Officier-Arrest-Stube erbliebe dann nur für diejenigen, welche sich oft wiederolter Vergehungen oder eines groben, eine Criminal-Unersuchung nach sich ziehenden, Verbrechens schuldig genacht haben.

Se. Majestät hegen zu der vorschreitenden Kultur er Officiere Höchst Ihro Armee das Vertrauen, daß der Fälle, wo Officiere durch Bestrafung zu ihrer Pflicht anehalten werden müssen, immer weniger werden dürften. Wenn die Officiere eines Regiments sich wechselseitig uner einander sorgsam bewachen, die ältern Officiere ihre üngern Kameraden bei Zeiten warnen, die pünktliche Ausührung jeder übertragenen Dienstpflicht zur Ehrensache gemacht und der gute Ruf des ganzen Officier-Korps als der Antheil jedes Einzelnen angesehen wird, dessen Schmälerung nicht zu gestatten, der Ehrgeitz eines jeden Mitgliedes des Officier-Korps seyn muß; so wird der

höhere Vorgesetzte sich selten in der unangenehmen Nothwendigkeit befinden, Männer, deren Stand und Bildung sie eines äußern Antriebes zur Pflicht-Erfüllung entheben sollten, mit Strafen belegen zu müssen.

Schlüßlich erklären Seine Königliche Majestät, daß es Allerhöchstdenenselben zum Wohlgefallen gereichen wird, wenn sich ein Officier-Korps durch Dienstpünktlichkeit seiner Mitglieder, durch achtungsvolles Betragen unter sich und anständige Behandlung der übrigen Stände auf eine vortheilhafte Art auszeichnet, und werden Allerhöchstdieselben einem solchen Korps ihre Werthschätzung bezeigen und durch Zuwendung außerordentlicher Vortheile gern bethätigen. Königsberg den 3ten Aug. 1808.

Friedrich Wilhelm.

An das Publikum.

Unsere Journale: Neue Feuerbrände und Intelligenzblätter zu den Neuen Feuerbränden, wurden bisher von dem größten Theil des Publikums mit Beifall gelesen. Sie führen jetzt den Titel: Friedenspräliminarien und Intelligenzblätter zu den Friedenspräliminarien, und dürfen nunmehro auf eine noch größere Aufmerksamkeit des Publikums Anspruch machen. — Warum die Veränderung des Titels? Darüber jetzt nur einige Worte.

Der Verfasser der Vertrauten Briefe fühlte, wie jeder denkende Patriot, daß mit Preußens Fall die letzte Hoffnung: Deutschland wieder selbstständig zu wissen, verloren war. Wenn der plötzliche, alles um sich verheerende Sturz, des von Friedrich dem Einzigen aufgeführten Gebäudes jeden Deutschen erschütterte; so war es ihm, als warmen Anhänger Friedrichs und dessen Schöpfung, wohl zu verzeihen, daß er die Mißbräuche und Krebsschaden, welche sich nach und nach in Preußens Staatsverfassung eingeschlichen, und, schnell um sich greifend, den Fall dieser Monarchie herbeigeführt hatten, mit

grellen Farben mahlte und, zur Erkenntniß und Ausrottung derselben bei einer künftigen neuen Organisation des Staats, öffentlich aufstellte. Er that dieß in seinen Vertrauten Briefen. Sein Bestreben, Mißbräuche, welche für das Wohl eines Staats nachtheilig sind, bekannt gemacht und ausgerottet zu wissen, seine Ideen zu einer künftigen bessern Organisation kompetenten Richtern öffentlich zur Prüfung vorlegen zu können, und zugleich Materialien zur Zeitgeschichte zu sammeln, ermunterte viele mit der jetzigen Verfassung der Staaten sowohl, als mit der Kenntniß der wesentlichen Erfordernisse zu einem wohl organisirten Staate, vertraute und brave Männer ihm beizutreten und ein gleiches zu thun. So entstanden und erschienen die Neuen Feuerbrände. „Es muß nun „alles niedergerissen und niedergebrannt werden, was an „Mißbräuchen jetzt entblößt dasteht; es müssen die Staats„verräther öffentlich gebrandmarkt und bestraft werden, „der König muß sich mit den Edelsten umgeben, um aus „dem alten Wuste etwas Gehaltvolles aufzubauen;“ so schrieb und nach diesen Grundsätzen handelte er. *) Der

*) Ob nicht sein Feuereifer hier und da den höchsten Grad der Glaubwürdigkeit für Wahrheit und Gewißheit angenommen, ob nicht der Zufall bisweilen einen Schuldlosen in den Haufen der Missethäter gestellt und diesen daher auch ein Funke gebrannt haben kann —? Dieß zu erörtern bedarf keiner nähern Untersuchung. Er glaubte aber, hundert Schuldige nicht verschweigen zu dürfen, um Eines willen, der unschuldig seyn oder wo der volle Beweis mangeln konnte, sondern gab diesem lieber Gelegenheit, sich gegen die ihm im Geheim oder öffentlich gemachten Vorwürfe und Beschuldigungen öffentlich zu rechtfertigen. Uebrigens stand sein Journal jedem offen und die meisten Aufsätze sind nicht von ihm, sondern größtentheils von sehr angesehenen Personen des Civil- und Militairstandes. — Gewöhnlich schreyen aber die am heftigsten, welche sich am meisten getroffen fühlen: da nun die Welt nicht selten Recht und Unrecht nach dem stärkern oder schwächern Grade des Geschreys beurtheilt; so mochte es wohl kommen, daß man über dem Grane wirklich oder nur vel quasi — angethanen Unrechts Einzelner, das überwiegende Gute und

Einfluß, den Preußens Fall auf Deutschland hatte, ist nunmehr hinlänglich dargethan, die Ideen zu Preußens Reorganisation sind vor den Augen des Publikums niedergelegt und von Friedrich Wilhelm III., vorzüglich was

Nützliche für das allgemeine Beste vergaß, und die Neuen Feuerbr. ein Stichblatt wurden, wornach lustige Kanzleydiener und Räthe mit krauser Stirne, Adliche und Nichtadliche, Civilbeamte und Militairs, resp. die Federn spitzten oder die Lanze warfen, aber nicht überlegten: ob nicht die Dinte zu Oel werden und die Lanzen das Feuer mehr anschüren könnten, oder ob sie die verhaßten Journale wirklich vernichten würden. — Auch diesem Unfug wird nun durch eine Veränderung, welche in unsern Tagen ohnedieß nicht ungewöhnlich ist, ein Ende gemacht, und jene großen und kleinen Herren mögen sich immerhin freuen, ihren Zweck erreicht zu haben. Soviel bleibt ihnen aber immer zur Nachricht gewiß: 1) Es war längst schon Plan der Herausgeber, mit dem 19ten Hefte oder den 7ten Bande der Neuen Feuerbrände von der speciellen zu der generellen Tendenz überzugehen und natürlich auch dem Journale einen andern Namen zu geben. 2) Selbst ein Theil des Publikums wünschte, daß mit dem rückkehrenden Frieden auch die Erinnerung an den unglücklichen Brand nach und nach gemildert werde, wir erfüllen den Wunsch desselben und sind fest überzeugt, daß unser Journal täglich an allgemeinem Interesse gewinnen wird. 3) Die Vernichtung des anstößigen Titels und Inhalts ist ein neuer Beweis von Achtung und Obsequenz für die, welche mit Bescheidenheit, ohne die Rechte des Bürgers mit Füßen zu treten, einen solchen Wunsch äußern, keineswegs aber für die, welche, — wie weiland ein Justiz-Präsident zu dem, als Mensch, Staatsbürger und Geschäftsmann allgemein geliebten und geachteten, durch seine Gefangennehmung unter Paul I. (siehe hist. Gemälde 11r Bd.) bekannten, Buchhändler Hartknoch — sagen:

Man müsse sich dem Gesetze unterwerfen, ohne zu raisonniren, (d. h. ohne sich eine vernünftige Aeußerung darüber zu erlauben).

und durch Worte und Handlungen zeigen; „es sey besser, daß „hundert gute Bücher verbrannt würden, als daß Eins „durchschlüpfe, in dem auch nur Ein Ausdruck stünde, „welcher eine revolutionaire Deutung erlaube.“

Note d. Red.

was das Militair betrifft, beinahe ganz angenommen und ausgeführt, die Materialien zur Geschichte des preußisch-französischen Krieges sind vollständig gesammelt; jetzt ist es Zeit, den Faden der Geschichte da aufzunehmen, wo Napoleon durch Preußens Besiegung und den Frieden mit Rußland, fast den ganzen Continent für seinen längst beabsichtigten Zweck gewann, den Zweck, England zum Frieden zu zwingen und die Herrschaft über die See mit ihm zu theilen, einen europäischen Völkerbund (Föderativ-System) zu schaffen, ein neues völkerrechtliches System zu begründen.

Wird dieser Völkerbund zu Stande kommen? Was ist bis jetzt zu dessen Bildung geschehen? Was geschieht jetzt noch täglich? Welche völkerrechtlichen Begriffe sind entstanden oder entstehen noch? Welche Gesetze und Anordnungen? Wie sind die zum Föderativ-System bis jetzt gehörigen Staaten beschaffen? Wie werden die hinzugekommenen konstituirt? Die Beantwortung dieser Fragen, den Faden der neuen und neuesten Geschichte verfolgend, ist der Hauptgegenstand der Friedenspräliminarien. So lange kein Friede zwischen Frankreich und England ist, so lange Napoleon noch etwas zu thun übrig bleibt, um jenes Ziel zu erreichen, so lange wird der Titel: Friedenspräliminarien bleiben, und nur, wenn ein allgemeiner Friede uns unsern Wünschen nach Ruhe näher bringt, und Napoleons System sich nicht ändert, in den: Europäischer Völkerbund übergehen.

Außer diesen Abhandlungen über das allgemeine Verhältniß der europäischen Staaten gegen einander, werden wir über die innere Verfassung der verschiedenen einzelnen europäischen, vorzüglich der konföderirten Staaten, wahr und freymüthig sprechen. Ueberzeugt, daß jeder gerechte Fürst, jeder gerechte Richter sich gern auf Mängel aufmerksam gemacht sieht, um ihnen abhelfen zu können, werden wir alles aufnehmen, was rechtschaffene und verständige Männer mit Bescheidenheit

über solche Mängel in der Staatsverfassung schreiben; hingegen ist uns aber auch die Mittheilung jeder Verordnung einzelner Fürsten oder Obrigkeiten, welche zur Nachahmung bekannt gemacht zu werden verdient, sehr willkommen.

Die Intelligenzblätter werden die Friedenspräliminarien begleiten, und nebst mannichfaltigen, jedoch immer dem vorgezeichneten Plane entsprechenden, historischen Aufsätzen, vorzüglich solcher, welche schnell bekannt gemacht werden müssen, auch jedesmal die vorzüglichsten und wichtigsten Tages-Neuigkeiten, nach officiellen Berichten, enthalten. In ihnen werden wir auch auf das Erscheinen merkwürdiger Schriften, welche politisches Interesse haben, aufmerksam machen.

Wir beschränken uns jetzt auf diese kurze Anzeige, welche nur das Publikum vor der Hand von der Veränderung des Journals unterrichten soll. *) Uebrigens hoffen wir, daß die Friedenspräliminarien ein Wort des Friedens für alle unsere bisherigen Widersacher seyn werden **).

Die Red. d. Friedenspräliminarien u. d. Intelligenzblätter zu denselben.

*) Interessante, kurze und in Hinsicht der Wahrheit verbürgte Beyträge sind uns sehr willkommen, und wir werden gern denjenigen, welche solche einsenden, wegen des detaillirten Plans und anderer Bedingungen durch Hrn. Buchhändler Gräff in Leipzig Antwort geben.

Note d. Red.

**) Dieß um so mehr, da der als Schriftsteller rühmlichst bekannte Herausgeber des Rheinischen Bundes Herr Hofkammerrath Winkopp uns als Mitherausgeber beygetreten ist und die Redaktion der das südliche Deutschland betreffenden Aufsätze übernommen hat.

Note d. Red.

Inhalt

des dritten Bandes des Intelligenzblattes zu den Neuen Feuerbränden.

Unent-

Unentgeldliche Beilagen
für die
Leser der Neuen Feuerbrände.

Bey Heinrich Gräff ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

COLLECTION
GÉNÉRALE ET COMPLÈTE
DE
LETTRES, PROCLAMATIONS, DISCOURS, MESSAGES etc, etc. etc.
DE
NAPOLÉON LE GRAND,
EMPEREUR DES FRANÇOIS, ROI D'ITALIE, PROTECTEUR DE LA CONFÉDÉRATION DU RHIN etc, etc, etc.

rédigée d'après le Moniteur etc., classée suivant l'ordre du temps (1796 — 1807) accompagnée de notes historiques,

PUBLIÉE PAR

CHR. AUG. FISCHER,

DOCT. EN PHILOS. PROFESSEUR D'HISTOIRE ET DE BELLES-LETTRES A L'UNIVERSITE DE WURZBURG, ASSOCIE-CORRESPONDANT DE LA SOCIETE ROYALE DES SCIENCES DE GÖTTINGEN. etc.

A LEIPZIG, CHEZ H. GRAFF, LIBRAIRE, 1808.

Broché Prix 2 Rthlr. 4 Gr.

Zugleich als vollständige und mit Bemerkungen versehene Uebersetzung unter dem Titel:

z. N. Feuerbr. IV. Bds. 16 H.

Neues

französisch-diplomatisches Lesebuch,

oder

Sammlung französischer Original-Aufsätze

über

diplomatisch-politische Gegenstände der neuesten Zeit.

Ein

unentbehrliches Hülfsmittel zur gründlichen Erlernung des höhern französischen Geschäftsstyls.

Enthaltend

eine vollständige Sammlung sämmtlicher Briefe, Reden, Proclamationen, Bothschaften u. s. w. des Kaysers Napoleons des Großen, nach der Zeitfolge (1796 — 1807.) geordnet und mit historischen Anmerkungen begleitet.

Herausgegeben

von

D. Chr. Aug. Fischer,

öffentl. ordentl. Prof. der Culturgesch. und schönen Literatur zu Würzburg, Correspondenten der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen u. s. w.

Leipzig, bey Heinrich Gräff. 1808.

Preis 2 Rthlr. 4 Gr. sächsisch.

Zur Empfehlung dieser Schrift bedarf es keines vieltönenden Lobes, da der Gegenstand zu anziehend und allgemein interessant ist um nicht die Mühe des Hrn. Herausgebers durch den ungetheilten Beyfall jedes Lesers zu lohnen. Vielleicht interessirt es aber das Publikum, das über dieses Werk in der Allgemeinen Zeitung kürzlich gefällte Urtheil eines gar strengen Kritikers zu lesen, daher theile ich es wörtlich hier mit:

Seit Napoleon im Jahr 1796 als Obergeneral in Italien auftrat, bis zum Tilsiter Frieden, welch ein Feld auch für die Feder, welche die Siegesberichte, die Proclamationen und Briefe schrieb, wodurch Staaten umgestaltet und ein neues Universum erschaffen wurde! Wie mahlt sich der Geist dieses Einzigen in jedem Buchstaben, der in diesem offiziellen Papier spricht! Es war daher gewiß ein guter Einfall, alle authentischen Staatspapiere, die

Napoleons Unterschrift tragen, besonders zu sammeln, chronologisch zusammenzustellen. Der durch seine beliebten und gesuchten Reisen und topographischen Schilderungen bekannte Professor Fischer in Würzburg hat in dieser Collection nicht nur gesammelt, hat auch jeden Brief, jedes offizielle Papier durch eine kurze aber gnügende Angabe des Hauptfactums, wodurch das Aktenstück veranlaßt wurde, so eingeleitet, daß man den Faden der Geschichte haben nie aus der Hand verliert. Nicht jeder hat den Moniteur oder die andern Quellen zur Hand, um dieß alles gleich in der Originalsprache zu lesen. Hier ist alles beysammen und es gewährt eine eigene Unterhaltung, in so schneller Aufeinanderfolge, die seit 12 Jahren aus der Feder oder aus dem Munde Napoleons gegangenen Berichte und Staatsurkunden wiederholend durchzulaufen. Man fühlt sich tief erschüttert und fragt sich selbst mit Erstaunen, ob wir in diesen 12 Jahren nicht um ein volles Jahrhundert älter wurden. Eine gewisse Einheit der Ansicht und des kühnen Trotzes, der dem Glück gebietet und sich sein eignes Schicksal schafft, läuft durch das Ganze, und verbürgt uns die Gewißheit, daß alles ein Ausfluß des großen Mannes sey, der mit dem Schwerdt zu schreiben und mit der Feder zu fechten versteht.

Kaiser hob das Kloster auf und zog die Güter ein, ich segnete ihn dafür, mein Bruder sah nichts als Ungerechtigkeit, und weissagte Zerrüttung und Trübsal über das Vaterland; ich trat frohlockend in Gottes schöne Welt hinaus, er verschmähete die ihm angebotene Pension als ungerechtes Gut, und bettelte sich bis Montserrat, wo er in seinem Berufe bis an sein Ende ungestört bleiben zu können hoffte. Seine Ermahnungen bey unserer Trennung erwiederte ich mit den Witzeleyen einer prahlenden Aufklärung, und so ließ ich ihn ziehen. Seit jener Zeit haben sich meine Ansichten von den Dingen gar sehr verändert; in ihm aber fürchtete ich jetzt einen weit unduldsamern Frömmler, oder wohl gar einen heiligen Fanatiker zu finden: allein kaum waren die ersten Ergießungen unserer gegenseitigen Freude vorüber, so mußte ich den lieberalen Mann, den hellsehenden Weltkenner, den scharfsinnigen Gelehrten, den tiefen Denker, den wahrhaft ehrwürdigen Priester in meinem Don Venantio bewundern, und lange blieb es mir ein Räthsel, wie er dieß Alles unter einer so strengen Klosterzucht, gegen welche unsere Observanz auf Martinsberg ein immer freudenreiches Weltleben war, werden konnte. Ich mußte ihm versprechen, den Winter über auf Montserrat zu bleiben, und gern ergab ich mich seinem Wunsche in der Aussicht, unter seiner Leitung auch mit der spanischen Literatur und Kunst vertraut zu werden, deren Geist, wie er sagte, ihm eine ganz neue Welt aufgeschlossen hätte.

Einige Wochen nach meiner Ankunft saß ich mit ihm in der Bibliothek, da kam ein Mann, dessen erster Anblick mich im Innersten ergriff. Ich fühlte mich durchdrungen von einer Ehrfurcht und zu ihm hingezogen von einem Vertrauen, wie ich beydes bis dahin für keinen Menschen noch empfunden hatte. Hätten wir diesen Augenblick Pythagoras, Sokrates, Platon und der Liebling Jesu, Johannes, in Einer Gestalt erscheinen wollen, sie würden nur die seinige angenommen haben. Während er mit dem Bibliothekar sprach, sagte mir mein Bruder leise in das Ohr: „Alonso de Talavera, allgemein nur, der Weise auf Montserrat, genannt.“ Sein Blick schien mit Bedeutung sich bisweilen auch auf mich zu wenden, und nachdem er das verlangte Buch empfangen hatte, näherte er sich uns mit einem freundlichen Gruße, in dem die höchste Ruhe, Freyheit und Würde des Geistes sich mir offenbarte. Don Venantio stellte mich ihm vor, er redete mich in deutscher Sprache an, und diese Feinheit, die mir verhalf, mich ihm sogleich zu meinem Vortheile zu zeigen, verrieth mir in diesem Manne einen Grad von Huma-

nität, wie ich ihn noch in keinem Lande gefunden, und von keinem Großen erfahren hatte. In der Meinung, der feinere Mann sollte den Fremden, entweder gar nicht, oder nur in dessen Sprache, oder erst dann anreden, wenn es sich ausgewiesen hätte, daß er der Sprache des Landes kundig sey, spottete ich oft in meinem Herzen der Plumpheit, wenn vornehme Herren, mit und ohne Stern und Band, mitten in Deutschland mich französisch oder italienisch ansprachen, als wollten sie mir nur zeigen, wie schlecht sie ihre Schule gemacht haben.

Nach einer kurzen Unterredung verließ uns der vortreffliche Mann, und nun lag mir nichts mehr am Herzen, als zu erfahren, was für ein Buch er mitgenommen habe. Ich ward völlig irre an ihm, als der Bibliothekar mir antwortete: des Quietisten Miguel Malinos Schriften, welche ich nur aus der Verdammungsbulle Innocentius des XI. kannte, und die nach meiner damaligen Philister-Ansicht ein solcher Mann, als Ausgeburten der unsinnigsten Schwärmerey, verachten müßte. Mein Bruder führte mich höher auf den Berg, zur Einsiedeley der heiligen Anna hinauf, von dort aus zeigte er mir an dem Abhange des jenseitigen Berges das Haus und den Garten Talavera's, der jetzt mit dem Buche unter dem Arme aus dem Thale zu seinem höchst romantisch angelegten Ruhesitze hinaufstieg. Plötzlich verlor ich für Alles, was Don Venantio mir von ihm erzählte, Sinn und Gehör, als ich sah, wie eine hohe, schlanke weibliche Gestalt aus einem Gebüsche ihm entgegen lief und kaum die Erde zu berühren schien. „Seine Tochter Maria, Gottes schönster Engel unter Menschen;" sagte mein Bruder, und von nun an sah ich nichts mehr, als sie in ihrem reizenden Fluge, hörte nichts mehr, als den süßen Namen Maria.

Bald darauf kam eine Einladung von ihm an mich und Don Venantio auf einen ganzen Tag; er war bis dahin der schönste und seligste meines Lebens, der erste eines neuen Seyns für mich. Vater und Tochter empfingen uns im Thale, er mit einer Herzlichkeit, sie mit einer Unbefangenheit und Anmuth, welche nur von der innigsten Gemüthlichkeit und von der reinsten Unschuld erzeuget werden konnten. Die Unterhaltung begann italienisch, weil er schon wußte, daß ich dieser Sprache ganz mächtig sey; von Maria's Lippen klang sie mir wie himmlische Musik. Sein Haus war ein Tempel der Kunst und der Wissenschaft. Er zeigte mir seine Bibliothek, sie war gewählt, nicht entstanden, und in vier Zimmern aufgestellt. Das erste enthielt eine vollständige

Sammlung der griechischen und römischen Schriftsteller und sämmtliche Kirchenväter, das zweyte die spanische und portugiesische, das dritte die italienische, das vierte die englische und deutsche, und in einer Nische die französische Literatur. Der dürftige Vorrath der letztern, ob er gleich aus dem Besten bestand, fiel mir hierauf, und ich ließ mein Befremden merken in den Worten: „Sie wohnen doch Frankreichs Gränzen so nahe." — „Aber die Franzosen" antwortete er, „stehen noch weit von den Gränzen des Reiches, in welchem die ächte Literatur ihre Heimath hat, und ich fürchte, sie sind zu wenig vernünftig und zu sehr verständig dazu, um dieses Reich je zu finden. Ihre berühmten Männer hatten zwar, wie von einem hohen Berge, in dasselbe hinüber geblickt; aber die Gestalten, die sie aus ihrem so weit entfernten Standpunkte nur verworren sahen, konnten höchstens einige poetische Ahndungen in ihnen erwecken. Ihre besten Schöpfungen sind in der Regel nichts weiter, als Begriffe, Sentenzen, Naivitäten und Bilder in Reime gebracht, sie haben Gelehrsamkeit, Rhetorik und Versification; Poesie und Philosophie werden sie erst dann erhalten, wenn sie die Sprachen ihrer Nachbarn jenseits der Pyrenäen und des Rheins erlernen, und durch vertraute Bekanntschaft mit der spanischen und deutschen Literatur fähig werden, ihren, bis jetzt noch bloß gesellschaftlichen und rhetorischen Jargon zu einer poetischen und philosophischen Sprache, das ist, zu einem Organe für höhere Idee und innigere Gefühlen auszubilden."

„Ein Sonderling;" dachte ich, als die holde Maria mit meinem Bruder kam und ihren Vater abrief. Sie blieb in unserer Gesellschaft und führte uns in die Hauscapelle, in der zwar kein Altar, die aber ganz der religiösen Kunst geweihet war. Alles, wozu die Religion den Genius der ältern Künstler Spaniens und Italiens entflammet hatte, war, theils in Originalen, theils in meisterhaften Kopien in dieser herrlichen Rotunda; die ihr Licht von oben herab erhielt, aufgestellet. Ich erklärte eine Verkündigung Mariä für ein Original von Correggio; „nein," sagte Maria mit bescheidener Grazie, „das Beste, was Sie hier sehen, sind Copien, denn mein Vater liebt die Kunst, nicht die Seltenheit."

„Also des Künstlers schöpferischen Geist," erwiederte ich, „nicht gerade auch dieselbe Hülle, durch welche er sich offenbarte."

Sie lächelte, und in ihrem seelenvollen Auge glänzte die Freude, daß sie verstanden worden war. Unaufgefordert sprach sie nicht weiter, und meine Fragen beantwortete sie kurz, doch so, daß ich

die sinn- und gefühlvolle, ja sogar die erleuchtete Kennerin der Kunst in ihr bewundern mußte.

Aus der Capelle stiegen wir in die ziemlich helle Gruft hinab, wo mich eine auserlesene Sammlung von Antiken in vortrefflichen Abgüssen überraschte. Hier kam Talavera wieder zu uns. Zwey Bedienten begleiteten ihn mit Fackeln. Unter den Worten: „aus dem Grabe zum Leben", öffnete er eine Thüre und ein langer, unterirdischer, in den Felsen gehauener Gang führte uns unter der westlichen Spitze des Berges wieder an das Tageslicht. Durch einen Wald von Kastanienbäumen kamen wir auf den Gipfel zu einem Thurme, der gegen Süden und Westen eine majestätische Aussicht über die Städte Cataloniens in das mittelländische Meer hinaus gewährte, und mit den nöthigsten Instrumenten zu einer Sternwarte eingerichtet war. Alles, was ich hier erblickte, ließ mich errathen, daß der Alte auf dieser Höhe die heiligsten Weihestunden der Weisheit zu feyern pflege. Da war ein Altar, auf ihm lag die Bibel, unter ihm eine Sammlung der erhabensten Mystiker, über ihm hing eine, das Original übertreffende Copie der himmlischen Glorie von Pietro da Cortona, rechts die Unsterblichkeit, oder die Petronilla nach Guercino, links eine Urania in Lebensgröße über den Sternen schwebend, das Portrait der längst verklärten Angelica, Talavera's Gemahlin. Weder dieser, noch seine Tochter machte uns hier auf irgend etwas aufmerksam, mein Bruder setzte sich zu einer aufgeschlossenen Harmonika, und spielte das Choral, das vor ihm aufgeschlagen war; ich besah die kleine astronomische Bibliothek und erkannte bald, daß Bücher und Instrumente hier etwas mehr, als bloßer Hausrath seyn müßten, nur konnte sie mein, damals noch ganz profaner Sinn, mit der Bibel, mit den Mystikern, mit den Bildern und mit der Harmonika nicht zusammenreimen. Ich wünschte Erklärung, hatte aber den Muth nicht, sie zu fordern, doch erhielt ich sie in der Antwort Alonso's auf eine Lobrede, mit der ich die Astronomie über alle Wissenschaften erhob. „Das mag sie," erwiederte er ganz kalt, „denjenigen seyn, welche sie als Fach oder als Wissenschaft treiben, mir ist sie nur Gottesdienst, oder, wenn sie wollen, eigentliches Leben; und insofern sind Andacht, Mystik und Musik ihre unzertrennlichen Schwestern." Es war ihm nicht entgangen, daß ich, als ein rüstiger Weltmann und Aufklärungsheld, dem von Religion noch gar nichts ahndete, bey dem Anblicke der mystischen Bücher unwillkührlich den Kopf geschüttelt hatte; allein, seine erklärenden Worte blieben mir eben

ihn unvermerkt zu seiner innigern Selbstbeschauung, die er einige Mal Religion des Lebens nannte, verleitete. Dieß benutzte ich, um von ihm zu erlangen, was wir, ich und meine Maria, lange gewünscht hatten. Wir baten ihn um eine zusammenhängende vollständige Geschichte seines geistigen Werdens und innern Lebens. Er willigte in unser Verlangen und bestimmte dazu die Sonntagsabende; sonst war er immer an diesem Tage, außer der Messe, für uns, wie für die ganze Welt, unsichtbar, er nannte ihn den Tag des Herrn, und feyerte ihn gleichsam über alles Irdische erhaben, auf seinem Thurme. Auch jetzt kam er nicht eher als zur festgesetzten Stunde in unsere Gesellschaft, und alle Mal wie ein Wesen aus einer höhern Welt. So ging er auch, wenn seine Erzählung geendiget war, und ich schrieb hernach getreulich auf, was wir von ihm vernommen hatten. Auf diese Weise entstand, was Sie hiermit erhalten; Ihnen bleibt es überlassen, was Sie damit thun wollen; nur eines bitte ich Sie, es bis nach meiner Heimkehr, deren Nähe ich in dem Drange meiner Sehnsucht dahin ahnde, unter Ihren Papieren zu verwahren *).

Wie Sie auch jetzt denken und die Dinge ansehen mögen; so werden Sie doch des Freundes nicht vergessen, der auch dorthin, wo er den letzten Aufschluß des Lichtes erwartet, ihr Andenken mit sich nimmt.

*) Don Marco starb, wie ich von Reisenden erfahren habe, den 25sten December 1807.

Bei der großen Menge von Anweisungen zum Zeichnen mangelt es doch immer noch an einem Buche, das dem angehenden Schüler der Zeichenkunst die so nöthige und wichtige Theorie von Licht und Schatten gehörig auseinandersetzte, und ihn stufenweise vom Leichten zum Schwerern fortführte. Alle die, welche Zeichenbücher und Vorlegeblätter zum Zeichnen für Anfänger herausgegeben haben, berühren diesen so wichtigen Theil der Kunst nur nebenbei. Auch ist ein Buch, das die, mehrern Künstlern und selbst einigen Handwerkern so nöthige, Theorie der Säulenordnungen und andere Gegenstände der schönen Baukunst, lichtvoll und plan darstellte und ihre Anwendung in den mechanischen Künsten und Gewerben zeigte, anbei auch richtige perspektivische Risse von architektonischen Gegenständen nach einer leichten, schnellen und faßlichen Methode, die keine mathematischen Kenntnisse voraussetzt, zu fertigen lehrte und die Construction des Schattens bei dergleichen Zeichnungen anwiese, wahres Bedürfniß. Alle über die Säulenordnungen und die Perspektive erschienenen Werke sind, wenn sie wohlfeil sind, mehrentheils fehlerhaft, die guten und brauchbaren aber zu kostbar, um in Schulen, besonders aber von Handwerkern, angeschafft werden zu können. Aus diesen Gründen hat sich der Verfasser zur Herausgabe dieser Vorlegeblätter bestimmt, da er selbst als Lehrer den Mangel eines solchen Buchs fühlte.

Des leichtern Ankaufs wegen erscheint es heftweise, ein Heft von 6 auch 7 Kupfertafeln mit einigen Bogen Text begleitet.

Gegenwärtiges erstes Heft enthält die Theorie von Licht und Schatten an einfachen architektonischen Gegenständen, die aus geraden Flächen bestehen, im geometrischen Riß. Das zweite Heft enthält die Fortsetzung des ersten und zeigt ferner die richtige Vorzeichnung des Schattens von architektonischen Gegenständen, deren Oberfläche entweder zum Theil oder ganz aus krummen Flächen besteht. In den folgenden Heften sollen die Säulenordnungen zu zeichnen und anzuwenden gezeigt, und endlich in den letzten Heften die perspectivische Zeichnung und richtige Construction des Schattens nach optischen Gründen, von mehr zusammengesetzten und verzierten architektorischen Gegenständen vorgetragen werden.

Diese Vorlegeblätter sind also nicht bloß für junge Leute bestimmt; sondern können auch zum Selbstunterricht von schon erwachsenen Handwerkern und Künstlern, denen es in ihrer Jugend an Gelegenheit fehlte, sich Kenntnisse dieser Art zu erwerben, z. B. Mauer- und Zimmermeister, Tischler, Steinhauer u. d. gl.

Auf obige drey Blätter nehme ich Subscription an.

Wer die bis jetzt bey mir von Herrn Subitz angefertigten Blätter, besonders die vier Blätter zu Arndts Reisen, und das größere, das Seebad zu Doberan, kennt, dem wird es eine angenehme Nachricht seyn, daß Herr Subitz sich an größere und schwerere Arbeiten dieser Art wagt, und gewiß, er wird trotz seiner pathetischen Gegner das Feld behaupten.

Heinrich Gräff.

Unter den, seit der neuesten Revolution in Pohlen, über dieses Land erschienenen Schriften, ist ohnstreitig folgendes Werkchen das interessanteste und wichtigste:

Erster Feuerbrand aus Pohlen.

Zur richtigen Beurtheilung der neuesten Revolution und ihrer Folgen herausgegeben.

8. Cölln, bey Peter Hammer.

Geheftet 20 Gr.

Inhalt:

I. Allgemeiner Ueberblick. II. Die pohlnische Nation besteht aus zwey Stämmen. III. Der Adel zerstört die höchste Gewalt. — Reichstag. — Freie Königswahl. — Liberum veto. — Folgen. IV. Vertheidigungsmacht. V. Pohlen kennt keine Staatswirthschaft. VI. Trauriger Zustand der Gerechtigkeitspflege. VII. In Pohlen gab es keine Oberlandespolizey. VIII. Religion. — Priester. — Jesuiten. IX. Mangel an Civilisation. — Ursachen. X. Mangel an Cultur. — Ursachen. XI. Immoralität der Nation — Ursachen. XII. Nothwendige Folgen der dargestellten Ursachen. — Politischer Tod.

Das zweyte Heft, oder Zweyter Feuerbrand aus Pohlen, erscheint nächstens, und enthält: Pohlens neues Leben, seit dem October 1806.

System des Civil-Gesetzbuches Napoleons in Fragen und Antworten.

Von

Christian Sommer,

Advocat in Köln.

Erster und zweyter Theil. 1807. 8. Preis 3 Rthlr. 4 Gr.

(In Kommission bey Heinrich Gräff.)

Dieses sowohl überhaupt für den Juristen und jeden andern Gelehrten, als insbesondere für jeden andern Staatsbürger, zur eigenen Belehrung und zur Kenntniß des neuen französischen Gesetzbuches unentbehrliche Handbuch, giebt in der Form von Fragen und Antworten die genaueste und speciellste Darstellung dieses Privat-Rechts, welches bald auch in allen mit Frankreich verbündeten Staaten eingeführt werden wird. Da es vorzüglich dazu bestimmt ist, einen jeden Bürger in den Stand zu setzen, sich in vorkommenden Fällen mit den Gesetzen bekannt zu machen, ohne des Rathes eines Rechtsgelehrten zu bedürfen; so ist auch das ganze Werk in 10 Hefte getheilt, welche man auch einzeln, als für sich bestehendes Ganzes, kaufen kann. Der Inhalt dieser 10 Hefte ist folgender:

I. Abhandlung von Verkündigung und Anwendung der Gesetze im Allgemeinen — dem Genusse und Verluste der Civil-Rechte — den Akten des Civilstandes — dem Domicil — den Abwesenden. II. Abhandlung von der Ehe. III. Von der Intestat-Erbfolge. IV. Von der Minderjährigkeit und Vormundschaft. V. Von den Schenkungen unter den Lebenden und von Testamenten. VI. Von den Gütern oder Sachen: dem Eigenthum — der Eintheilung der Güter und den verschiedenen Einschränkungen des Eigenthums — dem Mißbrauche, dem Gebrauche und der Wohnung — den Servituten, oder auf Grund und Boden haftenden Dienstbarkeiten. VII. Von Contracten oder von Rechten und Verbindlichkeiten, die aus Verträgen entstehen, im Allgemeinen — und von Verpflichtungen, welche ohne Vertrag entstehen. VIII. Von dem Verkaufe, dem Tausch- und Mieth-Contracte. IX. Von dem Societäts-Kontracte — dem Leih- und Darlehns-Contracte — dem Hinterlegungs-Contracte und der Sequestration —

den gewagten Geschäften, Glücks- und Spielverträgen — und von dem Vollmachts-Contracte. X. Von der Verjährung — dem Vergleiche — der Bürgschaft — dem persönlichen Arreste, als einem Executions-Mittel in Civil-Sachen — dem Pfand-Contracte — Privilegien und Hypotheken — und der unfreywilligen öffentlichen Vergantung liegender Gründe und der Rangordnung unter den Gläubigern.

In dem ersten Hefte befindet sich auch eine Rede des Verfassers über den Einfluß der bürgerlichen Gesetzgebung auf das Wohl einzelner Familien und ganzer Staaten und über die Bestimmung des Rechtsgelehrten, gehalten bei der feyerlichen Eröffnung seiner Privat-Vorlesungen über das Civil-Gesetzbuch der Franzosen.

Bei der so außerordentlich großen Concurrenz von Verlegern, bei dem so allgemein anerkannten Bedürfniß für jeden gebildeten Menschen, die wichtigsten vaterländischen Gesetze zu kennen, ist es zu verwundern, daß man dem deutschen oder dem deutschredenden Publikum die Anschaffung der Napoleonschen Gesetzbücher nicht durch wohlfeilere Ausgaben von Uebersetzungen zu erleichtern gesucht hat. Nicht jedermann hat das Interesse sechs und mehrere Thaler für die Gesetzbücher zu bezahlen, nicht jedermann erlauben es seine Finanzumstände, solche Summe dafür auszugeben. Der unterzeichnete Verleger glaubt daher dem verschiedentlich geäußerten Verlangen nach wohlfeileren Ausgaben dieser Uebersetzungen nachgeben zu müssen, und kündigt eine wohlfeile Ausgabe der bisher erschienen und des zu erwartenden Criminal-Gesetzbuchs in einem niedlichen bequemen Formate (das der Herhanschen Stereotypen) auf Pränumeration von 1 Laubthaler an, und glaubt dadurch den Beifall einsichtsvoller und billiger Männer, die auf keine Autoritäten schwören, und das Gute, komme es auch von wem es wolle, zu würdigen wissen, zu verdienen.

Diese Ausgabe soll keiner andern ihren Werth streitig machen; der Uebersetzer, ein gesetz- und sprachkundiger Gelehrter, wird die Arbeiten seiner Vorgänger nicht plündern, aber sie zu nützen wissen. Der Anfang dieses Cyclus von Gesetzbüchern wird mit dem Code Napoléon gemacht werden; man wird der Uebersetzung dieses Gesetzbuchs die merkwürdigsten Parallelstellen des römischen Rechts, nach Herrn Dard's Werke beifügen.

Der Verleger verspricht (wenn anders das Unternehmen einigermaßen begünstigt wird,) den Code Napoléon zu Ende Oktobers, die übrigen Gesetzbücher bis Ende Januars 1809 zu liefern; für die Freunde schöner Ausgaben werden ein paar hundert Exemplare auf gutem Schreibpapier abgedruckt, der Pränumerations-Preis für diese bessere Ausgabe ist 8 Francs.

Der Verleger ersucht seine Handelsfreunde, sowohl Buchhändler als Nicht-Buchhändler, auf die angekündigte Taschenformat-Ausgabe sämmtlicher Gesetzbücher Pränumeration anzunehmen.

Köln im Julius 1808.

H. Rommerskirchen.

Folgende Freunde werden sich diesem Geschäfte besonders unterziehen:

Aachen, Herr Buchhändler Schwarzenberg.
Amsterdam, Kunst- und Industrie-Comptoir.

Bamberg, Herr Goebhardt, Buchhändler.

Berlin, Herr Braunes,
" " Frölich, } Buchhändler.
" " Oehmigke, jun.

Bonn, Herr Neusser, Buchdrucker.
Braunschweig, die Schulbuchhandlung.
Crevelt, Herr Termeer, Buchhändler.
Cassel, Krieger'sche Buchhandlung.
Dortmund, die Herren Gebrüder Mallinkrodt.
Düsseldorf, Herr Schreiner, Buchhändler.
Elberfeld, Herr Büschler, Buchhändler.
Erfurt, Herr Keyser, Buchhändler.
Erlangen, Herr Palm, Buchhändler.
Frankfurt am Main, die Andreäische Buchhandlung.
" " " J. C. Herrmann'sche Buchhandlung.

Giessen, Herr Krieger,
" " Heyer, } Buchhändler.
" " Tasché und Müller,

Göttingen, Herr Dietrich, Buchhändler.
Gotha, Ettingersche Buchhandlung.
Halle, Herren Hemmerde und Swetschke, Buchhändler.
Hamburg, Herr Hofmann, Buchhändler.
Hannover, die Herren Gebrüder Hahn, Buchhändler.
Heidelberg, die Herren Mohr und Zimmer, Buchhändler.
" " die Pfähler'ische Buchhandlung.
Königsberg, die Herren Göbels und Unzer, Buchhändler.
Leipzig, Herr Gräff, Buchhändler.
Mannheim, die Herren Schwan und Götz, Buchhändler.
Maynz, Herr Kupferberg, Buchhändler.
München, Herr Lentner, Buchhändler.
Münster, Herr Waldeck, Buchhändler.
Nürnberg, Herr Campe, Buchhändler.
Osnabrück, Crone'sche Buchhandlung.
Straßburg, Herr König, Buchhändler.
Tübingen, Cotta'sche Buchhandlung.
Ulm, Stettin'sche Buchhandlung.
Wirzburg, Herr Stahel, Buchhändler.

Code Napoleon.

Präliminar-Titel.

Von der Bekanntmachung, den Wirkungen und der Anwendung der Gesetze im Allgemeinen.

Dekretirt am 5. März 1803, promulgirt am 15. desselben Monats.

Erster Artikel.

1) Die Gesetze sind im ganzen französischen Gebiete, kraft der durch den Kaiser geschehenen Promulgation, exekutorisch.

Sie müssen in jedem Theile des Reichs von dem Augenblicke an vollzogen werden, an welchem ihre Promulgation daselbst bekannt seyn kann.

Es wird angenommen, daß die durch den Kaiser geschehene Promulgation bekannt geworden sey in dem Departement, wo der Kaiser residirt, einen Tag nach derselben; und in jedem der andern Departemente, nach Verlauf der nämlichen Zeitfrist, um so viel Tage verlängert, als vielmal es zehn Myriameter (ungefehr zwanzig französische Meilen) sind, welche der Ort von der Stadt entfernt liegt, wo die Promulgation erfolgte.

2. Das Gesetz verfügt nur für die Zukunft, es hat keine rückwirkende Kraft.

3. Die Polizey- und Sicherheits-Gesetze verpflichten jeden Landes-Einwohner.

Ueber unbewegliche Güter wird, wenn sie auch Ausländern angehören, nach französischen Gesetzen gesprochen.

Die Gesetze in Betreff des Rechts-Zustandes und der Rechtsfähigkeit der Personen, erstrecken sich auch auf diejenigen Franzosen, die im Auslande ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben.

4. Der Richter, der sich weigert, Urtheile zu sprechen, unter dem Vorwande des Stillschweigens, der Dunkelheit oder der Unzulässigkeit der Gesetze in den vorliegenden Fällen, kann wegen des Vergehens versagter Rechts-Pflege belangt werden.

5. Es ist den Richtern verboten, die Rechts-Streitigkeiten vermittelst allgemeiner Verordnungen und Gerichts-Reglements zu entscheiden.

6. Man kann den Gesetzen, welche die öffentliche Ordnung und die guten Sitten betreffen, nicht durch Privat-Verträge zuwider handeln.

bis sie diejenigen Bedingungen erfüllt haben, welche ihnen durch diese Artikel vorgeschrieben worden sind, auch können sie nur diejenigen Rechte geltend machen, die denselben seit der Zeit anerfallen sind.

21. Der Franzose, welcher ohne Erlaubniß des Kaisers Kriegsdienste in fremdem Lande annimmt, oder sich einer ausländischen Milit.-Corporation zugesellt, verliert die Eigenschaft eines Franzosen.

Er kann nur mit Erlaubniß des Kaisers wieder in Frankreich zurückkehren, und nur in dem Falle die Eigenschaft eines Franzosen zurückerlangen, wenn er die Bedingungen, die einem Fremden auferlegt sind, um französischer Bürger zu werden, erfüllt; alles dieß abgesehen von den Strafen, die das peinliche Straf-Gesetz der Franzosen gegen solche ausspricht, welche Waffen gegen ihr Vaterland getragen haben, oder künftig tragen werden.

Zweiter Abschnitt.

Von dem Verluste der Civil-Rechte als Folge gerichtlicher Verurtheilung.

22. Die Verurtheilungen zu solchen Strafen, deren Endzweck dahin geht, den Verurtheilten von jeder Theilnahme an den nachbenannten Civil-Rechten auszuschließen, ziehen den bürgerlichen Tod nach sich.

23. Die Verurtheilung zum natürlichen Tod bewirkt auch den bürgerlichen.

24. Die sonstigen lebenslänglichen Leibesstrafen, ziehen den bürgerlichen Tod nur in so ferne nach sich, als das Gesetz diese Wirkung damit verknüpfte.

25. Durch den bürgerlichen Tod verliert der Verurtheilte das Eigenthum aller Güter, die er besaß; seine Verlassenschaft ist zum Nutzen seiner Erben vakant, und die Erbschaft fällt denselben auf die nämliche Weise anheim, als wäre der Erblasser natürlich und ohne Testament verstorben.

ANZEIGE.

Das Kunst- und Industrie-Comptoir in Amsterdam (Warmoesstraat No. 2.) macht das Publikum vorläufig aufmerksam auf folgende drei wichtige historische Werke, welche zur Leipziger Michaelis-Messe dieses Jahrs 1808. im Verlage dieser Buchhandlung erscheinen werden:

I.

MEMOIREN
über meine
VERHÄLTNISSE
zum
PREUSSISCHEN STAATE
und
insbesondere zum
HERZOG von BRAUNSCHWEIG.

Vom
OBRISTEN von MASSENBACH,
Chef des Generalstaabs und General-Quartiermeister-Lieutenant.

Drei Bände.
Mit 20 Kupfern, Planen und Carten.

Haupt-Inhalt.

Stamfort stellt mich dem Herzoge in Sans-souci vor. (1783.) — Des Herzogs Aeusserungen über Differenzial- und Integralkalkul. — Rath, den er mir ertheilt, das Feld dieser Spekulationen zu verlassen, und mich auf Terrainkunde zu legen. — Die hohe Idee, welche mir diese Unterredung von dem Herzoge einflösst. — Die Unruhen in Holland. —

Rath, welches Friedrich III dem Statthalter ertheilt. — Steigende Crisis, in welcher sich der Erbstatthalter befindet. — Stamfort's Brief. — Der Minister Herzberg. — Seine räthselhaften Worte. — Schoonhoven. — Haus im Busch. — Wir machen ein Corps mobil. — Ball im neuen Palais. — Der König und die Gräfin Ingenheim. — Ordre zum Marsch. — Aufenthalt in Wesel. — General Gaudi. Sein Urtheil über den Herzog. Ich werde schwankend in meinem Glauben an den Herzog. — Wir marschiren nach Holland. Des Herzogs Operationsplan. — Unverdiente Belohnung, die mir wird. Wir räumen das Gebiet der Republik. Meine Stamforten angegebene Idee: gemeinschaftlich mit den Truppen der Republik, die zwischen der Maas und dem Meere liegenden Festungen, als Maetricht, Breda, Bergen-op-Zoom, zu besetzen, und auf solche Art eine neue Barriere für die Republik zu bilden, nachdem die alte durch Kaiser Joseph II. vernichtet worden war. — Stamfort benutzt diese Idee nicht. — Des Herzogs Aeusserungen in Breslau Ende September 1790. — Pillnitz. — Das Jahr 1791. — Ausbruch des Krieges gegen Frankreich. Unsere erste Versammlung bei Coblenz. Fehler, welche wir begehen. — Die Karthause bei Trier. Unterredung mit dem Herzoge in dem Hause in Consarbrück. — Marsch in die Gegend von Luxemburg. — Longwy ergiebt sich. — Wir marschiren nach Verdün. — Bedenklichkeiten wegen dieses Marsches. — Aufschlüsse auf den Höhen von St. Michel. — Des Herzogs Weisheit. Sein Operationsplan. Des Herzogs Mangel an Festigkeit. Verdün fällt in unsere Hände. — Wir gehen über die Maas. Die Hauptquartiere in *Regret* und *Glorieux*. — Des Herzogs übler Humeur. — Unsere Rekognoszirungen. — Wir reiten *Chapeaux bas*. — Des Königes Ritt nach Clermont. Warnungen der Emigrirten. Der König lacht ihrer Furcht. Die schönen und braven Mädchen in Clermont. — Sie sterben unter dem Beile der Guillotine. — Unser Marsch nach Montfaucon. — Ich schwimme durch die Aisne. — Unterredung mit dem französischen General Duval. Scene in Landres. — Wir verfolgen die Franzosen. — Fehler, den wir begehen. — Grandpré. — Vormarsch am 18ten. Lager bei Lachapelle. Des Herzogs Aeusserungen auf den Höhen von Servon. Der Herzog auf dem Berg Sinai. Sein Operationsplan. — Die Zügel werden ihm zum zweitenmal entrissen. Marsch in der Nacht vom 19ten zum 20sten. — Es kommt zur Kanonade. — Die Scene auf dem rechten Flügel. — Die Vorgänge während der Kanonade. — Der Herzog dankt mir. — Aeusserung des Herzogs, einige Tage nach der Kanonade. — Unsere Retraite. — Des Herzogs unfreundliche Worte. — Ankunft bei Luxemburg. — Der Herzog spricht von Forstenburg. — Marsch nach Frankfurt. — Prinz Wilhelm, Sohn des Herzogs, wird verwundet. Des Herzogs Betrübniss und Fassung. — Scene im Dorfe Aeschbach. — Marsch nach Homburg an der Höhe. Der Herzog ist böse auf den General Wollrath und mich, weil wir den Vorschlag machen, sofort zum Angriff des Feindes auf den Höhen von Ober-Ursel zu schreiten. Merkwürdige Worte des grauen Schnurbarts. — Der Obrist Rüchel. — Die Illumina-

tion in Homburg. — Unser Marsch nach Reifenberg. — Des Herzogs Aeusserungen über die Wegnahme von Frankfurt. — Die Eröffnung des zweiten Feldzuges. Obrist Czeculi. Die Scene an der Rheinbrücke mit dem Generaladjutanten des Königs. Trost, den mir der Herzog giebt. — Das Schicksal übernimmt meine Vertheidigung. Der gefangene und verwundete französische Officier. Der Herzog rettet mir das Leben. — Affaire bei Weiler. Des Herzogs Kälte in grosser Gefahr. — Affaire bei Alzey am krummen Rhein. Die Höhe bei Oppenheim. — Missblick des Obristen von ....l. — Eine Rekognoszirung. — Das Armee-Kommando. — Wallenstein. — Die Avantgarde bei Ramstein. Der Herzog im Lager bei Kaiserslautern. — Konnte Houchard von Toley abgeschnitten werden? — Der Herzog in Pirmasens. Seine richtige Ansicht. — Mein Unglauben. — Gefahr, in welche ich, wegen dieses Unglaubens, gerathe. — Schlacht bei Pirmasens. Merkwürdige Briefe, die der Herzog vor dieser Schlacht geschrieben. — Freude des Königs über den Gewinn dieser Schlacht. — Lucchesini's Aeusserungen dämpfen diese Freude. — Mein Operationsplan nach dieser Schlacht. — Wir bleiben in Unthätigkeit versunken. — Der Monat September 1793. — Umgehung des Hornbacher Lagers —. Kanonade bei Bitsch-Eschweiler. — Der König verlässt die Armee. — Friedrich Wilhelm II. und der Verfasser im Marmor-Palais zu Potsdam. (1795.) — Der König fordert Rechenschaft. Kanonade auf den Bubenhäuser Höhen. (1792.) — Der Herzog bei Hornbach. — Stimmung des Herzogs. — Seine Aeusserungen; sein endlicher Beschluss. — Der österreichische General Wartensleben widersetzt sich diesem Beschluss. — Der Herzog setzt mich *en prise* mit diesem General, und beharret auf seinem Entschluss, die Blies und Erbach zu verlassen. — Des Herzogs Rückzug nach Kaiserslautern. — Merkwürdige Unterredung mit dem Herzoge, über Regieren und über Geniessen und über die Vermählungen der Grossen. — Meine Ansicht von der Stellung bei Kaiserslautern. — Die Schlacht bei Kaiserslautern. — Rückzug nach Worms. — Der Herzog zerreist mit Unwillen die Denkschrift, worin ich ihm die Vorstellung mache, wir müssten nicht sogleich zu weit zurückgehen und Kreuznach verlassen. — Der Herzog lässt mich nach Oppenheim kommen, übergeht den Vorfall mit der zerrissenen Denkschrift mit Stillschweigen, erforscht meine Meinung, ob die Armee auf dem linken Rheinufer bleiben, oder über den Rhein zurückgehen müsse; — und schickt mich nach Berlin, jener Idee Eingang und Genehmigung zu verschaffen. — Des Herzogs Schreiben an den König. — Der Herzog verlässt die Armee. — Mein Kummer darüber. — Ich tadle den Herzog, und sage ihm freimüthig meine Meinung: „Er hätte die „Armee nicht verlassen müssen; die grossen Schläge würden „in den Niederlanden geschehen; Holland würde bedroht „werden; er habe Geschichte studirt, und er allein kenne „den hohen Werth Hollands und seinen Einfluss auf die „Vertheidigung des Rheins, also auf die Vertheidigung „Deutschlands." — Der Herzog will mich kurz entlassen, ich bleibe, und steige in meinen Vorwürfen; ich klage ihm

des Undanks und der Verkennung wahrer Verdienste an. Für seine Feinde wirke er Belohnungen und Orden aus; einen Mann, der ihm und der Armee grosse Dienste erzeigt, vergesse er; und dieser Mann heisse Grawert. Wir scheiden im Unfrieden. — Meine Verhältnisse mit diesem Herrn im Jahr 1794. — Forstenburgs Tod. — Des Herzogs grosser Schmerz — Meine Briefe an den Herzog von Gr. Gera aus. Mein Entwurf von ihm verbessert. Meine Reise nach Berlin. — Meine Ankunft in Braunschweig. Verdacht, den ich in Bockenheim erwecke. — Meine Verhältnisse mit dem Herzoge werden beinahe ganz unterbrochen. — Diese Verhältnisse werden im Jahr 1801 wieder angeknüpft. — Die Besetzung Hannovers. — Unser Cordon zwischen der Elbe und Weser. — Ich widerspreche dem Herzog wegen der Besetzung der Stadt Bremen. — Kecke Denkschrift, die ich in Bremen aufgesetzt. Der Herzog genehmigt sie. — Mein Aufenthalt in Braunschweig. Der Herzog ist äusserst gnädig und herablassend. Sein Anerbieten, meinen Pekuniar-Angelegenheiten aufzuhelfen. — Merkwürdige Unterredung. — Der wehmuthsvolle Blick, welchen der Herzog auf die Vergangenheit und auf die Thaten seiner Jugend wirft. Das Gefecht bei Hoya. Seine Aeusserungen über unsere politische Lage. Seine Aufforderungen an mich, an der Reformation des Generalquartiermeister-Staabes zu arbeiten. — Sein Entschluss, die östlichen Grenzen des Staates zu bereisen. — Meine Bemühungen, diesen Entschluss des Herzogs zu befestigen. — Der Herzog ist entschlossen, diese Reise zu unternehmen. — Sein Brief an den König im April 1802. — Sans-souci. — Herzog Friedrich von Braunschweig-Oels. — Aeusserungen des Herzogs im königlichen Schloss zu Berlin. — Reise-Route des Herzogs. — Lenczyc. — Suchkazew. — Die Montalembertschen Thürme. Missbrauch, welchen der Herzog davon machen will. — Warschau. — Der Herzog auf dem Balkon des Warschauer Schlosses. — Praga. — Seine gehaltvollen Aeusserungen. — Modelin. — Sierok. — Pultusk. — Orthelsburg. — Die Lobrede auf Mark-Aurel. — Rastenburg. — Drongfort. — Gumbinnen. — Kydullen. — Die Eifersucht regt sich. — Ragnit. — Memel. — Tilsit — Insterburg. — Wehlau. — Königsberg. — Elbing. — Graf Dohna von Schlobitten. — Die päbstliche Bulle. — Meine Unterredung mit dem Herzoge bis tief in die Nacht. — Die Eifersucht der Kameraden flammet hoch empor. — Danzig. — Graudenz. — Abschied vom Herzog. — Seine Denkschrift. — Des Herzogs Brief vom 31. August. — Scene in Potsdam. — Ich falle in völlige Ungnade. — Des Herzogs Aeusserungen über die Tendenz meiner Reformation des Generalquartiermeister-Staabes in B .... gegen den Grafen ..... — Sie entrüsten mich im höchsten Grade. — Meine Verhältnisse mit dem Herzoge werden zerrissen — Die Commission. — Tempelhof. — Die Verhältnisse erneuern sich wieder im Jahr 1803 und in Neisse 1804. — Ich begleite den Herzog auf der Reise von Cosel bis Warschau, und von Warschau über Stronsko bis Rawa. — Der General Lindener. — Versprechungen des Herzogs, die Festungsangelegenheit und die Anstellung des vortrefflichen Bouligniers zu betreiben. —

Graf Haugwitz in Kalisch. — Der Herzog hält sein Wort nicht. — Wahre Ursache seiner schnellen Zurückreise. — Gaudi's Charakterschilderung ist erfüllt. Ich bin seit zwanzig Jahren die Dupe gewesen. — Ich verzweifle an aller Grösse des Menschen. — Unglückliche Stimmung, in welche ich gerathe. — Der Herzog kömmt nach Potsdam; ich meide ihn; er lässt mich rufen; es kömmt zu Erklärungen; der Herzog will sich rechtfertigen; er kann es nicht. — Ich beweise ihm, dass er den König und den Staat unglücklich machen werde. — Mit Thränen im Auge und bitterem Gram im Herzen verlasse ich den Herzog. Er ruft mir; ich will nicht hören. — Meine Verzweiflung. — Der September 1805. — Scene in Sans-souci am 16. September. — Die Mittagstafel im Marmor-Palais. — Reise nach Breslau. — Meine Ansichten. — Dresden. — Meissen. — Leipzig. — Erfurt. — Merkwürdiges Schreiben des Herzogs. — Mein Ruf nach Potsdam. — Der Morgen des 3. Decembers 1805. — Der Abend. — Die Nacht zwischen dem 3. und 4. — Aussöhnung mit dem Herzoge; er rechtfertiget sich einigermassen; ich lasse mich wieder gewinnen; ich traue ihm wieder, und schwöre ihm aus Liebe zum Könige und zum Staate treue Anhänglichkeit. — Alle alte Verhältnisse sind hergestellt. — Der December und Januar in Berlin. — Der Herzog scheint bekehrt zu seyn. — Des Herzogs Reise nach Petersburg. — Seine Zurückkunft im März. — Ich trete in sein Zimmer mit der Zeitung in der Hand, worin die Besitznehmung der Russen von Cattaro steht, und mit der Anrede: Wir haben Krieg, E. D.! — Mein weitgreifender Operationsplan. — Des Herzogs kalte Antwort. — Meine Heftigkeit. — Entrüstet, entlässt mich der Herzog. — Pasewalk. — Es wird angeknüpft. — Charlottenburg. — Neue Annäherung. — Die eminente Gefahr. — Meine Ansichten. — Breslau. — Dresden. — Erfurt. — Die militärischen Conferenzen. — Der Marsch von Blankenhayn nach Weimar. — Letzte Unterredung mit dem Herzoge. — Sein Tod. — Vollständige Schilderung seiner Talente und seines Charakters. — Der Herzog hat seine Bestimmung: Preussen zu retten, verkannt, und sich und sein Haus vernichtet, indem er nicht früher schon mit seiner ganzen Kraft daran arbeitete, das Preussen nicht vernichtet wurde.

INHALT
der
BEILAGEN
zu den
MEMOIREN
erstem Theile.

---

1) Betrachtungen über die gegenwärtige Lage der Angelegenheiten Deutschlands. (Ende Januar 1795.) — 2) Entwurf

eines Operationsplans für den Feldzug 1795. — 3) Wie können Deutschland und Preussen gerettet werden? Eine Denkschrift des Jahres 1800. — 4) Der Obrist Massenbach an den Obrist Kökritz Am 14. Januar 1801. — 5) An Se. Majestät den König. Ein Schreiben des Obristen Massenbach, von eben diesem Dato. — 6) Einige Bemerkungen über die jetzigen allgemeinen Angelegenheiten, besonders in militärischer Rücksicht und in Beziehung auf die militärischen Grenzen der preussischen Monarchie. (Januar 1801.) — 7) Der Obrist Massenbach an den Obrist Kökritz. Bremen, am 26. May 1801. — 8) Ueber die wahre Vergrösserung der preussischen Monarchie. (Im Monat May 1801) — 9) Ein auf diese Denkschrift Bezug habendes Schreiben des Herzogs von Braunschweig an den Obristen Massenbach. Braunschweig, am 10. Junius 1801. — 10) Ueber die Verbindung der Kriegs- und Staatskunde und über die Regententugenden des Königs Friedrich II. Eine Rede, gehalten am 24. Januar 1801; überreicht am 11. December 1801. — 11) Der Herzog von Braunschweig an den Obristen Massenbach. Braunschweig, den 31. August 1802. — 12) Antwort des Obristen Massenbach an den Herzog von Braunschweig. Potsdam, den 19. Sept. 1802. — 13) Antwort des Herzogs. Sans-souci, den 20. Sept. 1802. — 14) Der Obrist Massenbach an den Herzog von Braunschweig, Potsdam, den 21. Sept. 1802. — 15) Nachricht wegen der folgenden Correspondenz mit dem Herzoge von Braunschweig. — 16) An den Herzog. Breslau, den 30. Sept. 1805. — 17) Der Herzog von Braunschweig an den Obristen Massenbach. Berlin, den 5. Oct. 1805. — 18) An den Herzog von Braunschweig. Breslau, den 9. Oct. 1805. — 19) An den Obristen von Massenbach. Berlin, den 12. Oct. — 20) An den Herzog von Braunschweig. Breslau, den 12. Oct. — 21) An den Obristen Massenbach. Berlin, den 14. Oct. — 22) An den Herzog von Braunschweig. Berlin, den 19. Oct. 23) An den Herzog von Braunschweig. Dresden, den 27. Oct. 1805. — 24) An den Hauptmann Valentini. — 25) An den Herzog von Braunschweig. Meissen, den 12. Nov. 1805. — 26) An Se. Majestät, den König; in der Nacht vom 13. zum 14. Nov. 1805, von Leipzig abgeschickt. — 27) Der Herzog von Braunschweig an den Obrist Massenbach. Hildesheim, den 11. Nov. — 28) An den Herzog von Braunschweig. Erfurt, den 17. Nov. — 29) An den Herzog von Braunschweig. Unter eben dem Dato. — 30) Der Herzog von Braunschweig an den Obristen Massenbach, Hildesheim, den 25. Nov. 1805. — 31) An den Herzog von Braunschweig. Erfurt, den 27. Nov. Vormitternacht 11½ Uhr. — 32) An Ebendenselben, Nachmitternacht um 1 Uhr. — 33) Der Obrist Kleist an den Obrist Massenbach. Berlin, den 28. Nov. 1805. — 34) Die Rede in Breslau. 1805. — 35) Des Herzogs Memoire. Potsdam, November 1805.

Beilagen

zum

zweiten Theile.

1) Der Obrist Massenbach an den Obristlieutenant Kleist. Berlin, den 7. Dec. 1805. — 2) Eine Denkschrift. — 3) An den geheimen Kabinetsrath Beyme. Berlin, den 14. Dec. 1806. — 4) Der Obrist Massenbach an den Obristlieutenant Kleist. Im Laufe des Monats December 1806. — 5) An den Feldmarschall von Möllendorf. Berlin, den 14. Dec. — 6) An den General der Cavallerie, Graf von Schulenburg. Den 15. Dec. — 7) An Se. Majestät, den König. Potsdam, den 18. Dec. — 8) Ueber die militärischen Grenzen Frankreichs in Beziehung auf die Politik Preussens, geschrieben im Frühjahr 1804. Sr. Majestät, dem Könige, überreicht den 18. Dec. 1805. — 9) Der Herzog von Braunschweig an den Obrist Massenbach. Berlin, den 23. Dec. 1805. — 10) Der Obrist Massenbach an den Herzog von Braunschweig. Berlin, den 25. Dec. 1805. — 11) An den König. Berlin, den 25. Dec. — 12) Eine Denkschrift. — 13) Der Minister Gr. Haugwitz, an den Obristen Massenbach. Berlin, den 27. Dec. 1805. — 14) Der Obrist Massenbach an den Staatsminister, Freiherrn von Hardenberg. Den 27. Dec. 1805 — 15) Der Herzog von Braunschweig an den Obristen Massenbach. Berlin, den 29. Dec. — 16) An den Herzog von Braunschweig. Berlin, den 1. Januar 1806. — 17) An den Obristlieutenant Kleist. Potsdam, den 12. Januar 1806. — 18) An den Obristlieutenant Kleist. Den 14. Januar. — 19) Ueber Staatsgeschäftsführung. Erster Abschnitt. Nachtheile der Cabinetsregierung. — 20) Der Obrist Massenbach an den Obristlieutenant Kleist. Den 15. Januar. — 21) Ueber Staatsgeschäftsführung. Zweiter Abschnitt: Wie können diese Fehler der Cabinetsregierung vermieden werden? — 22) An den Obristlieutenant Kleist. Potsdam, den 16. Jan. 1806. — 23) Ueber Staatsgeschäftsführung. Dritter Abschnitt. Vergleichung der vorgeschlagenen Organisation mit der jetzt eingeführten. — 24) An den Obristlieutenant Kleist. Potsdam, den 17. Januar. — 25) An denselben. Potsdam, den 19. Januar. — 26) An denselben. Potsdam, den 22. Januar.

Beilagen

zum

dritten Theile.

1) An den König. Potsdam, den 19. März 1806. — 2) An den König. Potsdam, den 20. März. — 3) An den

Besorgnisse in der Nacht vom 27sten zum 28. November. — Ruf nach Potsdam. — Die Monate December und Januar in Berlin. — Preussens Schicksal wird in diesen Monaten entschieden. — Der im Monat März (1806) entworfene Operationsplan. — Der Krieg gegen Schweden, oder vielmehr die Reise nach Pasewalk. — Während meines langen Aufenthalts in Pasewalk verbreiteten sich die Gerüchte von dem nahen Ausbruch eines Krieges Preussens gegen Frankreich. — Mein Unglaube. — Meine Sendung nach Charlottenburg. — Meine schmerzhafte Ueberzeugung von der Wahrheit dieser Gerüchte und der Unvermeidlichkeit dieses verhängnissvollen Krieges. — Meine Ansichten. — Meine Briefe an den König. — Tendenz dieser Briefe: 1) Aufhellung der Missverständnisse durch persönliche Zusammenkunft der Monarchen; Phull und Haugwitz verwerfen diese Idee. 2) Erhebung des Geistes und des Muthes bei der Unvermeidlichkeit der Gefahr. 3) Erste Ideen des zu befolgenden Operationsplans. — Meine Rückkehr nach Pasewalk. — Mein Schreiben an den Herzog von Braunschweig. Im Anhange desselben: Vollständige Entwickelung des Operationsplans, *Ordre de Bataille*, und Art, wie die Generale nach ihren Einsichten, Fähigkeiten und Charakteren eingetheilt werden müssten; Organisation der Geschäfte im Königlichen Hauptquartier. — Kalte Antwort des Herzogs. — Reise von Pasewalk über Charlottenburg nach Schlesien. — Thätigkeit des Grafen Hoym, die Mobilisirung der Armee zu beschleunigen. — Missverständnisse mit dem Generallieutenant von Grawert. — Diese Missverstänisse klären sich auf. — Meine öffentliche Rede in Breslau. — Ankunft in Löwenberg. — Reise nach Dresden. — Höchste Beschleunigung des Marsches von dem Bober nach der Elbe. — Uebergang über die Elbe auf sechs Punkten. — Herrlicher Zustand der Truppen, trotz der grossen Märsche. — Triumphalischer Marsch über die Elbe-Brücke in Dresden. — Vierzehntägiger Stillstand. — Mein Kampf in Dresden, wegen Anstellung des Prinzen Louis Ferdinand, als Führer der Avantgarde. — Wir marschiren nach Freiberg. — Prinz Louis Ferdinand geht zu einem böhmischen Grafen auf die Jagd. — Meine Entrüstung. — Nachdrucksvoller Brief, den ich erlasse. — Wir marschiren nicht nach Hof, oder Ankunft des Hauptmanns von Müffling. — Marsch von Chemnitz nach Jena und Saalfeld. — Betrachtung über diese Bewegung: Der erste Schritt, welchen wir in diesem Feldzuge thun, ist auch der erste Schritt zu unserm Untergang. — Das Kreutzen der Sachsen mit der Hauptarmee. — Maasregeln, welche getroffen werden, es zu verhindern. — Ich trage nicht die Schuld der aus diesen Unordnungen entspringenden Folgen. — Ruf nach Erfurt. — Meine Bekümmerniss bei Erblickung des Herzogs. — Seine physische und moralische Abspannung. — Die Conferenzen am 5ten und 6. October. — Die Verzweiflung, mit welcher ich nach Jena zurückreise. — General Grawert und Prinz Louis Ferdinand kommen mir entgegen. — Nur ihnen erlaube ich einen Blick in mein zerknirschtes Gemüth. — Die Rapporte des Generals Grafen Tauenzien. — Vorschläge, welche der Fürst zu Hohenlohe

dem Herzoge von Braunschweig am 8ten und 9. October macht. — Meine Ansichten, meine Wünsche, meine Ahnungen. — Der Morgen des 10. Octobers; die Kanonade; der Büchsenspanner; der Tod des Prinzen Louis Ferdinand. — Die Prophezeihung in Freiberg ist eingetroffen. — Ich werde vom Fürsten nach Blankenhayn geschickt. — Die Art, wie ich empfangen werde; ich stehe *Chapeau bas*. — Ich vertheidige mich nicht. — Unterredung mit dem Herzoge auf dem Marsche von Blankenhayn nach Weimar. — Der Herzog in der Mühle zu Mellingen. — Das Lager bei Weimar. — Der Ettersberg, und die Eckartsberge. — Meine Rekognoscirung am 11. October. — Idee, in welcher ich eine Stellung für die zweyte Armee aussuche. — Meine Besorgnisse wegen des linken Flügels. — Der Nebel am Morgen des 12ten. — Lücken, die wegen noch nicht erfolgter Ankunft der Fourierschützen, und wegen dieses Nebels auf dem rechten Flügel des Lagers entstehen. — Unschädlichkeit dieser Lücken. — Betrachtungen über dieses Lager. — Ankunft des Königes und des Herzogs auf der Chaussee ohnweit des kleinen Sumpfs. — Der Herzog will nicht glauben, dass wir bereits heute am 12. October in der linken Flanke umgangen sind. — Meine Ueberzeugung, dass General Graf Tauenzien wenigstens den hohen Rand des Saal-Thales behaupte. — Die am 13ten Morgens früh 4½ Uhr erhaltene Ordre, nach Weimar zu kommen. — Bedeutende Aeusserungen der Herren von Watzdorf und von Funk. — Die Sachsen wanken. — Zerstörung, die auf allen Physiognomien im Schloss zu Weimar herrscht. — Der König. — Seine Befehle, wegen Sicherung der rechten Flanke des Marsches der Armee. — Letzte Unterredung mit dem Herzoge. — Seine bestimmten Befehle: wir sollen nicht angreifen; wir sollen die Arriergarde machen. — Mein Erstaunen, als ich auf dem linken Flügel der Armee ankomme, und sehe, dass General Graf Tauentzien nicht nur den Landgrafenberg, sondern auch den Dornberg verlassen hat. — Das Selbstgespräch. — Wir müssen sogleich das Lager verändern. — Wodurch die Ausführung dieser Idee verhindert wird. — Meldung des Generals Bila. — Marsch nach Dornburg. — Der Herr von Montesquiou. — Instructionen, welche die Generale Schimmelfennig, Bila und Holzendorf erhalten. — Wie haben die Vorposten in der Nacht vom 13ten zum 14ten gestanden? — Waren die Vorposten so postirt, dass sie ihre Schuldigkeit thun konnten? — Haben die Vorposten in der Nacht vom 13ten zum 14ten ihre Schuldigkeit gethan? — Die Vorposten lassen in der Nacht vom 13ten zum 14. October keine, also auch keine beunruhigende Nachrichten in das Hauptquartier melden. — Die ersten Kanonenschüsse; der dicke Nebel; der Vorschlag: den linken Flügel in der Richtung nach Uttenbach zurückzuwerfen, und dadurch der in der Nacht angekommenen Ordre des Herzogs, uns nicht von der Hauptarmee abschneiden zu lassen, zu entsprechen. — Warum dieser Vorschlag nicht ausgeführt wird. — Fehler, welche dadurch entstehen: wir verlassen den Anstützungspunkt des rechten Flügels; wir entfernen uns vom General Rüchel; wir schla-

gen uns bei den Vorposten. — Die Verhältnisse des kommandirenden Generals, des Divisions-Generals, und des Generalquartiermeisters. — Disposition zur Schlacht. — Bestimmung der Generale Holzendorf und Rüchel. — Missliches Anfang der Schlacht. — Die Ordnung wird hergestellt. — Wir avanciren; der Feind weicht. — „Die Schlacht ist gewonnen," kömmt der General Rüchel in diesem Augenblick an; und General Rüchel kann in diesem Augenblick ankommen. — Die Nicht-Ankunft dieses Generals ist die Ursache, warum wir diesen glücklichen Erfolg nicht benutzen. — Mörderisches Gefecht in unserer Front. — Das Schicksal des Tages steht auf dem Wendepunkt; der General Rüchel erscheint noch immer nicht; wir sind geschlagen. — Ankunft des Generals Rüchel nach unserer vollendeten Niederlage. — Vergebens will seine Tapferkeit wieder gut machen, was seine verspätete Ankunft verdorben hat. — Allgemeine Flucht. — Betrachtungen. — Drei Ursachen haben den Verlust der Schlacht herbeigezogen. — Aufzählung dieser Ursachen. — Warum ich mich nicht nach Erfurt flüchte. — Die Verwundete in dem Bauernhaus zu Ramsla. — Selbstgespräch. — Der Major Oppen. — Ankunft in Sömmerda. — Befehle, welche der König mir ertheilt. — Wir entgehen am 16ten der Gefangenschaft. — Nachtmarsch. — Ankunft in Sondershausen. — Durch die Einleitung des Marsches über Stollberg und Quedlinburg werden zwei Tage gewonnen. — Gute Aufnahme der Truppen in Quedlinburg. — Schreiben an den Gouverneur von Magdeburg, an den Minister Graf Hoym, an den General von Geusau. — Der Fürst erhält das Commando über die ganze Armee. — Betrachtungen, Wünsche, Hoffnungen. — Ahndungen. — Ich gehe mit Courierpferden nach Magdeburg, in der Hoffnung, den König oder seinen Generaladjutanten noch zu sprechen. — Ankunft am Südenburger Thor. — Unsägliche Unordnung vor und in der Stadt. — Der Gouverneur empfängt mich mit den Worten: „Er habe keine Magazine für die Armee!" — Bestätigte Nachricht von der Abreise des Königes. — Nachtheilige Sensation, die dadurch verursacht wird. — Die Armee kann nicht in Magdeburg bleiben. — Entschluss, nach der Oder zu marschiren. — Anordnung der Märsche und der Verpflegung. — Ursachen, warum wir von Rathenow nicht über Fehrbellin, sondern über Hohennauen marschiren. — Besorgnisse in Neustadt an der Dostow. — Verabredung mit dem General Blücher. — Das Projekt in Ruppin. — Die schriftliche Eingabe. — Die an General Blücher ergangene Ordre. — Seine ausweichende Antwort. — Die Ordre wird erneuert, auf der Höhe von Schönermark, in Fürstenberg, in Cychen. — Manöver, welches der Fürst entwirft, und mit Hülfe des Generals Blücher ausführen will. — Durch das vergebliche Warten auf den General Blücher verlieren wir wenigstens 6 Stunden Zeit, nämlich 3 Stunden ohnweit Gransee und 3 Stunden bei Cychen. — Höhe beim Dorf Hardenbeik. — Der Feind ist in Boitzenburg. — Unsere ganze Cavallerie, die wir bei uns haben, bestehet aus 86 Pferden. — Man kann den Feind nicht rekognosciren. —

Es wird der Entschluss genommen, links über Criwitz, Schönermark und Nieden zu marschiren. — Die Nacht in Schönermark. — Die Projekte. — Die Patrouillen. — Rapport des Herrn von Nostitz: Es befinde sich kein Feind in und in der Gegend von Prenzlau. — Wir marschiren nicht über Nieden, sondern über Prenzlau, des Brodes wegen. — Der Feind lässt sich sehen. — Wir beschleunigen unsern Marsch. — Der Parlamentär. — Mein Irrthum. — Das nachtheilige Gefecht diesseits Prenzlau. — Die Thore von Prenzlau werden von unsern Truppen verlassen. — Der Feind ist Meister von Prenzlau. — Unser falscher Aufmarsch. — Die mit Bagage- und Munitionswagen angefüllten Quarrées. — Der feindliche Generalquartiermeister vor unserer Front. — Der Rapport des Obristen Hüser. — Catastrophe. — Berechnung unserer Stärke. — Schluss des Berichts. — Allgemeine Betrachtung.

Zu diesem Werke gehören folgende 4 Situations-Carten und Plane:

1) Carte des Feldzugs von 1806. — 2) Die Schlacht bei Vierzehnheiligen. — 3) Die Gegend von Prenzlow. — 4) — — — — —

III.

RÜCKERINNERUNGEN

an

GROSSE MÄNNER.

Vom

OBRISTEN von MASSENBACH u. s. w.

Haupt-Inhalt.

Friedrich der Zweite, König von Preussen.

a) Friedrich der Feldherr und Held. — b) Friedrich der Staatsmann. — c) Friedrich der Staatswirth. — d) Friedrich der Verehrer alles Grossen und Edlen. — e) Sein Tod. — f) Die Lage der Welt und Preussens nach Friedrichs Tod. — g) Napoleon am Sarkophag Friedrichs.

Prinz Heinrich, Bruder Friedrich des Zweiten.

Gesammelte Briefe,

herausgegeben

von

Julie.

2r., 3r. und 4r Band. Mit Kupfern.

8. Leipzig, bey Heinrich Gräff.

Vorlegeblätter

zum

Zeichnen für Schulen und Handwerker,

vorzüglich

mit Rücksicht auf richtige Schattengebung und Zeichnung architektonischer Gegenstände in geometrischen und perspektivischen Rissen; besonders der Säulenordnungen und ihrer zweckmäßigen Anwendungen in der schönen Baukunst und andern Künsten und Gewerben

von

D. J. L. Schmager.

1s Heft. Mit sieben Kupf. in gr. 4. Der Text in Querfol. bey Heinrich Gräff.

Praktisches

Lehrbuch zur Bildung

eines

richtigen mündlichen und schriftlichen Ausdruckes der Gedanken zum Gebrauch für Schulen.

von

M. J. C. Vollbeding.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.

8. Leipzig bey Heinrich Gräff. 23½ Bogen. Preis 16 Gr. Sächsisch.

Unentgeldliche Beilagen
für die
Leser der Neuen Feuerbrände.

Allen Thierärzten, Oekonomen und Landleuten wird empfohlen:

Unterricht
für
Thierärzte, Oekonomen und Landleute
über
die seit einigen Jahren unter dem Rindviehe, den Pferden und Schweinen häufig herrschenden Seuche, der Milzbrand genannt.

Nebst Anhang
über die Lungenseuche des Rindviehes
von

K. W. Ammon,
Königl. Thierarzt.

gr. 8. Anspach 1808. 8 Gr.

Unter allen Seuchen der Viehheerden ist keine verwüstender, als der Milzbrand. Diese Schrift giebt die besten Belehrungen hierüber.

D. Martin Luthers
Katechismus
nach
seinen sechs Hauptstücken zu einem zweckmäßigen Religionslehrbuche
für
Prediger, Schullehrer und Hausväter
kurz erläutert und umgearbeitet, nebst erklärten Bibelsprüchen und Liederversen,
von

D. E. F. Ch. Oertel.

8. Anspach 1808. 8 Gr.

Diese ganz neue Bearbeitung des Lutherischen Katechismus enthält die vollständigste Erklärung der Lutherischen Worte in der

gedrängtesten und lichtvollsten Kürze, und hat bereits in den Fürstenthümern Anspach und Bayreuth vielen Beifall gefunden; daher wird er auch allen auswärtigen Predigern und Schullehrern als ein sehr nützliches Hülfsbuch empfohlen.

So eben ist erschienen, und an alle gute Buchhandlungen versandt worden:

Aristobul der Fürstengünstling.

Ein

Roman vom Verfasser der merkwürdigen Maskerade.

1r Theil. Mit einem Kupf. von Jury. 8. Posen und Leipz. bey J. F. Kühn. (2 Rthlr. 16 Ggr.)

Wenn im wirklichen Leben ein schöner und feuriger Jüngling, der bey vielem Geiste auch viel Edelmuth besitzt, und zugleich mit Plutus Gaben reichlich ausgestattet ist, fast aller Augen auf sich zieht, und besonders bey dem schönen Geschlechte ungemeines Interesse erweckt: so wird gewiß auch in der Ideenwelt ein so lachendes Phänomen die lebhafteste Theilnahme erregen. Den Menschenkenner werden vorzüglich auch die verführerischen Situationen unterhalten, die unserm Aristobul mit der frühen Einweihung in Cytherens Geheimnisse drohen, nicht nur, weil er darin die geschickte Zeichnung des Verfassers bewundert, sondern hauptsächlich auch, weil der Verfasser schon in diesem Theile darauf hindeutet, daß eben das glückliche Bestehen dieser gefährlichen Proben es sey, was uns über die gewöhnliche Männerwelt erhebe. Eine Nation, die sich jetzt mehr, als je, ihrer Wiedergeburt, oder vielmehr ihrer Veredlung naht, wird sich durch gegenwärtige Schrift nicht wenig geschmeichelt fühlen. Welche Nation es sey, wollen wir dem Neugierigen zu errathen überlassen.

Das von Jury trefflich gearbeitete Kupfer stellt die merkwürdige Scene S. 178 vor, wo der Jude Aron vor dem Prinzen **, der am Kamin sitzt, alle von ihm in Händen habende Wechsel verbrennt, mit den Worten: „Erlauben Ew. *** gnädigst, sie ein geringes Opfer meiner Dankbarkeit seyn zu lassen.

Die Ruhe, welche im Gesichte des edlen Israeliten herrscht, zeigt an, wie wenig Ueberwindung ihm diese Handlung kostet, und kontrastirt sehr passend mit der Ueberraschung des Prinzen, der bey aller guten Meynung, die er von Aron hat, doch eine solche Uneigennützigkeit nimmermehr von ihm erwartet hätte.

Mit dem zweyten Theile, der ebenfalls binnen kurzer Zeit erscheint, ist dieses anziehende Werk geendigt.

---

spricht die Recension desselben in der Hallischen Lit. Zeitung. Am Schlusse derselben heißt es: „Wir empfehlen diese Schrift, aus welcher wir hier das Erheblichste ausgezogen haben, allen Brunnen-Commissionen und Brunnen-Aerzten, um sie statt eines Spiegels anzuwenden, in welchem sie ihre Anstalt besehen und erforschen können, ob dieselbe den Forderungen entspreche, welche der Verfasser an eine gute Brunnen- und Bade-Anstalt macht rc.

So endete

Preussen.

gr. 8. Germanien. Geheftet 8 ggr.

Diese Schrift verdienet es, ihrer bescheidenen Freymüthigkeit wegen, von jedermann gelesen zu werden. Die darin enthaltenen richtigen Reflexionen über die wirklichen Ursachen des plötzlichen Sinkens einer Monarchie, welche Friedrichs des Einzigen Genie so groß und furchtbar machte, beweisen es zugleich nur zu sehr: daß da, wo der Unterthan vor den Truppen zittert, die Truppen vor dem Feinde fliehen, und dann der Verlust einer einzigen Schlacht, zugleich Verlust der Monarchie ist.

Etwas

für

Fürsten und Völkerbeherrscher.

„Da liegen sie, die im ehrnen Busen niemals fühlten
Die Schrecken der Religion,
Und Gottgeschaffne, beßre Menschen hielten
Für Vieh, bestimmt zur Frohn, —

Schubarts Fürstengruft.

8. Germanien 1809. 12 ggr.

NB. Obige zwei Werke sind durch die Buchhandlungen zu haben: In Leipzig bey Heinsius; in Königsberg bey Göbbels und Unzer; in Prag bey Calve; in Wien bey Geistinger; in Berlin bey Franke und Maurer.

Preußens Glück
nicht von innen.
Eine patriotische Schrift
von
Finanzrath M***.

„Es giebt im Menschenleben Augenblicke,
Wo er dem Weltgeist näher ist als sonst,
Und eine Frage frey hat, an das Schicksal."

Schiller.

1809.

NB. Diese Schrift wird in wenigen Wochen erscheinen; allein unverlangt niemanden eingesandt werden. Die Buchhandlungen belieben ihre Bestellungen durch Herrn Heinsius in Leipzig zu machen.

Der Verleger.

Vom

Neuen Politischen Journal
oder
dem Kriegsboten,

enthält das July-Stück unter andern folgende interessante Aufsätze: Napoleons Gesetzbuch in Bezug auf Deutschland; Ueber den Ausgang des jetzigen Krieges; Geschichte der französischen Marine; Frankreich und seine Colonien; England und seine Colonien; Schwedische Siege; Unruhen in Spanien; Englische Angelegenheiten; Englands Plan in Hinsicht Portugalls und Spaniens; Aus dem Norden. Politische Notitzen und andre Aufsätze historisch-politischen Inhalts. Zugleich muß, um Irrungen zu vermeiden, bemerkt werden, daß in den Catalogen der Hoffmanschen und Campeschen Buchhandlung dieses Journal mit dem halbjährigen Preise von 7 mg. 8 ßl. und im Bachmann- und Gundermanschen Catalog zu 6 mg. halbjährig angegeben worden, dagegen der ganze Jahrgang, bestehend in 12 Monatsheften, von jeher nur 6 mg. gekostet hat, auch dafür ferner in Hamburg in allen Buchhandlungen und in Leipzig bey Fr. Bruder zu haben ist. Einzelne Hefte kosten 8 ßl. Für Auswärtige ist der jährliche Preiß 2 Louisd'or in Golde, einzelne Hefte 5 Gr.

Bemerkungen
über das
landwirthschaftliche System
des
herzogl. Oekonomie zu Wörlitz.
In Briefen.

Mit Kupf. Dessau und Leipz. bey Georg Voß 1808.
gr. 8. Preis 1 Rthlr. 2 Gr.

Das wegen seiner reizenden Anlagen mit Recht so berühmte Wörlitz ist nicht minder merkwürdig wegen seiner musterhaften Oe-

konomie. Wenn erstere jeden Freund der verschönerten Natur anziehen, so ist es gewiß der Wunsch aller Kenner und Liebhaber der Landwirthschaft, auch die Wörlitzer Oekonomie näher kennen zu lernen. Das vorliegende Werk, dessen Verfasser sich durchaus als Kenner charakterisirt, giebt in acht Briefen Belehrung über alles, was bey dieser Oekonomie Eigenthümliches Statt findet; er zeigt die Abweichung derselben von der Dreyfelder- und den neuern Wirthschaften, und liefert zugleich eine höchst interessante Geschichte und Uebersicht der fürstl. Oekonomie, deren reiner Ertrag sich seit 20 Jahren mehr als verdoppelt hat. Wenn er dessen ungeachtet auch Manches zu tadeln findet, so ist dieß ein Beweis mehr von seinen praktischen Kenntnissen.

Anzeige eines höchst interessanten Buches für Töchter.

Bey Georg Voß in Dessau ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu erhalten:

Emiliens

Stunden der Andacht und des Nachdenkens.

Für

erwachsene Töchter der gebildeten Stände,

herausgegeben

von

A. W. Spieker.

Mit 1 Kupfer, gebunden. Preis 1 Rthlr. 16 Gr.

Man bietet so unglaublich viel auf — sagt der verehrte Niemeyer — um die körperliche Schönheit zu bewahren, und sie noch durch die studirtesten Künste in Haltung, Anzug und Schmuck des Körpers zu heben. Oft setzt man gerade in den Familien, die sich zu den vorzüglich gebildeten rechnen, einen so hohen Werth darauf, daß bey neuen Bekanntschaften und Urtheilen über sie beynahe nichts zum Maaßstabe des Werths genommen wird, als die äußere Bildung. Was wird nicht übersehen an Mängeln des Verstandes, an Fehlern des Herzens, an Unbeholfenheit im Umgang mit Verständigen, wenn nur Schönheit nicht fehlt. Allerdings dokumentirt die Geschichte aller Zeiten ihre zauberische Macht. Aber

— es ist doch nichts vergänglicher als sie; und man wird täglich gewahr, wie unglücklich sich die fühlen, die anfangen, ihre Vergänglichkeit an sich selbst zu bemerken, ohne einen Ersatz zu finden in ihrem leeren Geiste, in ihrem vereitelten und verödeten Herzen. —

Durch diese Schrift will nun der höchst geschätzte Spieler die Mädchen der gebildeten Stände zurückrufen aus dem tosenden Gewirre des Lebens, und sie aufmerksam machen auf das, was ihnen allein die Ruhe und das Glück des Lebens sichern kann. Möchte ich doch — sagt er — den guten und heilsamen Zweck, der mich bey Abfassung der Aufsätze leitete, nicht ganz verfehlt haben, und manches hoffnungsvolle Mädchen auf ihre höhere und edlere Bestimmung aufmerksam machen — und gewiß — jeder Käufer dieses schönen Buches wird recht lebhaft den herzlichen Wunsch hegen, daß es doch in jeder Familie, wo Töchter sind, eingeführt werden möchte.

Phantasien des Alterthums

oder

Sammlung der mythologischen Sagen der Hellenen, Römer und Aegypter.

Von

J. A. L. Richter.

Erster Theil.

Dessau und Leipzig, bey Georg Voß 1808.

Preis 1 Rthlr. 16 Gr.

Bey dem jetzigen Zustande der Kultur ist die Kenntniß der Fabeln von den Göttern, Göttinnen und Heroen des Alterthums jedem Gebildeten, von welcher Bürgerklasse er auch sey, gewiß unentbehrlich. Wie viele Gemälde, Statüen und Gedichte bleiben uns ohne diese Kenntniß nicht dunkel und unverständlich? Nun fehlt es zwar nicht an Schriften über die Mythologie, aber sie sind für den Dilettanten entweder zu unvollständig, oder bloß für den Gelehrten berechnet. Eine vollständige Darstellung der alten, besonders griechischen Fabellehre für Dilettanten war daher immer noch Bedürfniß, und jeder Sachverständige wird gestehen müssen, daß der Verf. demselben durch Herausgabe dieses Werks vollkommen abgeholfen hat. Ein besonderer Vorzug desselben be-

steht darin, daß die Mythologie in einer lebendigen, zum Gefühl sprechenden Sprache vorgetragen, und dabey auf die höhern Gesichtspunkte der Religion und Aesthetik Rücksicht genommen ist. Ueberdieß hat sich der Verf. alle Mühe gegeben, jedes Anstößige zu vermeiden; so daß sein Werk auch reifende Jünglinge und Mädchen, ohne Beleidigung des sittlichen Gefühls, gebrauchen können. — Einige Bruchstücke aus der orientalischen Sagengeschichte machen den Beschluß dieses ersten Theils, dem der zweyte, mit den nöthigen Kupfern versehen, bald nachfolgen wird.

Herder erst dann den Kindern Nutzen und Vergnügen von der äsopischen Fabel verspricht, wenn der Lehrer Anleitung giebt, die Dichtung mit einer bestimmten Lage im wirklichen Leben zu vergleichen, und auf einen geschehenen oder doch als geschehen angenommenen Fall anzuwenden: so ist doch in keiner der bisher erschienenen Sammlungen äsopischer Fabeln auf jenen Rath Rücksicht genommen, und Herders Meynung, daß wir noch keinen eigentlichen Aesop für Kinder haben, gilt noch jetzt."

Der Herr Verfasser ist so gütig gewesen, einige dieser Fabeln, mit Anwendung begleitet, in die Jugendzeitung zu liefern, und der Wunsch zu einer solchen Sammlung ist dadurch allgemein geworden. Eltern, Lehrer und Kinderfreunde sehen nun diese Sammlung, welche 25 Fabeln enthält, schön gedruckt erschienen, um ihren kleinen Lieblingen damit ein nützliches und angenehmes Geschenk zu machen.

Die dritte, um vieles verbesserte und vermehrte Auflage der höchst interessanten französischen Sprachlehre unter dem Titel:

Kunst,

in zwey Monaten

französisch lesen, verstehen, schreiben und sprechen zu lernen

von

Christian Lebrecht Kästner,

Prediger in Behlitz bey Eulenburg,

ist bey Georg Voß in Dessau von neuem erschienen und nun wieder in allen Buchhandlungen für 18 Gr. zu erhalten.

Die ersten beyden starken Auflagen dieser neuen merkwürdigen Sprachlehre waren in kurzer Zeit vergriffen; der beste Beweis, daß sie mit Vortheil und Ueberzeugung immer allgemeiner gebraucht wird. Der Verfasser hat darin zur Genüge gezeigt, wie so oft ein einziges Zeichen, das sich dem Gedächtniß so leicht eindrückt, die Stelle einer Regel vertritt, wo Theorie mit Praxis Hand in Hand geht, wo die Lehre von der Rangordnung der Wörter auf die natürlichste Art vorgetragen wird, wo bisweilen 20 Regeln, wie die über die Veränderlichkeit des Participe, in eine kurze einzige zusammengefaßt sind, wo die in andern Sprachlehren über hundert Seiten lange Belehrung von der Conjugation, durch eine ganz neue Methode, auf noch nicht 14 Seiten, so vollständig als in jeder andern Gramatik, vorgetragen ist.

Gemälde

Gemälde von Danzig,

nebst

einigen Bemerkungen auf einer Reise von Danzig nach Königsberg.

Eine

nothwendige Beylage zu der Skizze von Danzig.

8. Berlin und Leipzig. 1808.

Wer Danzig kennen zu lernen und sich mit einer treuen Ansicht desselben bekannt zu machen wünscht, dem wird dieses Buch sehr empfohlen seyn. Es ist ohne Leidenschaft männlich und wahr geschrieben, und unterhält, ohne durch beißenden Witz zu beleidigen. Auch denen, welche die Poststraße von Danzig nach Königsberg bereisen, wird es ein angenehmer Wegweiser seyn. Da er in denselben das Interessanteste von Marienburg, Elbing, Braunsberg und Frauenburg zusammen gestellt findet, über welche Städte bis jetzt noch wenig gesagt ist, und doch ist es jedem Reisenden wichtig, etwas aus der Geschichte, dem Alterthume und den topographischen Merkwürdigkeiten der Städte zu wissen, die er auf seiner Reise berührt. Man darf daher diesem Buche allerdings eine gute Aufnahme versprechen, da es sich sowohl durch seinen Inhalt als seinen Vortrag vortheilhaft auszeichnet.

In den J. A. Goebhardtschen Buchhandlungen zu Bamberg und Würzburg ist erschienen und an alle gute Buchhandlungen versandt:

Hof und Staat.

Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften

Von

Theodor v. Kretschmann.

Ersten Bandes erstes Heft,

worin dieser Staatsmann seine Grundsätze und Erfahrungen im Gebiete der Staatskunst dem Publikum vorlegt.

Vier, zusammen ein Alphabet in gr. 8. starke Hefte, machen einen Band aus, und kosten 2 Thlr. oder 3 Fl.

Anzeige.

Zur nächsten Michaelis-Messe 1808. erscheint in unserm Verlage:

HISTORISCH-MILITÄRISCHES HANDBUCH
für
DIE KRIEGSGESCHICHTE DER JAHRE 1792 — 1808,
enthaltend
eine genaue Uebersicht aller Feldzüge und Landungen, welche in diesem Zeitraume Statt gefunden haben.

Von

CARL FREYHERR VON GROSS,
ehemaligem Obristlieutenant in Holländ. Diensten.

Mit
einem topographisch-militärischen Atlasse von 24 Carten und Planen. gr. 8.

Herr Obristlieutenant von Gross ist als praktischer Soldat eben so rühmlichst bekannt, wie als taktisch-militärischer Schriftsteller. Er wohnte den Feldzügen 93 und 94 in den Niederlanden gegen die Franzosen bey. Anno 1795. vertheidigte er die Festung Grave gegen dieselben auf das rühmvollste. Anno 1799. war er mit bey der Englischen Expedition in Nordholland. Die Catastrophe von 1806. betrachtete er mit Kenneraugen in Weimar, seinem jetzigen Aufenthalte. Als militärischer Schriftsteller hat er sich unter andern durch ein Werk über die höhere Taktik etc. rühmlichst bekannt gemacht.

Der Nutzen und das Interesse eines compendiösen historisch-militärischen Handbuchs über den ganzen Revolutions-Krieg seit 1792. leuchtet jedem ein, und bedarf hier also keiner Auseinandersetzung. Das gegenwärtige umfast ihn ganz von seinem Anfange, oder dem Feldzuge in Champagne 1792. bis zur Eroberung von Finland im laufenden Jahr. Die Carten und Plane sind vortrefflich gestochen, und enthalten:

1) Plan der Position von Valmy am 20. Sept. 1792.
2) Expedition des General Custini in Deutschland, im Jahr 1792.

3) Die Schlacht von Jemappes.
4) Carte des Feldzugs in den Niederlanden, Anno 1793. und 1794.
5) Expedition des General Dumourier in den Niederlanden, im Jahr 1792.
6) Die Schlacht von Neerwinden, Anno 1793.
7) Die Bataille von Hondschooten, Anno 1794.
8) Die Bataille von Fleurus, Anno 1794.
9) Carte zu dem Feldzuge von 1796. und den folgenden in Italien.
10) Retraite des General Moreau.
11) Carte von Nordholland; die Bewegungen der Gallo-Batav. und der Englischen Armeen, vom 19. Sept. bis zum 6. Oct. 1799.
12) Landung der Engländer bey Abonkir im März 1801., mit einem Grundriss ihrer Werke während der Belagerung von Alexandrien.
13) Plan der Bewegungen der Engländer vor und während der Belagerung und Capitulation von Cairo, welches sie von der südlichen Seite und die Türken von der nördlichen auf beyden Ufern des Nils blokirten. (1801.)
14) Die Schlacht von Marengo.
15) Carte des Marsches der sieben Französ. Armeekorps über den Rhein nach der Donau und dem Lech, und der Angriffe, so gegen Ulm am 14. und 15. Oct. 1805. Platz hatten.
16) Plan der Schlacht von Austerlitz.
17) Plan der Stellung der Hohenlohischen Armee vor und nach der Schlacht von Jena am 14. Oct. 1806.
18) Plan des Treffens bey Jena am 14 Oct. 1806.
19) Plan des Treffens bey Auerstädt.
20) Carte der Gegend von Prenzlow.
21) Die Schlacht bey Eylau und die Märsche der Russisch-Preuss. und Franz. Armeen nach dieser Schlacht.
22) Die Schlacht von Friedland.
23) Die Belagerung von Coppenhagen, im Herbst 1807.
24) Carte des Kriegstheaters zwischen den Schweden, Russen und Dänen. (1808.)

Amsterdam, im August 1808.

Kunst- und Industrie-Comptoir.

... merkwürdigen italienischen Sprachlehre.

... ist nun auch erschienen und ... zu erhalten:

... st,

... zwey Monaten

... schreiben und sprechen zu lernen.

... Sprachgrundsätzen bearbeitet.

... Vorrede von C. L. Kästner

von

... G. H. F. Weigand.

... 16 Gr.

... der merkwürdigen französi... Herrn Prediger Kästner, wovon ... die dritte Auflage erschienen ist, ... der Sprachgelehrten für die ... Lateinische und Griechische ...

... Grundsätzen und ganz in dessen ... auch diese italienische Sprachlehre ... der Verleger mit Recht nach Verhältniß ...

... schönes Buch für Töchter,

... erschienen ist, empfiehlt er den Müt... und Kinderfreunden auf das angele... Ueberzeugung, daß sie ihm dafür ...

... zweite Band einer

...eschichte für Kinder

... Spieker.

Diese sind aber auch unter dem abgesonderten ganz für sich bestehenden Titel:

Louise Thalheim.

Eine Bildungsgeschichte für gute Töchter.

Zwey Theile. Mit 21 Kupfern. 16.

Preis 2 Thlr. 16 Gr.

in allen Buchhandlungen zu erhalten.

In der Vorrede dazu sagt der Verfasser: Diese beiden Bände der Louise Thalheim sind bloß für Töchter geschrieben. Ich suchte darin ihren Sinn für stille häusliche Tugenden, für eine wohlgeordnete, geräuschlose Thätigkeit, für die schönen Tugenden reiner Weiblichkeit und besonders für die Freuden der Wirthschaftlichkeit zu wecken. Leider bilden sich unsere jungen Frauenzimmer nicht mehr, wie in der guten alten Zeit, unter den Augen ihrer Mütter, durch die Praxis zu guten Hausfrauen; sondern ihr Bestreben ist nur darauf gerichtet, wie sie die Freuden des Lebens genießen; und sich Talente zum Glänzen in der großen Welt erwerben. — Wie angenehm würde ich mich belohnt fühlen, wenn ich durch dieses Büchelchen hier und da ein aufblühendes Mädchen vor diesen Verirrungen bewahrte, oder mancher von jenen armen Verirrten die Augen öffnete! —

Gedichte

von

Louise Brachmann.

Unter den Dichterinnen Deutschlands nimmt Louise Brachmann nach dem Urtheile aller Freunde und Kenner der Dichtkunst einen der ersten Plätze ein. Ihre schönen herzlichen Lieder wurden überall mit dem ausgezeichnetsten Beyfall aufgenommen, und der allgemeine Wunsch, sie gesammelt zu sehen, bestimmte die Dichterin zur Herausgabe eines Bändchens ihrer Gedichte. Unterzeichnete Buchhandlung freut sich, die Erscheinung desselben den Freunden der Dichtkunst bekannt machen zu können. Es ist an alle Buchhandlungen versandt worden, und um den Preis von 1 Thlr. 4 Gr. überall zu haben.

Georg Voß.

Anzeige einer neuen merkwürdigen italienischen Sprachlehre.

Bei Georg Voß in Dessau ist nun auch erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu erhalten:

K u n st,

in zwey Monaten

italienisch lesen, verstehen, schreiben und sprechen zu lernen.

Nach den beliebten Kästnerschen Sprachgrundsätzen bearbeitet.

Nebst einer Vorrede von C. L. Kästner.

Von

Conrector G. H. F. Weigand.

Preis 16 Gr.

Die überall beifällige Aufnahme der merkwürdigen französischen neuen Sprachlehre des Herrn Prediger Kästner, wovon so eben und in ganz kurzer Zeit die dritte Auflage erschienen ist, mußte natürlich die Aufmerksamkeit der Sprachgelehrten für das Italienische, Englische, Lateinische und Griechische auf sich ziehen.

Genau nach den Kästnerschen Grundsätzen und ganz zu dessen Beifall bearbeitet, ist nun auch diese italienische Sprachlehre erschienen, wovon demnach der Verleger mit Rechte nach Verhältniß eben den Erfolg erwarten darf.

Ein wirklich schönes Buch für Töchter,

welches bei Georg Voß erschienen ist, empfiehlt er den Müttern, Erzieherinnen, Vätern und Kinderfreunden auf das angelegentlichste und mit der innigsten Ueberzeugung, daß sie ihm dafür Dank wissen werden.

Es ist der erste und zweite Band einer

Familiengeschichte für Kinder

des geschätzten Herrn Feldprediger Spieker.

Diese sind aber auch unter dem abgesonderten ganz für sich bestehenden Titel:

Louise Thalheim.

Eine Bildungsgeschichte für gute Töchter.

Zwey Theile. Mit 21 Kupfern. 16.

Preis 2 Thlr. 16 Gr.

in allen Buchhandlungen zu erhalten.

In der Vorrede dazu sagt der Verfasser: Diese beiden Bände der Louise Thalheim sind bloß für Töchter geschrieben. Ich suchte darin ihren Sinn für stille häusliche Tugenden, für eine wohlgeordnete, geräuschlose Thätigkeit, für die schönen Tugenden reiner Weiblichkeit und besonders für die Freuden der Wirthschaftlichkeit zu wecken. Leider bilden sich unsere jungen Frauenzimmer nicht mehr, wie in der guten alten Zeit, unter den Augen ihrer Mütter, durch die Praxis zu guten Hausfrauen; sondern ihr Bestreben ist nur darauf gerichtet, wie sie die Freuden des Lebens genießen; und sich Talente zum Glänzen in der großen Welt erwerben. — Wie angenehm würde ich mich belohnt fühlen, wenn ich durch dieses Büchelchen hier und da ein aufblühendes Mädchen vor diesen Verirrungen bewahrte, oder mancher von jenen armen Verirrten die Augen öffnete! —

Gedichte

von

Louise Brachmann.

Unter den Dichterinnen Deutschlands nimmt Louise Brachmann nach dem Urtheile aller Freunde und Kenner der Dichtkunst einen der ersten Plätze ein. Ihre schönen herzlichen Lieder wurden überall mit dem ausgezeichnetsten Beyfall aufgenommen, und der allgemeine Wunsch, sie gesammelt zu sehen, bestimmte die Dichterin zur Herausgabe eines Bändchens ihrer Gedichte. Unterzeichnete Buchhandlung freut sich, die Erscheinung desselben den Freunden der Dichtkunst bekannt machen zu können. Es ist an alle Buchhandlungen versandt worden, und um den Preis von 1 Thlr. 4 Gr. überall zu haben.

Georg Voß.

Eckbels
Gedichte.

Die einzelnen Gedichte, die von Herrn Seidel in der Zeitung für die elegante Welt erschienen, erhielten so ungetheilten Beifall, daß der Verfasser dadurch bewogen wurde, ein Bändchen seiner Gedichte dem Publikum zu übergeben. So kalt auch unsre jetzige Zeit gegen Werke der Dichtkunst seyn mag, so werden sich doch diese, denen Niemand einen vorzüglichen Grad von Trefflichkeit absprechen wird, gewiß eine günstige Aufnahme beim Publikum versprechen dürfen. Sie sind in der Buchhandlung des Unterzeichneten erschienen. Der Preis ist 18 Gr.

Georg Voß.

Unterzeichneter Verleger wünscht folgende:

Anzeige für Mütter und Erzieherinnen

von diesen gekannt, und bittet die männlichen Zeitungs- und Journalleser, solche mit zu deren Kunde zu bringen.

Diese Anzeige beabsichtigt nämlich das Interesse eines veranstalteten Lehrbuchs zu weiblichen Kunstarbeiten für ihre Töchter und Zöglinge, wovon nun schon die zweite sehr verbesserte und vermehrte Auflage erschienen, und unter folgendem Titel in allen Buchhandlungen zu haben ist:

Die
Arbeitsstunden
im
Stricken, Nähen und Sticken.
Ein
Lehrbuch für fleißige Töchter.
Mit Vorzeichnungen und Mustern auf 15 Kupfertafeln.
Zweite sehr verb. und verm. Auflage.

Der Preis davon ist nicht höher als 1 Rthlr. 8 Gr. und ist bei dem schönen, werthvollen Innern und Aeußern Beweises, daß bei dieser Unternehmung darauf gerechnet ist, dieß hübsche Unterrichtsbuch in jeder Familie, wo Töchter sind, so wie in allen weiblichen Erziehungs-Instituten, eingeführt zu sehen, wozu die bis jetzt für diesen Gegenstand erschienenen

Werke, wie mehrere bei dem Verleger selbst, größtentheils zu theuer sind. Auf diese Anzeige und Versicherung nun, hofft der Verleger auch von dieser neuen Auflage wieder recht viele Bestellungen zu erhalten, die in jeder guten Buch- und Kunsthandlung durch ganz Deutschland prompt besorgt werden.

Georg Voß.

Biographien für die Jugend.

Ganz neu ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neuer
historischer Bildersaal
für
die Jugend.
und
für alle Liebhaber einer unterhaltenden historischen Lektüre.
Von
Samuel Baur.
Erster Theil.
Mit fünf Bildnissen. Preis 1 Thlr. 16 Gr. Dessau und Leipz. bei
Georg Voß.

Der neue historische Bildersaal, den der verehrte Freund des Verlegers hier eröffnet, soll nach dessen Wunsche belehren und unterhalten. Zunächst ist solcher für die Jugend von zehn bis achtzehn Jahren bestimmt; für Jünglinge und Mädchen dieses Alters, die in der ersten Erziehung und Bildung nicht verwahrloset worden sind.

Daß ein solches Buch unter die nöthigen und nützlichen im pädagogischen Fache gehört, bedarf keiner Bemerkung, da an zweckmäßigen Biographien für die Jugend gar kein Ueberfluß ist. Man bedenke die mächtige Anzahl der geographischen Bücher, der Schriften zur Länder- und Völkerkunde, der wahren und erdichteten Reisebeschreibungen, der naturhistorischen Unterhaltungen für die Jugend ꝛc. Wollen wir unsere Jugend immer in alle Winkel der bekannten und unbekannten Welt herumführen, und sie nicht auch mit den grosen Männern bekannt machen, welche die Ehre der Menschheit sind?

Eine gut geschriebene Biographie ist gewiß ein trefflicher Spiegel, in den der Jüngling niemals ohne Nutzen schauen wird. Hier

wird ihm an Thatsachen gezeigt, was der Mensch seyn und werden kann; hier wird in ihm Tugendliebe und Abscheu vor dem Laster erzeugt, und es wird zugleich in seiner Seele der edle Wunsch geweckt, sich auch einmal Verdienste um seine Nebenmenschen zu erwerben. Und der Jüngling, der sich den Wissenschaften widmet, bereitet sich durch eine solche Lektüre gewiß sehr zweckmäßig auf das systematische Geschichtsstudium vor, oder verbindet sie mit demselben und mit dem Lesen der alten Klassiker.

Der Inhalt dieses ersten Theils, welchem bei gewiß zu erwartenden Beifalle bald der Zweite folgen soll, bestehet in folgenden Biographien:

Erste Abtheilung.

Alte Geschichte.

I. Aelteste Menschengeschichte. Abraham, Stammvater des jüdischen Volks. II. Griechen. 1) Gesetzgeber. Lykurg, Gesetzgeber von Sparta. 2) Philosophen. Pythagoras, Stifter einer philosophischen Schule. III. Römer. Romulus, Erbauer und erster König von Rom. Numa Pompilius, zweiter König von Rom. Tullus Hostilius, dritter König von Rom. Ancus Martius, vierter König von Rom. Tarquinius der Aeltere, fünfter König von Rom. Servius Tullius, sechster König von Rom. Tarquinius der Stolze, siebenter und letzter König von Rom. IV. Lydier. Crösus, König von Lydien. V. Sicilianer. Agathokles, Tyrann von Sicilien.

Zweite Abtheilung.

Neuere Geschichte.

I. Regenten. 1) Deutsche. Karl der Große, König der Franken und erster deutscher Kaiser. 2) Morgenländer. Saladin, Sultan von Aegypten. II. Religionsstifter. Mahomed, Stifter der Mahomedanischen Religion. III. Dichter. 1) Italiäner. Dante Alighieri, Staatsmann und Dichter aus Florenz. 2) Engländer. John Milton, ehemaliger Secretair bei dem Staatsrathe in London. 3) Deutsche. Hans Sachs, Schuhmacher in Nürnberg. Martin Opitz, königl. pohlnischer Historiograph und Sekretair. IV. Künstler. Albrecht Dürer, Maler in Nürnberg. Hans Holbein, Maler in London. V. Schauspieler und Theaterdichter. 1) Engländer. William Shakspeare, Schauspieler und Theaterdichter in London. 2) Franzosen. Jean Baptiste Poquelin de Moliere, Schauspieler und Theaterdichter in Paris. VI. Mathematiker. Johann Kepler, kaiserlicher Mathematiker.

Bei Georg Voß in Leipzig ist erschienen und an alle Buchhandlungen nun versandt:

Algier. Eine kurzgefaßte historisch-statistisch-topographische Beschreibung. Mit Ansicht, Karte und Plan auf 1 Kupfertafel. gr. 8. 21 Gr.

Konstantinopel und die Dardanellen. Eine kurzgefaßte historisch-statistisch-topographische Beschreibung. Mit Ansichten, Karte und Planen auf 2 Kupfertafeln. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Gibraltar. Eine kurzgefaßte historisch-statistisch-topographische Beschreibung. Mit Ansichten und Planen auf 2 Kupfertafeln. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Lissabon und seine Umgebungen. Eine kurzgefaßte historisch-statistisch-topographische Beschreibung. Mit Ansicht, Plan und einer Karte von Portugall auf 1 Kupfert. gr. 8. 21 Gr.

Der Verleger, gestützt auf das große Interesse, welches die jetzigen politischen Verhältnisse diesen Vier Plätzen geben, versichert, daß die Beschreibungen mit der größten gedrängten Reichhaltigkeit bearbeitet sind, und die Kupfer durch Schönheit und Fleiß Beifall erhalten sollen.

Als allgemein gewünschte Fortsetzung ist erschienen, und nun in allen Buchhandlungen und Lesebibliotheken zu erhalten:

Interessante Lebensgemälde der denkwürdigsten Personen des achtzehnten Jahrhunderts

von

S. Baur.

6r Theil. gr. 8. Preis 2 Thlr. 16 Gr.; alle 6 Theile 16 Thlr.

Dieser Theil enthält wieder eine Anzahl der höchst interessanten Biographien; der geschätzte würdige Herr Pfarrer Baur siehet seinen Fleiß bei dieser literarischen Unternehmung recht sehr belohnt, da jeder neue Theil dieses Werkes die Freunde und Besitzer desselben vermehrt.

Georg Voß.

---

auf das angenehmste beschäftigt werden können. Der Verfasser bemerkt, daß nach der Aeußerung einsichtsvoller Männer und seiner eigenen Erfahrung dieser Elementarunterricht ein sicheres und leichtes Mittel zu dem Endzwecke sey, nützliche Versuche im Zeichnen zu machen, und es in dieser vortrefflichen Kunst bald zu dem Grade der Vollkommenheit zu bringen, bei welchem Auge und Hand, so wie der Sinn für schöne und gefällige Formen wohl geübt sind.

Besonders empfiehlt er sich solchen jungen Leuten, die der Gelegenheit, das Zeichnen von andern zu erlernen, entbehren müssen, so wie der Menge von Schulmännern und Privatlehrern, die bei ihrer isolirten Lage es wünschen, auch in diesem Fache etwas leisten zu können und nützlich zu seyn, dazu aber nicht im Stande sind, weil sie selbst den erforderlichen Unterricht im Zeichnen nicht gehabt haben. Letztere werden mit diesem Elementarunterricht etwas Besseres und Nützlicheres leisten, als dieß bei der meist gewöhnlichen Methode, wie das Zeichnen geübt wird, der Fall ist.

Der Verleger hat, in der gewissen Erwartung, daß dieses Buch allgemein eingeführt wird, den Preis davon sehr niedrig gesetzt.

In allen Buchhandlungen ist nun wieder zu erhalten:

Moralische Gemälde für die Jugend von J. Glatz.

2 Theile. 8. Mit den Portraits von Salzmann und Guts-Muths und sechs schönen Kupfern von Penzel und Arndt. Zweite durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, bei Georg Voß. Preis 3 Thlr. 8 Gr.

Die Bemerkung, daß unter der immer größer werdenden Fluth von Kinder- und Jugendschriften doch das Bessere den verdienten Beifall und Vorzug erhält, macht Freude; den Beweis davon giebt dieses schöne Buch in seiner baldigen neuen Auflage, welches, von diesem Verfasser bearbeitet, die vollgültigste Empfehlung für dasselbe ist. Der Verleger hat, wie er gewohnt ist, dabei für das Aeußere redlich gesorgt; die acht Kupfer sind keine gewöhnlichen Bilder, sondern wirklich schön.

Costumes de la Cour Imperiale de France. Neueste Hof- und Staatstrachten in Frankreich, vorgeschrieben vom Kaiser Napoleon. 1s Heft mit 6 illum. Kupf. 8. 18 Gr. (Ein Seitenstück zu den „Costüms der Staatsbeamten der Republik Frankreich," in 4. 18 Gr.)

Geschichte der Lehren und Meinungen vom tausendjährigen Reiche; nebst den merkwürdigsten dahin gehörigen Ereignissen, und mehrern für unser Zeitalter wichtigen Prophezeihungen von J. Greulich, Nostradamus, Drabizius u. A., ingleichen einer noch ungedruckten, im J. 1666 aufgezeichneten, in dem Kloster E. in Fr. gefundenen Vision des Pater Ildefons. 1s Bändchen. Zweite vermehrte Auflage. 8. broch. mit Abbild. des siebenköpfigen Thiers! 8 Gr.

— 2s Bändchen; oder: Die merkwürdigsten Prophezeihungen aus den christlichen Jahrhunderten. Nebst einer philosophischen Einleitung und den Prophezeihungen des berühmten Engländers Francis Moore auf das J. 1807. 8. mit 5 Kupf. broch. 12 Gr.

Hacquet's, B., Abbildung und Beschreibung der südwest- und östlichen Wenden, Illyrer und Slaven, deren geograph. Ausbreitung von dem adriatischen Meere bis an den Ponto, deren Sitten, Gebräuche, Handthierung, Gewerbe, Religion u. s. w. Als Resultat der Beobachtung auf einer 10jährigen Reise und während eines 40jährigen Aufenthalts in jenen Gegenden. 1sten Theils 1s Heft, in 4. mit 4 illum. Kupfern. 1 Rthlr. 12 Gr.

Hieroglyphen, oder sinnreiche Devisen der Freundschaft und Liebe; zum Sticken, Stricken, Weben und Malen. Auch unter dem Titel: Secretair d'Amour etc. Deutsch und französisch. Von Emilie Berrin. 2s H., in 4. Mit 12 illum. Bl. 1 Rthlr.

Leipziger Kriegsscenen; oder bildliche Darstellungen interessanter Auftritte in Leipzig während des Kriegs in den Jahren 1806 und 1807. Von Ch. G. Geißler, Zeichner und Kupferstecher in Leipzig. Erste Lieferung, welche 4 illum. Blätter enthält. Kl. Folio, Velinpap. geheftet. 2 Rthlr.

Magazin zur Beförderung der Industrie; zum Besten der Fabriken und der Handlung; zur Verbesserung und Erleichterung aller Art bürgerlichen und ökonomischen Gewerbes. 22s H., herausgeg. vom D. und Prof. Kühn in Leipz. Mit 4 Kupfern. 4. 16 Gr.

Modenzeitung, allgemeine. Eine Zeitschrift für die gebildete Welt, mit schwarz. u. illum. Kupf. für das J. 1808. 4. Der Jahrg. 6 Rthlr.

— Nebst einer monatlichen Musterkarte der neuesten Ausschnittwaaren. Jährlich 2 Rthlr.

Museum des Witzes und der Laune. Herausgeg. von M. Chr. Fr. Michaelis. 8. mit bunten Kupfern. 1s bis 3s Heft. 9 Gr.

Rössigs, D., die Nelken nach ihren Arten, besonders nach Etlers in Schneeberg u. a. berühmten Sammlungen, in Blättern nach der Natur gezeichnet und ausgemalt. Mit kurzen botan. Bestimmungen begleitet; fortgesetzt und herausgeg. vom Hrn. Regierungssekretair Walz. 3s Heft, in 4. mit 10 illum. Blättern, welche 40 Nelkenarten darstellen. 1 Rthlr. 12 Gr.

Stick- und Strickkunst in Beziehung auf Malerei. Oder: Emilie Berrins neueste Stick- und Strickmuster, enthaltend in 6 bunten Blättern Zeichnungen von verschiedenen Blumen und Bouquets, nebst 2 allegorischen Ideen. Zum Stricken, wie zum Sticken und Straminnähen in Wolle und Seide. Zwei Hefte in Querfolio. 1 Rthlr. 12 Gr.

Thier- und Landschaftszeichner, nach Kolbe. In 12 Blättern gr. 4. 1 Rthlr.

Portraits.

Napoleon I. Kaiser von Frankreich und König von Italien. Im Brustbild, während seines Aufenthalts in Dresden im Julius 1807 gezeichnet von Grünbaum, gestochen von J. B. Hössel. 4. Velinpap. schwarz. 6 Gr.

Karl, Erzherzog von Oestreich. Im Brustbild, gezeichnet von Pächler, gestochen von Ebendems. 4. Velinpap. schwarz. 6 Gr.

In Commission, (gegen baare Zahlung.)

Rossbergs, Ch. G., systematische Anweisung zum Schön- und Geschwindschreiben und zur Prüfung deutscher Hand- und Druckschriften nach mathematischen Grundsätzen auseinander gesetzt und praktisch bearbeitet. 2r Theil. 8. Nebst 67 in Kupfer gestochenen Vorschriften, in Royal-Format. ordin. Pap. 9 Rthlr. Schweizerpap. 11 Rthlr. (Der erste Theil in 3 Abtheil. auf ordin. Pap. 6 Rthlr. Schweizerpap. 8 Rthlr.)

Dessen Vorschriften zur systematischen Anweisung zum Schönschreiben. Fünf Lieferungen, oder Litt. A—E, deren jede 10 Vorschriften enthält. gr. Querfolio 1 Rthlr. 16 Gr. Auch einzelne Vorschriften von Ebendems. 6, 8 und 10 Gr.

Neue Verlags-Artikel
der
Baumgärtnerschen Buchhandlung
in Leipzig.
Oster-Messe 1808.

Abbildung der eisernen Waaren, welche auf den Königl. Preuß. Eisenwerke zu Malapane, Gleichwitz und Creutzburg in Schlesien gegossen werden. 3s Heft, enthält Maschinen und Maschinentheile. 4. 1 Rthlr.

Asiatisches Magazin, oder Nachrichten von den Sitten, Gebräuchen, Wissenschaften, Künsten, Handwerken, der Religion, den Thieren, Pflanzen, Mineralien, dem Boden und Klima in Asien. Herausgegeben von J. A. Berg, K. Hänsel und F. G. Baumgärtner; 6s Heft mit 6 illum. Kupfern. 4. 1 Rthlr. 12 Gr.

Betrachtungen, kurze, über die Leidensgeschichte Jesu auf alle Tage in der Faste. Von einem katholischen Geistlichen. Mit 1 Kupfer. 8. 18 Gr.

Garten- und Parksverzierungen; oder Zeichnungen zu Gartenthüren und Eingängen, Nischen, Sitzen; zu Tempeln, Bädern, Lusthäusern, Gallerieen, Fasaden, Observatorien; zu Ställen, Ruinen, Brücken, Gewächshäusern und warmen Spalierwänden u. s. w. Bearbeitet und herausgegeben nach Ellison, Architekt des Prinzen von Wallis. kl. 4to, mit 55 Kupfern. 3 Rthlr.

Handwörterbuch, neues historisch-biographisches, oder kurzgefaßte Geschichte aller Personen, welche sich durch Talente, Tugenden, Irrthümer, Verbrechen, oder irgend eine merkwürdige Handlung von Erschaffung der Welt bis auf gegenwärtige Zeit auszeichneten. 10r Bd., oder 3r Supplementband von W. D. Fuhrmann. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Hartig, F. K., (Hochdeutschmeisterschen Forstmeister) die Hoch- und Niederwaldbehandlung; 1r Theil enthält: Untersuchungen, ob die Hoch- und Niederwaldbehandlung nützlich oder schädlich sey, nebst einer Umformungsprobe 8vo.

Hochheimer, C. F. A., neues ökonomisch-chemisch technologisches Haus- und Kunstbuch; oder neueste Sammlung auserlesener und geprüfter Vorschriften zum Gebrauch für Hausväter, Oekonomen, Fabrikanten, Künstler und Kunstliebhaber. 8vo.

Ideen zu Garten-Meubles in ländlichem Geschmack, die sich jeder Gartenliebhaber ohne Kostenaufwand, auch zum Vergnügen selbst

verfertigen kann, und wie sie auf den Landhäusern um London herum gebräuchlich sind; als Stühle, Kanapees, Tische, Spiegel, Waschtische, Kamine, Eingänge, u. s. w. 4to, mit 25 Kupfern. 1 Rthlr. 12 Gr.

Ideenmagazin für Liebhaber von Gärten, englischen Anlagen und Besitzer von Landgütern. 52s Heft mit 10 Kupfern. Folio. 1 Rthlr. 8 Gr.

Ideenmagazin, kleines, für Gartenliebhaber, oder Sammlung von Ideen, die mit wenig Kosten auszuführen sind. 9s Heft. Mit Kupfern. Fol. 2 Rthlr.

Magazin aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen, für Fabrikanten, Manufakturisten, Künstler, Handwerker und Oeconomen u. s. w. Herausgegeben vom Königl. Preuß. Geh. Rath D. Hermbstädt, D. C. G. Kühn und F. G. Baumgärtner. 4to. 8n Bds. 1s oder 43s Heft. 1 Rthlr.

Magazin, neues militärisches, historischen und scientifischen Inhalts mit Plans und Charten. Herausgegeben von J. G. Hoyer, Königl. Sächs. Pontonnier-Kapitän, 4n Bds. 3s oder 27s Heft. 4to. 16 Gr.

Magazin, unterhaltendes, zur Verbreitung der Natur- und Weltkenntniß, und zur Befestigung des Glaubens an Gott. Bearbeitet von einer Gesellschaft deutscher Gelehrten. 2ten Bandes 3s oder 7s Heft. Mit Kupfern. 8. 18 Gr.

Museum des Wundervollen oder Magazin des Außerordentlichen in der Natur, der Kunst und im Menschenleben. Herausgegeben von J. A. Bergk und F. G. Baumgärtner, 7ten Bandes 4s, 5s oder 40s und 41s Stück. Mit illum. und schwarzen Kupfern. 8. 18 Gr.

Reisen nach allen Welttheilen, oder Geschichte der vornehmsten Völker von Eurpa, Asien, Afrika und Amerika. 4s Bändchen, mit Kupfern, enthält Brasilien. 8. 1 Rthlr.

Sammlung von Anekdoten und Charakterzügen aus den beiden merkwürdigen Kriegen in Süd- und Norddeutschland in den Jahren 1805, 1806 und 1807. 8s und 9s Heft, oder 2ten Bandes 4s, und 3ten Bandes 1s Heft. kl. 8. 12 Gr.

Dessen 1s Heft 3te Auflage.

Unentgeldliche Beilage
für die
Leser der Neuen Feuerbrände.

Bericht
an die Eltern und an das Publikum über die ganze Verfassung
der
Tillichschen Erziehungsanstalt in Deßau,
welche
unter dem huldvollen Schutze Sr. Hochfürstl. Durchlaucht, des allgemein verehrten Herzogs zu Anhalt-Deßau,
daselbst
von den Freunden des seligen Tillich fortgesetzt wird.

Schon ist ein Jahr entflossen, als unser Tillich von uns schied und uns seine so kräftig geleitete Anstalt überließ und dringend empfahl. Wir führten sie in seinem Geiste fort, und erfreuten uns des Vertrauens der achtungswürdigen Eltern unserer Zöglinge. Durch des Herzogs großmüthige Mitwirkung wurde daran gearbeitet, einen öffentlich schon bekannten Mann an unsere Anstalt zu ziehen. Allein die Sache kam nicht zu Stande, und wir beginnen nun mit dem October 1808 öffentlich als Vorsteher der Tillich'schen Erziehungsanstalt den Eltern und dem Publikum zunächst eine Ansicht von der jetzigen ganzen Verfassung unserer Anstalt vorzulegen.

1) Zuerst einige Worte über das Hauspersonale, damit man wisse, wie man uns finde, und welches die Hauptstützen von dem sind, was in unserm Kreise geschieht.

Wir, die wir als Vorsteher die Anstalt übernehmen, sind schon von Jugend auf mit einander als Freunde verbunden, und konnten uns um so fester zu dem großen Zwecke unsers Beisammenseyns vereinen. Wir bestimmten uns unsere Verhältnisse als Vorsteher so, daß wir uns gegenseitig in jeder Hinsicht Gleichheit der Rechte zusicherten, wobei wir den Geist der Liebe und Humanität überall mit- und vorherrschen lassen. Wir leiten gemeinschaftlich Alles, was in Absicht des Unterrichts, der Erziehung, häuslicher Einrichtungen u. s. f. geschehen soll, führen die Correspondenz in Angelegenheiten der Anstalt oder einzelner Mitglieder derselben u. s. w.

Mit uns verband sich unser vieljähriger Freund, Wilhelm Klette, und machte so die Dreizahl voll, die durch unsers Tillichs Hinscheiden so gewaltsam gestört worden war.

Auch hoffen wir, vielleicht schon in einigen Tagen, noch einen andern Gehülfen, einen französischen Gelehrten aus Paris, in unserer Mitte zu haben *). Wir glauben in Absicht auf Mittheilung der jedem Gelehrten, Künstler und Geschäftsmanne so nothwendigen französischen Sprache auf diese Art am besten für unsere Zöglinge zu sorgen.

*) Während diese Nachricht im Druck war, kam er an. Es ist Herr Daclin, durch seine Kenntnisse und seinen Charakter gleich achtungswürdig.

Wir arbeiten insgesammt mit Liebe und nach allen Kräften an der Anstalt, und ein Jeder von uns ist und bleibt der Sache durchaus untergeordnet. Unser Streben ist dahin gerichtet, die Anstalt nach Grundsätzen, und in Tillich's Geist und Methode, ihrer möglichen Vollkommenheit zuzuführen. Zu diesem Zwecke sind wir alle verbunden. Außerdem, daß wir in beständiger Mittheilung mit einander leben, halten wir wöchentlich einmal Versammlungen unter uns, wo ein Jeder seine Erfahrungen, Ansichten und Wünsche in Hinsicht auf Erziehung und Unterricht, Disciplin und häusliche Ordnung mittheilt, worüber dann, nach gemeinschaftlicher Berathschlagung, Beschlüsse gefaßt werden.

Einen großen Schatz hat aber unsere Anstalt jetzt dadurch erhalten, daß ihr eine sehr achtungswürdige Dame ihre ausgebreiteten Erfahrungen und Kenntnisse widmen will, und sich mit den reinsten Absichten, nur das Beste der Sache vor Augen, an unsern Kreis als Mutter anschließen wird.

Noch haben wir einen Mann für unser Haus engagirt, der durch seinen Fleiß, seine Ordnungsliebe, durch die Unbescholtenheit seines Lebenswandels und die richtige Art der Behandlung unserer Zöglinge, uns sehr lieb geworden ist. Er empfahl sich durch seine nicht gemeine Bildung schon dem seligen Tillich, und war und ist uns und den Zöglingen immer treu und dienstwillig zur Hand.

2) Das Gebäude, welches wir bewohnen, befindet sich in einer weniger geräuschvollen Gegend der Stadt. Es hat hohe, gesunde Zimmer und einen mittelmäßig großen Hof. Mit einigen Zöglingen,

4 bis 6, bewohnt jeder Lehrer ein Zimmer nebst einem daranstoßenden Schlafzimmer. Diese Zöglinge stehen in so fern unter seiner speciellen Aufsicht. Er sorgt dabei für die Ordnung und Regelmäßigkeit im Aufstehen, Waschen, Anziehen, für Ordnung und Reinlichkeit der Kleidung und Wäsche, Bücher, Pulte, Repositorien, Commoden ꝛc. der bei ihm wohnenden Zöglinge. Er versorgt sie mit Federn, Papier, Bleistiften ꝛc. und bringt es in Rechnung. Er theilt ihnen ihr wöchentliches Taschengeld aus, stellt darüber Rechnungen aus, und wacht insbesondere sorgfältig über die Verwendung desselben. — Ferner ist für eine jede Klasse ein besonderes Lehrzimmer eingerichtet, welche durch Zwischenzimmer von einander getrennt sind, damit keine Störungen entstehen. Die Tische in diesen Lehrzimmern sind länglich gebaut, an beiden Seiten mit schräg-ablaufenden Tischblättern, haben oben Oefnungen für die Dintenfässer, sind mit Schiebkasten versehen und mit Bänken zum Sitzen umgeben. In den Zwischenzimmern haben wir unsern Schulapparat; eine Bibliothek (die des seligen Tillich), Tabellen, Landkarten, einen Schrank zur Aufbewahrung mehrerer Instrumente, Bücher, Musikalien ꝛc., einen botanischen und einen mineralogischen Schrank. — Das Haus hat außerdem einen ansehnlichen Saal, welcher uns in vieler Hinsicht fast unentbehrlich ist.

Wir überheben uns einer weitern Beschreibung der übrigen Theile des Hauses und der Nebengebäude, und bemerken nur, daß wir allen für eine Haushaltung nöthigen Gelaß haben.

3) Disciplin. Bei einem Vereine, wie der unsere ist, wo der leichte, feurige Sinn der Jugend oft die Gränzen überschreitet, ist die Handhabung einer geregelten Disciplin etwas durchaus Nothwendiges. Wir halten dabei auf pünktliche Gerechtigkeit. Außerdem, daß wir zu jeder Zeit des Tages, wo etwas vorfällt, die Zöglinge erinnern, warnen, ihnen Verweise geben und kleine Strafen dictiren, halten wir jeden Tag nach dem Schluß der sämmtlichen Unterrichtsstunden eine Versammlung, wo alle Zöglinge, und, so oft möglich, auch alle Lehrer zugegen sind. Es wird einem Jeden unserer jungen Freunde eindringlich ans Herz gesprochen; es werden ihm ohne Hehl Aufschlüsse und Erklärungen gegeben, sobald er den Tag über durch seine Aufführung Veranlassung dazu gab. Es werden Uneinigkeiten geschlichtet, Vernachlässigungen und Fehler gerügt und bestraft. Die Feierlichkeit der Versammlung, die Wichtigkeit und der Ernst, mit der die Sachen behandelt werden, macht selten etwas mehr nöthig, als das Wort. Sonst handeln wir bei einzelnen, nicht immer zu berechnenden Vorfällen mit der nöthigen Bedächtigkeit ohne unzeitige Nachsicht.

Von unsern Zöglingen hat einer der größern und verständigern wöchentlich die Inspection. An ihn wenden sich diejenigen, welche beleidigt, gekränkt, beeinträchtigt worden sind; die Schuldigen werden von ihm aufgeschrieben und in der Abendstunde angeklagt. Ferner hat wöchentlich ein Lehrer die allgemeine Inspection über alle Zöglinge. Er hat außer der Zeit der öffentlichen oder der Privatstunden und des Spazierganges die specielle Aufsicht über alle

Zöglinge, ist, so viel nur möglich, immer in ihrer Mitte, leitet ihre Beschäftigungen und Spiele, verhindert alles übermäßige Lermen und Toben, und wacht überhaupt über sie mit gewissenhafter Sorgfalt. Er hält die gewöhnlichen Morgen- und Mittagsmusterungen; klingelt mit Pünktlichkeit zu den Unterrichtsstunden, Mahlzeiten und Spaziergängen; hat die Oberaufsicht über die Ordnung und Reinlichkeit in allen Lehrzimmern, auf den Sälen, Vorsälen, den Wänden, Treppen, dem Hofe ꝛc., so wie über die Erhaltung der Möbeln, Geräthschaften, Schulbedürfnisse u. s. w. Findet er Verstümmelung oder Beschmutzung, so macht er sogleich Anzeige davon, damit die Sachen auf der Stelle untersucht, gerügt und verbessert werden können. — Diese bestimmte, unausbleibliche Aufsicht bewährt sich durch ihre Folgen.

Das Spazierenführen wechselt unter allen Mitarbeitern täglich ab. Wen die Reihe trifft, ist verbunden, für alle Zöglinge zu sorgen, und sie zu führen und zu beschäftigen.

4) Familienleben. Der Ton, der in unserm Hause herrscht, ist der Ton der Humanität und der Liebe, offen, lebendig, ungezwungen. Wir leben mit unsern Zöglingen wie Väter mit Kindern, wie Brüder mit Brüdern, wie Freunde mit Freunden. Ueberhaupt machen wir eine durch sich selbst glückliche Familie aus. Die täglichen Stunden der ernsten Thätigkeit, der fortwährende Umgang und der ungetheilte, gemeinschaftliche Genuß aller Vergnügungen und Freuden kettet uns an einander. In den Stunden der Erholung giebt es der Arten von Beschäftigungen

eher zu viele, als zu wenige. Meistens spielen alle Zöglinge zusammen ihre Lieblingsspiele; Einzelne ziehen die Fortsetzung ihrer Arbeiten vor, die ihnen zu der Zeit erlaubt sind: sie mahlen, zeichnen, üben sich auf Instrumenten ꝛc.; Andere spielen Schach, Domino und dergleichen. Diese und andere Spiele spielen wir selbst gern und oft mit.

Wir machen mehrere Tage des Jahres zu besondern Festtagen. Dahin gehören die Geburtstage. Den durch ihren Fleiß und durch ihre musterhafte Aufführung ausgezeichneten Zöglingen machen wir diesen Tag vorzugsweise recht feierlich. Wir laden angesehene Familien, mit denen wir in Verbindung zu stehen so glücklich sind, zu uns ein; wir ordnen ein Concert an; es wird gesungen und getanzt. Auch pflegen wir, im Sommer fast jedesmal, aufs Land zu gehen und dort uns der Freude zu überlassen.

Zu diesen Festen und der Art der Feier haben einige Eltern unserer Zöglinge selbst auch schon die Veranlassung gegeben. — An diese Festtage schließen sich andere, z. B. feierliche Tage des Jahres, merkwürdige Tage der Anstalt und ähnliche an. Auch werden sie noch dadurch vermehrt, daß unsere Zöglinge öfter in Familien der Stadt, einzeln oder auch insgesammt, eingeladen werden. Im Winter geben wir alle 14 Tage Sonntag Abend in unserm Saale kleine Concerte. Mehrere der hiesigen Kammermusiker, nicht blos die, welche Lehrer unserer Zöglinge sind, schenken uns ihre Gegenwart und ihren leitenden Beistand; einige Musikdilettanten aus der Stadt nehmen daran Antheil, und wir selbst spielen dabei nebst einigen

unserer Zöglinge mit. Es wird abwechselnd dabei gesungen und deklamirt, zuletzt auch getanzt.

Deßau's Umgebungen geben uns zu kleinern Reisen die schönste Gelegenheit. Wir machen Reisen auf einen Tag nach Wörlitz, Oranienbaum, Zerbst, Mosigkau etc., wo besonders unsere jungen Botaniker immer reiche Ausbeute finden. Dergleichen Erholungsreisen machen wir auch zu Wagen. Einige unserer Zöglinge, welche reiten lernen, erhalten auch zuweilen die Erlaubniß, zu Pferde solche Spazierreisen zu machen, sobald einer der Lehrer mit dabei seyn kann. Fußreisen auf längere Zeit, auf 2 — 4 Wochen, halten wir für zweckmäßig, und es soll, wo möglich, jedes Jahr einmal eine solche unternommen werden. Mit der überall nöthigen Vorsicht wird auch hierbei auf die körperliche Constitution jedes Zöglings genau Rücksicht genommen.

5) In Sachen der physischen Erziehung steht uns der würdige Herr Medicinalrath D. Olberg zur Seite. Er ist deswegen an unserer Anstalt als Hausarzt angestellt und widmet uns seine ausgebreiteten Kenntnisse und Erfahrungen. Als Wundarzt haben wir für unsere Anstalt den Herzoglichen Impfarzt, Herrn Hageborn, angenommen, der sich schon als Schriftsteller öffentlich bekannt gemacht hat.

Die Gesundheit unserer Zöglinge erhält sich durch ein regelmäßiges, immer thätiges Leben. Die Speisen sind nahrhaft und zuträglich. Sie werden reichlich ausgetheilt. Darin halten wir folgende Ordnung:

Des Morgens geniessen die Zöglinge regelmässig Milch mit Semmel, auch Suppe, Fleischbrühen oder Thee, je nachdem die Zeit und Umstände eins oder das andere vorziehen heissen. Ein Paar Stunden darauf erhält jeder noch ein kleines Brodt, welches vom Bäcker zu diesem Behuf besonders gebacken wird. Bei diesen beiden Mahlzeiten ist unsere Hausmutter zugegen. Zu Mittage essen wir alle zusammen an einer grossen Tafel. Zuerst eine Suppe, dann Fleisch nebst Gemüse, oft noch ein leichtes Mittelgericht, gutes Bier, auch Wasser, wer es lieber will und wem es zuträglicher ist, zuweilen auch ein Glas Wein. Nachmittag geniessen die Zöglinge das Vesperbrodt, dabei auch Obst. Um 8 Uhr wird zu Abende gegessen, abwechselnd bald Suppe, bald ein Kartoffelgericht, bald Fleisch und Gemüse, abgebackenes Obst und kalter Braten und dergleichen; Brodt und Butter jedesmal zum Schluss.

Die Schlafzimmer sind geräumig, hoch und immer ausgelüftet. Es dürfen nie zu viele in einer Stube schlafen.

Unsere Zöglinge bekommen regelmässig im Winter Fussbäder. Für eine besondere Krankenstube sind Einrichtungen getroffen.

Im Sommer suchen wir uns sichere Stellen in der truglosen Mulde und üben uns im Schwimmen. Wir selbst haben darin einige Fertigkeit, weil wir in einer Landschaft erzogen sind, wo man das Baden von Jugend an fast leidenschaftlich liebt.

Die Wäsche wird regelmässig zweimal in der Woche gewechselt; ausserdem so oft als es irgend nöthig ist, besonders im Sommer. Was die Söhne

darin nöthig haben, werden die achtungswürdigen Eltern zwar selbst am besten erachten, allein wir halten es doch für zweckmäßig, auch hierin zuletzt eine bestimmte Zahl, wie wir es wünschen, vorzuschlagen.

Was die Kleidung anlangt, so steht es den Eltern ganz frei, ob sie die Anschaffung selbst besorgen oder uns überlassen wollen. Uniform haben wir nicht eingeführt. Kann hierin nach und nach eine Gleichförmigkeit entstehen, so dürfte es manche Vorzüge haben.

6) Tagesordnung. Alles, was den Tag über geschieht, geschieht pünktlich und nach der Uhr. — Um 5½ (im Winter um 6½) wird aufgestanden. Es wird dazu geklingelt, damit jeder Lehrer genau wisse, daß jetzt die Zöglinge zu wecken sind. Eine Viertelstunde — und Alle sind reinlich angezogen, arbeiten noch für sich eine halbe Stunde, und gehen dann, ebenfalls nach der Klingel, zum Frühstück. Um 7 Uhr (im Winter um 7½) gehen die Unterrichtsstunden an; die erste dauert bis 8¼ (im Winter bis 8¾). Vorher aber stellen sich alle zur Musterung auf dem Vorsale. Ihre Kleider, Schuhe, Haare, Hände ꝛc. werden genau besehen. Darauf versammeln sie sich, und nach einigen kräftigen Worten des jedesmaligen Inspectors, mit welchen ein Gebet in Verbindung gesetzt wird, gehen sie mit Lust und Liebe an die Geschäfte des Tages. Nach Schluß der ersten Unterrichtszeit ist bis um 9 Uhr frei, während welcher das erwähnte Frühstück eingenommen wird. Darauf sind noch 2 Unterrichtsstunden mit einer Viertelstunde Pause, worauf um 11 Uhr die französischen Conversationsstunden

ie Singestunden, Tanzstunden, Privatstunden, gymnastischen Uebungen, Handarbeiten (wir besitzen selbst ine kleine Hobelbank nebst den nöthigen Werkzeugen) . s. w. nach der jedesmaligen bestimmten Einrichtung ihren Anfang nehmen. Um 12 Uhr wird das Mittagsmahl eingenommen. Von 1 — 2 Uhr haben iele, welche Vormittags durch andere Stunden gehindert waren, Unterricht auf einzelnen Instrumenten, die übrigen spielen nach Belieben auf dem Hofe, in en Stuben, lesen, unterhalten sich mit ihren Lehrern nd der Hausmutter und dergleichen.

Im Sommer halten wir von 2 — 5 Uhr Unterichtsstunden (im Winter von 2 — 3 und von 5½ bis Uhr, weil alsdann die Zeit zwischen 3 und 5 Uhr um Spazierengehen die passendste ist). Um 5 Uhr im Winter um 8 Uhr) versammeln wir uns zu der ben erwähnten feierlichen Prüfungs- und Untersuhungsstunde. Nachher wird gevespert (!), und die Freuden in der ewig schönen Natur füllen die Zeit bis um 8 Uhr aus. Die ersten, heißen Stunden des Nachmittags wählen wir zu den Unterrichtsstunden eswegen, weil dann im Hause die meiste Kühle ist, nd zum Spaziergange die kühlen Abende sich am neisten eignen. — Zu diesen Genüssen in der freien Natur bieten uns Deßau's Umgebungen die mannichaltigste Abwechselung dar. Es hat bekanntlich eine urchaus gesunde, durch Franz's segensreiche Regierung tausendfach verschönerte Lage.

Es ist zwar eine große Entbehrung, daß wir neen unserm Wohngebäude keinen Garten haben; allein uf unser unterthänigstes Ansuchen, ist uns durch die Gnade des Herzogs und des Erbprinzen, gleich vor

dem Leipziger Thore, ein Gartenplatz angewiesen worden, wo wir uns insgesammt öfter recht müde arbeiten. Es wird gegraben, geharkt, gekarrt, gesäet und gepflanzt, und andere Arbeit verrichtet. Wir hoffen diesen Platz zu einem nicht ganz übeln Garten umzuformen.

7) Was nun aber den Unterricht anbetrifft, so glaubten wir am schicklichsten zuletzt davon sprechen zu müssen. Wir denken nach Grundsätzen und mit Einheit unser bis hieher gut gedihenes Werk fortzusetzen und nach Kräften zu vollenden. Wir werden von Zeit zu Zeit öffentlich über den Fortgang und das Gedeihen unserer Anstalt Nachricht und dabei zugleich über unser Thun und unsere Arbeiten Rechenschaft geben. Wir berühren daher hier gedrängt nur das, was in diese Anzeige zu gehören scheint, und enthalten uns aller tiefer gehenden Auseinandersetzungen und Zusammenstellungen der Unterrichtsgegenstände nach Zeit und Folge.

Der mathematische Unterricht, als der am tiefsten weckende und bildende, wird fortwährend von uns betrieben. Wir führen unsere Schüler in das Gebiet der Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie frühzeitig ein, und behandeln diese Wissenschaften nach bestimmten Cursen. Haben wir die reine Mathematik gehörig begründet, so gehen wir sofort in die angewandte ein, und bemühen uns, sie mit gleichem Ernste zu lehren.

In der Astronomie haben die ältern Schüler unter Tillich's Leitung schon den Anfang gemacht. Dieses Studium wird emsig fortgesetzt werden.

Den physikalischen Unterricht, theoretisch und praktisch, werden wir seiner Wichtigkeit gemäß zu behandeln suchen. Zu physikalischen und chemischen Experimenten bieten sich in der Stadt günstige Gelegenheiten dar.

Die Mineralogie, Botanik und Zoologie betreiben und bearbeiten wir mit Liebe und Eifer. Hieran schließt sich die allgemeine Technologie.

Auf das Studium der Sprachen wird ganz vorzüglicher Fleiß verwendet. Unsere Zöglinge sollen durchgehends der deutschen und französischen Sprache mächtig werden; darauf wird unausgesetzt hingearbeitet.

Der Unterricht in der englischen Sprache wird öffentlich ertheilt, weil wir ihn für ein wesentlich nothwendiges Erforderniß an einer Anstalt, wie die unsere seyn soll, erachten. Unser Deßau besitzt einen Lehrer der englischen Sprache, welcher von gebornen Engländern wegen seiner Aussprache gelobt worden ist.

In der lateinischen Sprache sind bereits gute Fortschritte gemacht. Dieser folgt bald auch die griechische. Hier schließt sich Rhetorik, Mythologie und Alterthumskunde nothwendig an.

Die Geschichte wird, unsern Ansichten zu Folge, tabellarisch, ohne weitläuftiges Raisonnement, gelehrt, und die Hauptdata der Zeitfolge nach dem Gedächtnisse eingeprägt.

In der Geographie fangen wir mit dem mathematischen Theile an, gehen dann zu dem politisch-topographischen und schließen mit dem physikalischen.

Den Umfang des historischen Unterrichts befassen wir gesondert, nach seinen vielfachen Zweigen.

Was den moralisch-religiösen Unterricht betrifft, so nehmen wir in unsern Versammlungen, die wir in dieser Absicht jeden Sonntag halten, auf keine besondere Religionsparthei vorzugsweise Rücksicht, da der Zweck dieser Stunden nicht die Mittheilung positiver Meinungen und Lehrsätze ist, sondern Weckung und Belebung, Stärkung und Erhaltung eines ächt-religiösen Sinnes und Bekräftigung in der Heilighaltung der Pflicht. Bestimmten Unterricht in der Religion, wo dem Staate und der Kirche vollkommen Genüge geleistet wird, erhalten die Zöglinge, namentlich die Erwachsnern, besonders. Die Pflichtenlehre (philosophische Moral) wird aber in bestimmten Stunden vorgetragen.

Den öffentlichen Gottesdienst besuchen wir nur zuweilen, wozu uns wichtige, feierliche Tage Veranlassung geben. Jeder Zögling erhält von einem Geistlichen seiner Confession den nöthigen Vorbereitungsunterricht, ehe er in die Gemeinde aufgenommen wird, worüber vorher mit den Eltern correspondirt wird.

Ehe unsere Zöglinge die Universität beziehen, werden sie in das Gebiet der Psychologie, der Logik und einer allgemeinen Encyklopädie eingeführt.

Für den Zeichenunterricht ist an unserer Anstalt ein Lehrer angestellt. Eben so haben wir für den Schreibeunterricht einen besondern Lehrer.

Der Unterricht im Singen wird von einem ausgezeichneten Mitgliede der hiesigen Kapelle, als Theoretiker und Practiker der allgemeinen Achtung des Publikums gewiß, ertheilt. Der Unterricht auf Instrumenten wird privatim, ganz nach den Wünschen der Eltern, ertheilt. Gewissenhaft sorgen wir für die erkanntesten, besten Lehrer, an denen es hier nicht fehlt. Eben so wird es mit dem Unterricht im Tanzen und Reiten gehalten. Im Winter, sobald das Wetter das Spazierengehen hindert, erhalten die Zöglinge Unterricht im Exercieren.

Sollten einige Eltern diesen oder jenen Zweig des Unterrichts besonders berücksichtigt wünschen, so werden wir dabei sehr gern behülflich seyn.

Uebrigens steht unser Haus zu jeder Zeit Jedem offen, und wir werden uns freuen, wenn wir recht viele Zeugen haben, die unserer Sache ihre Aufmerksamkeit und Beobachtung nicht entziehen, so wie wir immer offen vor den Augen des Publikums handeln werden.

Für Unterricht, Kost, Wohnung und Wäsche haben wir 50 Louisd'or in halbjähriger Vorausbezahlung festgesetzt. Außerdem werden beim Eintritt jedes Zöglings 4 Louisd'or entrichtet, welches für die Anschaffung einiger nothwendiger Geräthschaften (Schreibetisch, Pult, Bettgestell, Waschbehältnisse rc.) physikalischer Instrumente, und für die Vergrößerung der Schulbibliothek verwendet wird. — Wir nehmen Zöglinge von 8 bis 12 Jahren, am liebsten zu Ostern und Michael, auf.

E. G. Friedenreich. K. A. Richter.

Vorsteher der Tillich'schen Erziehungsanstalt.

Verzeichniß der Effekten,

welche

wir im Besitz jedes Zöglings unsrer Anstalt wünschen.

Für den Winter:

3 Paar Beinkleider von Tuch oder anderm warmen Zeuge.

3 Westen von warmem Stoff.

3 Frack's oder Jacken von Tuch.

1 Oberrock.

Für den Sommer noch:

4 Paar weite, leichte Beinkleider zum Waschen.

4 Westen.

Außerdem:

12 Hemden.

12 Paar Strümpfe. (Vielleicht noch 6 Paar für den Winter?)

18 Schnupftücher.

6 Servietten.

6 Handtücher.

Das nöthige Bettzeug mit doppelten Laken.

1 silbernes Tisch-Besteck.

1 Hut, wohl auch eine lederne Mütze für den Sommer.

2 Paar Stiefeln.

2 Paar Schuhe.

1 Paar Pantoffeln.



